This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

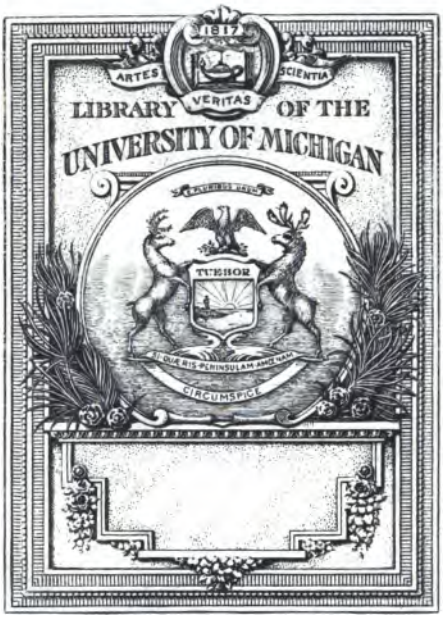
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 900,281


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

938
K3L2
1813

37119

Die Leute von Seldwyla.

Erzählungen

von

Gottfried Keller. 1819-1890

Vierte Auflage.

Zweiter Band.

Stuttgart.
G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.
1883.

Druck von G. Lemppenau in Stuttgart.

Inhalt.

	Seite
Kleider machen Leute	5
Der Schmied seines Glückes	56
Die mißbrauchten Liebesbriefe	89
Dietegen	170
Das verlorene Lachen	237

Seit die erste Hälfte dieser Erzählungen erschienen, streiten sich etwa sieben Städte im Schweizerlande darum, welche unter ihnen mit Seldwyla gemeint sei; und da nach alter Erfahrung der eitle Mensch lieber für schlimm, glücklich und kurzweilig, als für brav aber unbeholfen und einfältig gelten will, so hat jede dieser Städte dem Verfasser ihr Ehrenbürgerrecht angeboten für den Fall, daß er sich für sie erkläre.

Weil er aber schon eine Heimat besitzt, die hinter keinem jener ehrgeizigen Gemeinwesen zurücksteht, so suchte er sie dadurch zu beschwichtigen, daß er ihnen vorgab, es rage in jeder Stadt und in jedem Thale der Schweiz ein Thürmchen von Seldwyla, und diese Ortschaft sei mithin als eine Zusammenstellung solcher Thürmchen, als eine ideale Stadt zu betrachten, welche nur auf den Bergnebel gemalt sei und mit ihm weiter ziehe, bald über diesen, bald über jenen Gau, und vielleicht da oder dort über die Grenze des lieben Vaterlandes, über den alten Rheinstrom hinaus.

Während aber einige der Städte hartnäckig fortfahren, sich ihres Homers schon bei dessen Lebzeiten versichern zu wollen,

hat ſich mit dem wirklichen Seldwyla eine ſolche Veränderung zugetragen, daß ſich ſein ſonſt durch Jahrhunderte gleich gebliebener Charakter in weniger als zehn Jahren geändert hat und ſich ganz in ſein Gegentheil zu verwandeln droht.

Oder, wahrer geſagt, hat ſich das allgemeine Leben ſo geſtaltet, daß die beſondern Fähigkeiten und Rücken der wackeren Seldwyler ſich herrlicher darin entwickeln können, ein günſtiges Fahrwaſſer, ein dankbares Ackerfeld daran haben, auf welchem gerade ſie Meiſter ſind und dadurch zu gelungenen, beruhigten Leuten werden, die ſich nicht mehr von der braven übrigen Welt unterſcheiden.

Es iſt inſonderlich die überall verbreitete Spekulationsbethätigung in bekannten und unbekannten Werthen, welche den Seldwylern ein Feld eröffnet hat, das für ſie wie ſeit Urbeginn geſchaffen ſchien und ſie mit Einem Schlage tauſenden von ernſthaften Geſchäftsleuten gleichſtellte.

Das geſellſchaftliche Beſprechen dieſer Werthe, das Herumſpazieren zum Auftrieb eines Geſchäftes, mit welchem keine weitere Arbeit verbunden iſt, als das Erdulden mannigfacher Aufregung, das Eröffnen oder Abſenden von Depeſchen und hundert ähnliche Dinge, die den Tag ausfüllen, ſind ſo recht ihre Sache. Jeder Seldwyler iſt nun ein geborener Agent oder dergleichen, und ſie wandern als ſolche förmlich aus, wie die Engadiner Zuckerbäcker, die Teſſiner Gypsarbeiter und die ſavoyiſch Kaminfeger.

Statt der ehemaligen dicken Brieftaſche mit zerknitter Schuldſcheinen und Bagatellwechſeln führen ſie nun elega

kleine Notizbücher, in welchen die Aufträge in Aktien, Obligationen, Baumwolle oder Seide kurz notirt werden. Wo irgend eine Unternehmung sich aufthut, sind einige von ihnen bei der Hand, flattern wie die Sperlinge um die Sache herum und helfen sie ausbreiten. Gelingt es Einem, für sich selbst einen Gewinn zu erhaschen, so steuert er stracks damit seitwärts, wie der Karpfen mit dem Regenwurm, und taucht vergnügt an einem andern Lockort wieder auf.

Immer sind sie in Bewegung und kommen mit aller Welt in Berührung. Sie spielen mit den angesehensten Geschäftsmännern Karten und verstehen es vortrefflich, zwischen dem Ausspielen schnelle Antworten auf Geschäftsfragen zu geben oder ein bedeutsames Schweigen zu beobachten.

Dabei sind sie jedoch bereits einsilbiger und trockener geworden; sie lachen weniger als früher und finden fast keine Zeit mehr, auf Schwänke und Lustbarkeiten zu sinnen.

Schon sammelt sich da und dort einiges Vermögen an, welches bei eintretenden Handelskrisen zwar zittert wie Espenlaub, oder sich sogar still wieder auseinander begibt wie eine ungesetzliche Versammlung, wenn die Polizei kommt.

Aber statt der früheren plebejisch-gemüthlichen Concurse und Verlumpungen, die sie unter einander abspielten, gibt es jetzt vornehme Accommodements mit stattlichen auswärtigen Gläubigern, anständig besprochene Schicksalswendungen, welche annäherungsweise wie etwas Rechtes aussehen, sodann Wiederaufrichtungen, und nur selten muß noch Einer vom Schauplatze abtreten.

Von der Politik sind sie beinahe ganz abgekommen, da sie glauben, sie führe immer zum Kriegswesen; als angehende Besitzlustige fürchten und hassen sie aber alle Kriegsmöglichkeiten wie den baren Teufel, während sie sonst hinter ihren Bierkrügen mit der ganzen alten Pentarchie zumal Krieg führten. So sind sie, ehemals die eifrigsten Kannegießer, dahin gelangt, sich ängstlich vor jedem Urtheil in politischen Dingen zu hüten, um ja kein Geschäft, bewußt oder unbewußt, auf ein solches zu stützen, da sie das blinde Vertrauen auf den Zufall für solider halten.

Aber eben durch alles das verändert sich das Wesen der Seldwyler; sie sehen, wie gesagt, schon aus wie andere Leute; es ereignet sich nichts mehr unter ihnen, was der beschaulichen Aufzeichnung würdig wäre, und es ist daher an der Zeit, in ihrer Vergangenheit und den guten lustigen Tagen der Stadt noch eine kleine Nachernte zu halten, welcher Thätigkeit die nachfolgenden weiteren fünf Erzählungen ihr Dasein verdanken.

Kleider machen Leute.

An einem unfreundlichen Novembertage wanderte ein armes Schneiderlein auf der Landstraße nach Goldach, einer kleinen reichen Stadt, die nur wenige Stunden von Seldwyla entfernt ist. Der Schneider trug in seiner Tasche nichts, als einen Fingerhut, welchen er, in Ermangelung irgend einer Münze, unabläßig zwischen den Fingern drehte, wenn er der Kälte wegen die Hände in die Hosen steckte, und die Finger schmerzten ihm ordentlich von diesem Drehen und Reiben, denn er hatte wegen des Fallimentes irgend eines Seldwyler Schneidermeisters seinen Arbeitslohn mit der Arbeit zugleich verlieren und auswandern müssen. Er hatte noch nichts gefrühstückt, als einige Schneeflocken, die ihm in den Mund geflogen, und er sah noch weniger ab, wo das geringste Mittagsbrod herwachsen sollte. Das Fechten fiel ihm äußerst schwer, ja schien ihm gänzlich unmöglich, weil er über seinem schwarzen Sonntagskleide, welches sein einziges war, einen weiten dunkelgrauen Radmantel trug, mit schwarzem Sammt ausgeschlagen, der seinem Träger ein edles und romantisches Aussehen verlieh, zumal dessen lange schwarze Haare und Schnurrbärtchen sorgfältig gepflegt waren und er sich blasser aber regelmäßiger Gesichtszüge erfreute.

Solcher Habitus war ihm zum Bedürfniß geworden ohne daß er etwas Schlimmes oder Betrügerisches dabei im Schilde

führte; vielmehr war er zufrieden, wenn man ihn nur gewähren und im Stillen seine Arbeit verrichten ließ; aber lieber wäre er verhungert, als daß er sich von seinem Radmantel und von seiner polnischen Pelzmütze getrennt hätte, die er ebenfalls mit großem Anstand zu tragen wußte.

Er konnte deshalb nur in größeren Städten arbeiten, wo solches nicht zu sehr auffiel; wenn er wanderte und keine Ersparnisse mitführte, gerieth er in die größte Noth. Näherte er sich einem Hause, so betrachteten ihn die Leute mit Verwunderung und Neugierde und erwarteten eher alles andere, als daß er betteln würde; so erstarben ihm, da er überdies nicht beredt war, die Worte im Munde, also daß er der Märtyrer seines Mantels war und Hunger litt, so schwarz wie des letzteren Sammetfutter.

Als er bekümmert und geschwächt eine Anhöhe hinauf ging, stieß er auf einen neuen und bequemen Reisewagen, welchen ein herrschaftlicher Kutscher in Basel abgeholt hatte und seinem Herrn überbrachte, einem fremden Grafen, der irgendwo in der Ostschweiz auf einem gemietheten oder angekauften alten Schlosse saß. Der Wagen war mit allerlei Vorrichtungen zur Aufnahme des Gepäckes versehen und schien deswegen schwer bepackt zu sein, obgleich alles leer war. Der Kutscher ging wegen des steilen Weges neben den Pferden, und als er oben angekommen den Bock wieder bestieg, fragte er den Schneider, ob er sich nicht in den leeren Wagen setzen wolle. Denn es fing eben an zu regnen und er hatte mit einem Blicke gesehen, daß der Fußgänger sich matt und kümmerlich durch die Welt schlug.

Derselbe nahm das Anerbieten dankbar und bescheiden an, worauf der Wagen rasch mit ihm von dannen rollte und in einer kleinen Stunde stattlich und donnernd durch den Thorbogen von Goldach fuhr. Vor dem ersten Gasthofe, zur Waage genannt, hielt das vornehme Fuhrwerk plötzlich, und alsogleich

zog der Hausknecht so heftig an der Glocke, daß der Draht beinahe entzwei ging. Da stürzten Wirth und Leute herunter und rissen den Schlag auf; Kinder und Nachbaren umringten schon den prächtigen Wagen, neugierig, welch' ein Kern sich aus so unerhörter Schaale enthülsen werde, und als der verdutzte Schneider endlich hervorsprang in seinem Mantel, blaß und schön und schwermüthig zur Erde blickend, schien er ihnen wenigstens ein geheimnißvoller Prinz oder Grafensohn zu sein. Der Raum zwischen dem Reisewagen und der Pforte des Gasthauses war schmal und im Uebrigen der Weg durch die Zuschauer ziemlich gesperrt. Mochte es nun der Mangel an Geistesgegenwart oder an Muth sein, den Haufen zu durchbrechen und einfach seines Weges zu gehen, — er that dieses nicht, sondern ließ sich willenlos in das Haus und die Treppe hinangeleiten und bemerkte seine neue seltsame Lage erst recht, als er sich in einen wohnlichen Speisesaal versetzt sah und ihm sein ehrwürdiger Mantel dienstfertig abgenommen wurde.

„Der Herr wünscht zu speisen?" hieß es, „gleich wird servirt werden, es ist eben gekocht!"

Ohne eine Antwort abzuwarten lief der Waagwirth in die Küche und rief: „In's drei Teufels Namen! Nun haben wir nichts als Rindfleisch und die Hammelskeule! Die Rebhuhnpastete darf ich nicht anschneiden, da sie für die Abendherren bestimmt und versprochen ist. So geht es! Den einzigen Tag, wo wir keinen Gast erwarten und nichts da ist, muß ein solcher Herr kommen! Und der Kutscher hat ein Wappen auf den Knöpfen und der Wagen ist wie der eines Herzogs! und der junge Mann mag kaum den Mund öffnen vor Vornehmheit!"

Doch die ruhige Köchin sagte: „Nun, was ist denn da zu lamentiren, Herr? Die Pastete tragen Sie nur kühn auf, die wird er doch nicht aufessen! Die Abendherren bekommen sie

dann portionenweise, sechs Portionen wollen wir schon noch herausbringen!"

„Sechs Portionen? Ihr vergeßt wohl, daß die Herren sich satt zu essen gewohnt sind!" meinte der Wirth, allein die Köchin fuhr unerschüttert fort: „Das sollen sie auch! Man läßt noch schnell ein halbes Dutzend Cotelettes holen, die brauchen wir so wie so für den Fremden, und was er übrig läßt, schneide ich in kleine Stückchen und menge sie unter die Pastete, da lassen Sie nur mich machen!"

Doch der wackere Wirth sagte ernsthaft: „Köchin, ich habe Euch schon einmal gesagt, daß dergleichen in dieser Stadt und in diesem Hause nicht angeht! Wir leben hier solid und ehrenfest und vermögen es!"

„Ei der Tausend, ja, ja!" rief die Köchin endlich etwas aufgeregt, „wenn man sich dann nicht zu helfen weiß, so opfere man die Sache! Hier sind zwei Schnepfen, die ich den Augenblick vom Jäger gekauft habe, die kann man am Ende der Pastete zusetzen! Eine mit Schnepfen gefälschte Rebhuhnpastete werden die Leckermäuler nicht beanstanden! Sodann sind auch die Forellen da, die größte habe ich in das siedende Wasser geworfen, wie der merkwürdige Wagen kam, und da kocht auch schon die Brühe im Pfännchen, so haben wir also einen Fisch, das Rindfleisch, das Gemüse mit den Cotelettes, den Hammelsbraten und die Pastete; geben Sie nur den Schlüssel, daß man das Eingemachte und den Dessert herausnehmen kann! Und den Schlüssel könnten Sie, Herr! mir mit Ehren und Zutrauen übergeben, damit man Ihnen nicht allerorten nachspringen muß und oft in die größte Verlegenheit geräth!"

„Liebe Köchin! Das braucht Ihr nicht übel zu nehmen, ich habe meiner seligen Frau am Todbette versprechen müssen, die Schlüssel immer in Händen zu behalten; sonach geschieht es grundsätzlich und nicht aus Mißtrauen. Hier sind die Gurken

und hier die Kirschen, hier die Birnen und hier die Aprikosen; aber das alte Confekt darf man nicht mehr auffstellen; geschwind soll die Lise zum Zuckerbeck laufen und frisches Backwerk holen, drei Teller, und wenn er eine gute Torte hat, soll er sie auch gleich mitgeben!"

„Aber Herr! Sie können ja dem einzigen Gast das nicht alles aufrechnen, das schlägt's beim besten Willen nicht heraus!"

„Thut nichts, es ist um die Ehre! Das bringt mich nicht um; dafür soll ein großer Herr, wenn er durch unsere Stadt reis't, sagen können, er habe ein ordentliches Essen gefunden, obgleich er ganz unerwartet und im Winter gekommen sei! Es soll nicht heißen wie von den Wirthen zu Seldwyl, die alles Gute selber fressen und den Fremden die Knochen vorsetzen! Also frisch, munter, sputet euch allerseits!"

Während dieser umständlichen Zubereitungen befand sich der Schneider in der peinlichsten Angst, da der Tisch mit glänzendem Zeuge gedeckt wurde, und so heiß sich der ausgehungerte Mann vor Kurzem noch nach einiger Nahrung gesehnt hatte, so ängstlich wünschte er jetzt, der drohenden Mahlzeit zu entfliehen. Endlich faßte er sich einen Muth, nahm seinen Mantel um, setzte die Mütze auf und begab sich hinaus, um den Ausweg zu gewinnen. Da er aber in seiner Verwirrung, und in dem weitläufigen Hause die Treppe nicht gleich fand, so glaubte der Kellner, den der Teufel beständig umhertrieb, jener suche eine gewisse Bequemlichkeit, rief: „Erlauben Sie gefälligst, mein Herr, ich werde Ihnen den Weg weisen!" und führte ihn durch einen langen Gang, der nirgend anders endigte, als vor einer schön lackirten Thüre, auf welcher eine zierliche Inschrift angebracht war.

Also ging der Mantelträger ohne Widerspruch, sanft wie ein Lämmlein, dort hinein und schloß ordentlich hinter sich zu. Dort lehnte er sich bitterlich seufzend an die Wand, und wünschte

der goldenen Freiheit der Landstraße wieder theilhaftig zu se[illegible] welche ihm jetzt, so schlecht das Wetter war, als das höch[illegible] Glück erschien.

Doch verwickelte er sich jetzt in die erste selbstthätige Lüg[illegible], weil er in dem verschloffenen Raum ein wenig verweilte und er betrat hiermit den abschüssigen Weg des Bösen.

Unterdessen schrie der Wirth, der ihn gesehen hatte im Mantel dahin gehen: „Der Herr friert! heizet mehr ein im Saal! Wo ist die Lise, wo ist die Anne? Rasch einen Korb Holz in den Ofen und einige Hände voll Spähne, daß es brennt! Zum Teufel, sollen die Leute in der Waage im Mantel zu Tisch sitzen?“

Und als der Schneider wieder aus dem langen Gange hervorgewandelt kam, melancholisch wie der umgehende Ahnherr eines Stammschlosses, begleitete er ihn mit hundert Complimenten und Handreibungen wiederum in den verwünschten Saal hinein. Dort wurde er ohne ferneres Verweilen an den Tisch gebeten, der Stuhl zurechtgerückt und da der Duft der kräftigen Suppe, dergleichen er lange nicht gerochen, ihn vollends seines Willens beraubte, so ließ er sich in Gottes Namen nieder und tauchte sofort den schweren Löffel in die braungoldene Brühe. In tiefem Schweigen erfrischte er seine matten Lebensgeister und wurde mit achtungsvoller Stille und Ruhe bedient.

Als er den Teller geleert hatte und der Wirth sah, daß es ihm so wohl schmeckte, munterte er ihn höflich auf, noch einen Löffel voll zu nehmen, das sei gut bei dem rauhen Wetter. Nun wurde die Forelle aufgetragen, mit Grünem bekränzt, und der Wirth legte ein schönes Stück vor. Doch der Schneider, von Sorgen gequält, wagte in seiner Blödigkeit nicht, das blanke Messer zu brauchen, sondern handtierte schüchtern und zimperlich mit der silbernen Gabel daran herum. Das bemerkte die Köchin, welche zur Thür hereinguckte, den großen Herren zu sehen,

und ſie ſagte zu den Umſtehenden: „Gelobt ſei Jeſus Chriſt! Der weiß noch einen feinen Fiſch zu eſſen, wie es ſich gehört, der ſägt nicht mit dem Meſſer in dem zarten Weſen herum, wie wenn er ein Kalb ſchlachten wollte. Das iſt ein Herr von großem Hauſe, darauf wollt' ich ſchwören, wenn es nicht verboten wäre! Und wie ſchön und traurig er iſt! Gewiß iſt er in ein armes Fräulein verliebt, das man ihm nicht laſſen will! Ja, ja, die vornehmen Leute haben auch ihre Leiden!"

Inzwiſchen ſah der Wirth, daß der Gaſt nicht trank, und ſagte ehrerbietig: „Der Herr mögen den Tiſchwein nicht, befehlen Sie vielleicht ein Glas guten Bordeaux, den ich beſtens empfehlen kann?"

Da beging der Schneider den zweiten ſelbſtthätigen Fehler, indem er aus Gehorſam ja ſtatt nein ſagte, und alſobald verfügte ſich der Waagwirth perſönlich in den Keller, um eine ausgeſuchte Flaſche zu holen; denn es lag ihm alles daran, daß man ſagen könne, es ſei etwas Rechtes im Ort zu haben. Als der Gaſt von dem eingeſchenkten Wein wiederum aus böſem Gewiſſen ganz kleine Schlücklein nahm, lief der Wirth voll Freuden in die Küche, ſchnalzte mit der Zunge und rief: „Hol' mich der Teufel, der verſteht's, der ſchlürft meinen guten Wein auf die Zunge, wie man einen Dukaten auf die Goldwage legt!"

„Gelobt ſei Jeſus Chriſt!" ſagte die Köchin, „ich hab's behauptet, daß er's verſteht!"

So nahm die Mahlzeit denn ihren Verlauf und zwar ſehr langſam, weil der arme Schneider immer zimperlich und unentſchloſſen aß und trank und der Wirth, um ihm Zeit zu laſſen, die Speiſen genugſam ſtehen ließ. Trotzdem war es nicht der Rede werth, was der Gaſt bis jetzt zu ſich genommen; vielmehr begann der Hunger, der immerfort ſo gefährlich gereizt wurde, nun den Schrecken zu überwinden, und als die Paſtete von Rebhühnern erſchien, ſchlug die Stimmung des Schneiders gleich-

zeitig um und ein fester Gedanke begann sich in ihm zu bilden. „Es ist jetzt einmal, wie es ist," sagte er sich, von einem neuen Tröpflein Weines erwärmt und aufgestachelt; „nun wäre ich ein Thor, wenn ich die kommende Schande und Verfolgung ertragen wollte ohne mich dafür satt gegessen zu haben! Also vorgesehen, weil es noch Zeit ist! Das Thürmchen, was sie da aufgestellt haben, dürfte leichtlich die letzte Speise sein, daran will ich mich halten, komme was da wolle! Was ich einmal im Leibe habe, kann mir kein König wieder rauben!"

Gesagt, gethan; mit dem Muthe der Verzweiflung hieb er in die leckere Pastete, ohne an ein Aufhören zu denken, so daß sie in weniger als fünf Minuten zur Hälfte geschwunden war und die Sache für die Abendherren sehr bedenklich zu werden begann. Fleisch, Trüffeln, Klößchen, Boden, Deckel, alles schlang er ohne Ansehen der Person hinunter, nur besorgt, sein Ränzchen voll zu packen, ehe das Verhängniß hereinbräche; dazu trank er den Wein in tüchtigen Zügen und steckte große Brodbissen in den Mund; kurz es war eine so hastig belebte Einfuhr, wie wenn bei aufsteigendem Gewitter das Heu von der nahen Wiese gleich auf der Gabel in die Scheune geflüchtet wird. Abermals lief der Wirth in die Küche und rief: „Köchin! Er ißt die Pastete auf, während er den Braten kaum berührt hat! Und den Bordeaux trinkt er in halben Gläsern!"

„Wohl bekomm' es ihm," sagte die Köchin, „lassen Sie ihn nur machen, der weiß, was Rebhühner sind! Wär' er ein gemeiner Kerl, so hätte er sich an den Braten gehalten!"

„Ich sag's auch," meinte der Wirth: „es sieht sich zwar nicht ganz elegant an; aber so hab' ich, als ich zu meiner Ausbildung reis'te, nur Generäle und Capitelsherren essen sehen!"

Unterdessen hatte der Kutscher die Pferde füttern lassen und selbst ein handfestes Essen eingenommen in der Stube für das untere Volk, und da er Eile hatte, ließ er bald wieder anspannen.

Die Angehörigen des Gasthofes zur Waage konnten sich nun nicht länger enthalten und fragten, eh' es zu spät wurde, den herrschaftlichen Kutscher geradezu, wer sein Herr da oben sei, und wie er heiße? Der Kutscher, ein schalkhafter und durchtriebener Kerl, versetzte: „Hat er es noch nicht selbst gesagt?“

„Nein,“ hieß es, und er erwiederte: „Das glaub' ich wohl, der spricht nicht viel in einem Tage; nun, es ist der Graf Strapinski! Er wird aber heut' und vielleicht einige Tage hier bleiben, denn er hat mir befohlen mit dem Wagen vorauszufahren.“

Er machte diesen schlechten Spaß, um sich an dem Schneiderlein zu rächen, das, wie er glaubte, statt ihm für seine Gefälligkeit ein Wort des Dankes und des Abschiedes zu sagen, sich ohne Umsehen in das Haus begeben hatte und den Herren spielte. Seine Eulenspiegelei auf's Aeußerste treibend, bestieg er auch den Wagen, ohne nach der Zeche für sich und die Pferde zu fragen, schwang die Peitsche und fuhr aus der Stadt, und alles ward so in der Ordnung befunden und dem guten Schneider auf's Kerbholz gebracht.

Nun mußte es sich aber fügen, daß dieser, ein geborener Schlesier, wirklich Strapinski hieß, Wenzel Strapinski, mochte es nun ein Zufall sein, oder mochte der Schneider sein Wanderbuch im Wagen hervorgezogen, es dort vergessen und der Kutscher es zu sich genommen haben. Genug, als der Wirth freudestrahlend und händereibend vor ihn hintrat und fragte, ob der Herr Graf Strapinski zum Nachtisch ein Glas alten Tokaier oder ein Glas Champagner nehme, und ihm meldete, daß die Zimmer soeben zubereitet würden, da erblaßte der arme Strapinski, verwirrte sich von neuem und erwiederte gar nichts.

„Höchst interessant!“ brummte der Wirth für sich, indem er abermals in den Keller eilte und aus besonderem Verschlage nicht nur ein Fläschchen Tokaier, sondern auch ein Krügelchen

Bocksbeutel holte und eine Champagnerflasche schlechthin unte den Arm nahm. Bald sah Strapinski einen kleinen Wald vo Gläsern vor sich, aus welchem der Champagnerkelch wie ein Pappel emporragte. Das glänzte, klingelte und duftete gar sel sam vor ihm, und was noch seltsamer war, der arme, aber zie liche Mann griff nicht ungeschickt in das Wäldchen hinein, un goß, als er sah, daß der Wirth etwas Rothwein in seinen Cham pagner that, einige Tropfen Tokaier in den seinigen. Inzwische war der Stadtschreiber und der Notar gekommen, um den Kaff zu trinken, und das tägliche Spielchen um denselben zu machen bald kam auch der ältere Sohn des Hauses Häberlin und Co der jüngere des Hauses Pütschli-Nievergelt, der Buchhalter eine großen Spinnerei, Herr Melcher Böhni; allein statt ihre Part zu spielen, gingen sämmtliche Herren in weitem Bogen hinte dem polnischen Grafen herum, die Hände in den hintern Rod taschen, mit den Augen blinzelnd und auf den Stockzähne lächelnd. Denn es waren diejenigen Mitglieder guter Häuse welche ihr Leben lang zu Hause blieben, deren Verwandte un Genossen aber in aller Welt saßen, weswegen sie selbst die Wel sattsam zu kennen glaubten.

Also das sollte ein polnischer Graf sein? Den Wagen hat ten sie freilich von ihrem Comptoirstuhl aus gesehen; auch wußt man nicht, ob der Wirth den Grafen oder dieser jenen bewirthe doch hatte der Wirth bis jetzt noch keine dummen Streiche ge macht; er war vielmehr als ein ziemlich schlauer Kopf bekann und so wurden denn die Kreise, welche die neugierigen Herre um den Fremden zogen, immer kleiner, bis sie sich zuletzt ver traulich an den gleichen Tisch setzten und sich auf gewandte Weis zu dem Gelage aus dem Stegreif einluden, indem sie ohne wei teres um eine Flasche zu würfeln begannen.

Doch tranken sie nicht zu viel, da es noch früh war; dage gen galt es, einen Schluck trefflichen Kaffee zu nehmen und den

Polacken, wie sie den Schneider bereits heimlich nannten, mit gutem Rauchzeug aufzuwarten, damit er immer mehr röche, wo er eigentlich wäre.

„Darf ich dem Herrn Grafen eine ordentliche Cigarre anbieten? ich habe sie von meinem Bruder auf Cuba direkt bekommen!“ sagte der Eine.

„Die Herren Polen lieben auch eine gute Cigarette, hier ist ächter Taback aus Smyrna, mein Compagnon hat ihn gesandt,“ rief der Andere, indem er ein rothseidenes Beutelchen hinschob.

„Dieser aus Damaskus ist feiner, Herr Graf,“ rief der Dritte, „unser dortiger Prokurist selbst hat ihn für mich besorgt!“

Der Vierte streckte einen ungefügen Cigarrenbengel dar, indem er schrie: „Wenn Sie etwas ganz Ausgezeichnetes wollen, so versuchen Sie diese Pflanzercigarre aus Virginien, selbstgezogen, selbstgemacht, und durchaus nicht käuflich!“

Strapinski lächelte sauersüß, sagte nichts und war bald in feine Duftwolken gehüllt, welche von der hervorbrechenden Sonne lieblich versilbert wurden. Der Himmel entwölkte sich in weniger als einer Viertelstunde, der schönste Herbstnachmittag trat ein; es hieß, der Genuß der günstigen Stunde sei sich zu gönnen, da das Jahr vielleicht nicht viele solcher Tage mehr brächte; und es wurde beschlossen, auszufahren, den fröhlichen Amtsrath auf seinem Gute zu besuchen, der erst vor wenigen Tagen gekeltert hatte, und seinen neuen Wein, den rothen Sauser, zu kosten. Pütschli-Nievergelt, Sohn, sandte nach seinem Jagdwagen, und bald schlugen seine jungen Eisenschimmel das Pflaster vor der Waage. Der Wirth selbst ließ ebenfalls anspannen, man lud den Grafen zuvorkommend ein, sich anzuschließen und die Gegend etwas kennen zu lernen.

Der Wein hatte seinen Witz erwärmt; er überdachte schnell, daß er bei dieser Gelegenheit am besten sich unbemerkt entfernen und seine Wanderung fortsetzen könne; den Schaden sollten die

thörichten und zudringlichen Herren an sich selbst behalten. Er nahm daher die Einladung mit einigen höflichen Worten an und bestieg mit dem jungen Pütschli den Jagdwagen.

Nun war es eine weitere Fügung, daß der Schneider, nachdem er auf seinem Dorfe schon als junger Bursch dem Gutsherrn zuweilen Dienste geleistet, seine Militärzeit bei den Husaren abgedient hatte und demnach genugsam mit Pferden umzugehen verstand. Wie daher sein Gefährte höflich fragte, ob er vielleicht fahren möge, ergriff er sofort Zügel und Peitsche und fuhr in schulgerechter Haltung in raschem Trabe durch das Thor und auf der Landstraße dahin, so daß die Herren einander ansahen und flüsterten: „Es ist richtig, es ist jedenfalls ein Herr!“

In einer halben Stunde war das Gut des Amtsrathes erreicht, Strapinski fuhr in einem prächtigen Halbbogen auf und ließ die feurigen Pferde auf's beste anprallen; man sprang von den Wagen, der Amtsrath kam herbei und führte die Gesellschaft in's Haus, und alsobald war auch der Tisch mit einem halben Dutzend Caraffen voll karneolfarbigen Saufers besetzt. Das heiße, gährende Getränk wurde vorerst geprüft, belobt, und sodann fröhlich in Angriff genommen, während der Hausherr im Hause die Kunde herum trug, es sei ein vornehmer Graf da, ein Polacke, und eine feinere Bewirthung vorbereitete.

Mittlerweile theilte sich die Gesellschaft in zwei Partieen, um das versäumte Spiel nachzuholen, da in diesem Lande keine Männer zusammen sein konnten, ohne zu spielen, wahrscheinlich aus angeborenem Thätigkeitstriebe. Strapinski, welcher die Theilnahme aus verschiedenen Gründen ablehnen mußte, wurde eingeladen zuzusehen, denn das schien ihnen immerhin der Mühe werth, da sie so viel Klugheit und Geistesgegenwart bei den Karten zu entwickeln pflegten. Er mußte sich zwischen beide Partieen setzen, und sie legten es nun darauf an, geistreich und gewandt zu spielen und den Gast zu gleicher Zeit zu unterhalten.

So saß er denn wie ein kränkelnder Fürst, vor welchem die Hofleute ein angenehmes Schauspiel aufführen und den Lauf der Welt darstellen. Sie erklärten ihm die bedeutendsten Wendungen, Handstreiche und Ereignisse, und wenn die eine Partei für einen Augenblick ihre Aufmerksamkeit ausschließlich dem Spiele zuwenden mußte, so führte die andere dafür um so angelegentlicher die Unterhaltung mit dem Schneider. Der beste Gegenstand dünkte sie hiefür Pferde, Jagd und dergleichen; Strapinski wußte hier auch am besten Bescheid, denn er brauchte nur die Redensarten hervorzuholen, welche er einst in der Nähe von Offizieren und Gutsherren gehört und die ihm schon dazumal ausnehmend wohl gefallen hatten. Wenn er diese Redensarten auch nur sparsam, mit einer gewissen Bescheidenheit und stets mit einem schwermüthigen Lächeln vorbrachte, so erreichte er damit nur eine größere Wirkung; wenn zwei oder drei von den Herren aufstanden und etwa zur Seite traten, so sagten sie: „Es ist ein vollkommener Junker!“

Nur Melcher Böhni, der Buchhalter, als ein geborener Zweifler, rieb sich vergnügt die Hände und sagte zu sich selbst: „Ich sehe es kommen, daß es wieder einen Goldacher Putsch gibt, ja, er ist gewissermaßen schon da! Es war aber auch Zeit, denn schon sind's zwei Jahre seit dem letzten! Der Mann dort hat mir so wunderlich zerstochene Finger, vielleicht von Praga oder Ostrolenka her! Nun, ich werde mich hüten, den Verlauf zu stören!“

Die beiden Partieen waren nun zu Ende, auch das Sanfergelüste der Herren gebüßt, und sie zogen nun vor, sich an den alten Weinen des Amtsrathes ein wenig abzukühlen, die jetzt gebracht wurden; doch war die Abkühlung etwas leidenschaftlicher Natur, indem sofort, um nicht in schnöden Müssiggang zu verfallen, ein allgemeines Hazardspiel vorgeschlagen wurde. Man

miſchte die Karten, jeder warf einen Brabanterthaler hin
als die Reihe an Strapinski war, konnte er nicht wohl
Fingerhut auf den Tiſch ſetzen. „Ich habe nicht ein ſolches
ſtück," ſagte er erröthend; aber ſchon hatte Melcher Böhn
ihn beobachtet, für ihn eingeſetzt, ohne daß jemand darau
gab, denn Alle waren viel zu behaglich, als daß ſie auf de
wohn gerathen wären, Jemand in der Welt könne kei
haben. Im nächſten Augenblicke wurde dem Schneider,
wonnen hatte, der ganze Einſatz zugeſchoben; verwirrt
das Geld liegen und Böhni beſorgte für ihn das zweite
welches ein anderer gewann, ſowie das dritte. Doch das
und fünfte gewann wiederum der Polacke, der allmäli
wachte und ſich in die Sache fand. Indem er ſich ſtill und
verhielt, ſpielte er mit abwechſelndem Glücke; einmal kam
auf einen Thaler herunter, den er ſetzen mußte, gewann
und zuletzt, als man das Spiel ſatt bekam, beſaß er
Louisd'or, mehr als er jemals in ſeinem Leben beſeſſen,
er, als er ſah, daß Jedermann ſein Geld einſteckte, ebenſ
ſich nahm, nicht ohne Furcht, daß Alles ein Traum ſei.
welcher ihn fortwährend ſcharf betrachtete, war jetzt im
über ihn und dachte: den Teufel fährt der in einem vie
nigen Wagen!

Weil er aber zugleich bemerkte, daß der räthſelhafte
keine Gier nach dem Gelde gezeigt, ſich überhaupt beſcheid
nüchtern verhalten hatte, ſo war er nicht übel gegen ihn g
ſondern beſchloß, die Sache durchaus gehen zu laſſen.

Aber der Graf Strapinski, als man ſich vor dem
eſſen im Freien erging, nahm jetzt ſeine Gedanken zuſamm
hielt den rechten Zeitpunkt einer geräuſchloſen Beurlaubu
gekommen. Er hatte ein artiges Reiſegeld und nahm ſie
dem Wirth zur Waage von der nächſten Stadt aus ſein
drungenes Mittagsmahl zu bezahlen. Alſo ſchlug er

Radmantel malerisch um, drückte die Pelzmütze tiefer in die Augen und schritt unter einer Reihe von hohen Akazien in der Abendsonne langsam auf und nieder, das schöne Gelände betrachtend, oder vielmehr den Weg erspähend, den er einschlagen wollte. Er nahm sich mit seiner bewölkten Stirne, seinem lieblichen, aber schwermüthigen Mundbärtchen, seinen glänzenden schwarzen Locken, seinen dunkeln Augen, im Wehen seines faltigen Mantels vortrefflich aus; der Abendschein und das Säuseln der Bäume über ihm erhöhte den Eindruck, so daß die Gesellschaft ihn von Ferne mit Aufmerksamkeit und Wohlwollen betrachtete. Allmälig ging er immer etwas weiter vom Hause hinweg, schritt durch ein Gebüsch, hinter welchem ein Feldweg vorüberging, und als er sich vor den Blicken der Gesellschaft gedeckt sah, wollte er eben mit festem Schritt in's Feld rücken, als um eine Ecke herum plötzlich der Amtsrath mit seiner Tochter Nettchen ihm entgegentrat. Nettchen war ein hübsches Fräulein, äußerst prächtig, etwas stutzerhaft gekleidet und mit Schmuck reichlich verziert.

„Wir suchen Sie, Herr Graf!“ rief der Amtsrath, „damit ich Sie erstens hier meinem Kinde vorstelle und zweitens, um Sie zu bitten, daß Sie uns die Ehre erweisen möchten, einen Bissen Abendbrot mit uns zu nehmen; die anderen Herren sind bereits im Hause.“

Der Wanderer nahm schnell seine Mütze vom Kopfe und machte ehrfurchtsvolle, ja furchtsame Verbeugungen, von Roth übergossen. Denn eine neue Wendung war eingetreten, ein Fräulein beschritt den Schauplatz der Ereignisse. Doch schadete ihm seine Blödigkeit und übergroße Ehrerbietung nicht bei der Dame; im Gegentheil, die Schüchternheit, Demuth und Ehrerbietung eines so vornehmen und interessanten jungen Edelmanns erschien ihr wahrhaft rührend, ja hinreißend. Da sieht man, fuhr es ihr durch den Sinn, je nobler, desto bescheidener und unverdor-

bener; merkt es euch, ihr Herren Wildfänge von Goldach, / ihr vor den jungen Mädchen kaum mehr den Hut berührt!

Sie grüßte den Ritter daher auf das holdſeligſte, indem auch lieblich erröthete, und ſprach ſogleich haſtig und ſchnell u Vieles mit ihm, wie es die Art behaglicher Kleinſtädterinnen i die ſich den Fremden zeigen wollen. Strapinski hingegen wa delte ſich in kurzer Zeit um; während er bisher nichts getha hatte, um im geringſten in die Rolle einzugehen, die man ihm aufbürdete, begann er nun unwillkürlich, etwas geſuchter zu ſprechen und miſchte allerhand polniſche Brocken in die Rede, kurz, das Schneiderblütchen fing in der Nähe des Frauenzimmers an ſeine Sprünge zu machen und ſeinen Reiter davon zu tragen.

Am Tiſch erhielt er den Ehrenplatz neben der Tochter des Hauſes; denn die Mutter war geſtorben. Er wurde zwar bald wieder melancholiſch, da er bedachte, nun müſſe er mit den Andern wieder in die Stadt zurückkehren oder gewaltſam in die Nacht hinaus entrinnen, und da er ferner überlegte, wie vergänglich das Glück ſei, welches er jetzt genoß. Aber dennoch empfand er dies Glück und ſagte ſich zum Voraus: „Ach, einmal wirſt du doch in deinem Leben etwas vorgeſtellt und neben einem ſolchen höheren Weſen geſeſſen haben.“

Es war in der That keine Kleinigkeit, eine Hand neben ſich glänzen zu ſehen, die von drei oder vier Armbändern klirrte, und bei einem flüchtigen Seitenblick jedesmal einen abenteuerlich reizend friſirten Kopf, ein holdes Erröthen, einen vollen Augenaufſchlag zu ſehen. Denn er mochte thun oder laſſen, was er wollte, Alles wurde als ungewöhnlich und nobel ausgelegt und die Ungeſchicklichkeit ſelbſt als merkwürdige Unbefangenheit liebenswürdig befunden von der jungen Dame, welche ſonſt ſtundenlang über geſellſchaftliche Verſtöße zu plaudern wußte. Da man guter Dinge war, ſangen ein paar Gäſte Lieder, die in den dreißiger Jahren Mode waren. Der Graf wurde gebeten, ein pol-

niſches Lied zu ſingen. Der Wein überwand ſeine Schüchternheit endlich, obſchon nicht ſeine Sorgen; er hatte einſt einige Wochen im Polniſchen gearbeitet und wußte einige polniſche Worte, ſogar ein Volksliedchen auswendig, ohne ihres Inhaltes bewußt zu ſein, gleich einem Papagei. Alſo ſang er mit edlem Weſen, mehr zaghaft als laut und mit einer Stimme, welche wie von einem geheimen Kummer leiſe zitterte, auf polniſch:

Hunderttauſend Schweine pferchen
Von der Desna bis zur Weichſel,
Und Kathinka, dieſes Saumenſch,
Geht im Schmutz bis an die Knöchel!

Hunderttauſend Ochſen brüllen
Auf Volhyniens grünen Weiden,
Und Kathinka, ja Kathinka,
Glaubt, ich ſei in ſie verliebt!

„Bravo! Bravo!“ riefen alle Herren, mit den Händen klatſchend, und Nettchen ſagte gerührt: „Ach das Nationale iſt immer ſo ſchön!“ Glücklicher Weiſe verlangte Niemand die Ueberſetzung dieſes Geſanges.

Mit dem Ueberſchreiten ſolchen Höhepunktes der Unterhaltung brach die Geſellſchaft auf; der Schneider wurde wieder eingepackt und ſorgfältig nach Goldach zurückgebracht; vorher hatte er verſprechen müſſen, nicht ohne Abſchied davon zu reiſen. Im Gaſthof zur Waage wurde noch ein Glas Punſch genommen; jedoch Strapinski war erſchöpft und verlangte nach dem Bette. Der Wirth ſelbſt führte ihn auf ſeine Zimmer, deren Stattlichkeit er kaum mehr beachtete, obgleich er nur gewohnt war, in dürftigen Herbergskammern zu ſchlafen. Er ſtand ohne alle und jede Habſeligkeit mitten auf einem ſchönen Teppich, als der Wirth plötzlich den Mangel an Gepäck entdeckte und ſich vor die Stirne ſchlug. Dann lief er ſchnell hinaus, ſchellte, rief Kellner und Hausknechte herbei, wortwechſelte mit ihnen, kam wieder und be-

theuerte: „Es ist richtig, Herr Graf, man hat vergessen, Ihr Gepäck abzuladen! Auch das Nothwendigste fehlt!“

„Auch das kleine Packetchen, das im Wagen lag?“ fragte Strapinski ängstlich, weil er an ein handgroßes Bündelein dachte, welches er auf dem Sitze hatte liegen lassen und das ein Schnupftuch, eine Haarbürste, einen Kamm, ein Büchschen Pommade und einen Stengel Bartwichse enthielt.

„Auch dieses fehlt, es ist gar nichts da,“ sagte der gute Wirth erschrocken, weil er darunter etwas sehr Wichtiges vermuthete. „Man muß dem Kutscher sogleich einen Expressen nachschicken,“ rief er eifrig, „ich werde das besorgen!“

Doch der Herr Graf fiel ihm eben so erschrocken in den Arm und sagte bewegt: „Lassen Sie, es darf nicht sein! Man muß meine Spur verlieren für einige Zeit,“ setzte er hinzu, selbst betreten über diese Erfindung.

Der Wirth ging erstaunt zu den Punsch trinkenden Gästen, erzählte ihnen den Fall und schloß mit dem Ausspruche, daß der Graf unzweifelhaft ein Opfer politischer oder der Familienverfolgung sein müsse; denn um eben diese Zeit wurden viele Polen und andere Flüchtlinge wegen gewaltsamer Unternehmungen des Landes verwiesen; andere wurden von fremden Agenten beobachtet und umgarnt.

Strapinski aber that einen guten Schlaf, und als er spät erwachte, sah er zunächst den prächtigen Sonntagsschlafrock des Waagwirthes über einen Stuhl gehängt, ferner ein Tischchen mit allem möglichen Toilettenwerkzeug bedeckt. Sodann harrten eine Anzahl Dienstboten, um Körbe und Koffer, angefüllt mit feiner Wäsche, mit Kleidern, mit Cigarren, mit Büchern, mit Stiefeln, mit Schuhen, mit Sporen, mit Reitpeitschen, mit Pelzen, mit Mützen, mit Hüten, mit Socken, mit Strümpfen, mit Pfeifen, mit Flöten und Geigen abzugeben von Seiten der gestrigen Freunde, mit der angelegentlichen Bitte, sich dieser Be-

quemlichkeiten einſtweilen bedienen zu wollen. Da ſie die Vormittagsſtunden unabänderlich in ihren Geſchäften verbrachten, ließen ſie ihre Beſuche auf die Zeit nach Tiſch anſagen.

Dieſe Leute waren nichts weniger, als lächerlich oder einfältig, ſondern umſichtige Geſchäftsmänner, mehr ſchlau als vernagelt; allein da ihre wohlbeſorgte Stadt klein war und es ihnen manchmal langweilig darin vorkam, waren ſie ſtets begierig auf eine Abwechslung, ein Ereigniß, einen Vorgang, dem ſie ſich ohne Rückhalt hingaben. Der vierſpännige Wagen, das Ausſteigen des Fremden, ſein Mittageſſen, die Ausſage des Kutſchers waren ſo einfache und natürliche Dinge, daß die Goldacher, welche keinem müſſigen Argwohn nachzuhängen pflegten, ein Ereigniß darauf aufbauten, wie auf einen Felſen.

Als Strapinski das Waarenlager ſah, das ſich vor ihm ausbreitete, war ſeine erſte Bewegung, daß er in ſeine Taſche griff, um zu erfahren, ob er träume oder wache. Wenn ſein Fingerhut dort noch in ſeiner Einſamkeit weilte, ſo träumte er. Aber nein, der Fingerhut wohnte traulich zwiſchen dem gewonnenen Spielgelde und ſcheuerte ſich freundſchaftlich an den Thalern; ſo ergab ſich auch ſein Gebieter wiederum in das Ding und ſtieg von ſeinen Zimmern herunter auf die Straße, um ſich die Stadt zu beſehen, in welcher es ihm ſo wohl erging. Unter der Küchenthüre ſtand die Köchin, welche ihm einen tiefen Knix machte und ihm mit neuem Wohlgefallen nachſah; auf dem Flur und an der Hausthüre ſtanden andere Hausgeiſter, alle mit der Mütze in der Hand, und Strapinski ſchritt mit gutem Anſtand und doch beſcheiden heraus, ſeinen Mantel ſittſam zuſammennehmend. Das Schickſal machte ihn mit jeder Minute größer.

Mit ganz anderer Miene beſah er ſich die Stadt, als wenn er um Arbeit darin ausgegangen wäre. Dieſelbe beſtand größtentheils aus ſchönen, feſtgebauten Häuſern, welche alle mit ſteinernen oder gemalten Sinnbildern geziert und mit einem Namen

versehen waren. In diesen Benennungen war die Sitte d Jahrhunderte deutlich zu erkennen. Das Mittelalter spiegel sich ab in den ältesten Häusern oder in den Neubauten, welch an deren Stelle getreten, aber den alten Namen behalten aus d Zeit der kriegerischen Schultheiße und der Mährchen. Da hie es: zum Schwert, zum Eisenhut, zum Harnisch, zur Armbrus zum blauen Schild, zum Schweizerdegen, zum Ritter, zum Büchsenstein, zum Türken, zum Meerwunder, zum goldenen Drachen, zur Linde, zum Pilgerstab, zur Wasserfrau, zum Paradiesvogel, zum Granatbaum, zum Kämbel, zum Einhorn u. dgl. Die Zeit der Aufklärung und der Philantropie war deutlich zu lesen in den moralischen Begriffen, welche in schönen Goldbuchstaben über den Hausthüren erglänzten, wie: zur Eintracht, zur Redlichkeit, zur alten Unabhängigkeit, zur neuen Unabhängigkeit, zur Bürgertugend a, zur Bürgertugend b, zum Vertrauen, zur Liebe, zur Hoffnung, zum Wiedersehen 1 und 2, zum Frohsinn, zur inneren Rechtlichkeit, zur äußeren Rechtlichkeit, zum Landeswohl (ein reinliches Häuschen, in welchem hinter einem Kanarienkäficht, ganz mit Kresse behängt, eine freundliche alte Frau saß mit einer weißen Zipfelhaube und Garn haspelte), zur Verfassung (unten hauf'te ein Böttcher, welcher eifrig und mit großem Geräusch kleine Eimer und Fäßchen mit Reifen einfaßte und unabläßig klopfte); ein Haus hieß schauerlich: zum Tod! ein verwaschenes Gerippe erstreckte sich von unten bis oben zwischen den Fenstern; hier wohnte der Friedensrichter. Im Hause zur Geduld wohnte der Schuldenschreiber, ein ausgehungertes Jammerbild, da in dieser Stadt keiner dem anderen etwas schuldig blieb.

Endlich verkündete sich an den neuesten Häusern die Poesie der Fabrikanten, Bankiere und Spediteure und ihrer Nachahmer in den wohlklingenden Namen: Rosenthal, Morgenthal, Sonnenberg, Veilchenburg, Jugendgarten, Freudenberg, Henriettenthal, zur Camellia, Wilhelminenburg u. s. w. Die an Frauennamen

gehängten Thäler und Burgen bedeuteten für den Kundigen immer ein schönes Weibergut.

An jeder Straßenecke stand ein alter Thurm mit reichem Uhrwerk, buntem Dach und zierlich vergoldeter Windfahne. Diese Thürme waren sorgfältig erhalten; denn die Goldacher erfreuten sich der Vergangenheit und der Gegenwart und thaten auch Recht daran. Die ganze Herrlichkeit war aber von der alten Ringmauer eingefaßt, welche, obwohl nichts mehr nütze, dennoch zum Schmucke beibehalten wurde, da sie ganz mit dichtem ältem Epheu überwachsen war und so die kleine Stadt mit einem immergrünen Kranze umschloß.

Alles dieses machte einen wunderbaren Eindruck auf Strapinski; er glaubte sich in einer anderen Welt zu befinden. Denn als er die Aufschriften der Häuser las, dergleichen er noch nicht gesehen, war er der Meinung, sie bezögen sich auf die besonderen Geheimnisse und Lebensweisen jedes Hauses und es sehe hinter jeder Hausthüre wirklich so aus, wie die Ueberschrift angab, so daß er in eine Art moralisches Utopien hinein gerathen wäre. So war er geneigt zu glauben, die wunderliche Aufnahme, welche er gefunden, hänge hiemit im Zusammenhang, so daß z. B. das Sinnbild der Waage, in welcher er wohnte, bedeute, daß dort das ungleiche Schicksal abgewogen und ausgeglichen und zuweilen ein reisender Schneider zum Grafen gemacht würde.

Er gerieth auf seiner Wanderung auch vor das Thor, und wie er nun so über das freie Feld hinblickte, meldete sich zum letzten Male der pflichtgemäße Gedanke, seinen Weg unverweilt fortzusetzen. Die Sonne schien, die Straße war schön, fest, nicht zu trocken und auch nicht naß, zum Wandern wie gemacht. Reisegeld hatte er nun auch, so daß er angenehm einkehren konnte, wo er Lust dazu verspürte, und kein Hinderniß war zu erspähen.

Da stand er nun, gleich dem Jüngling am Scheidewege, auf einer wirklichen Kreuzstraße; aus dem Lindenkranze, welcher

die Stadt umgab, ſtiegen gaſtliche Rauchſäulen, die goldenen Thurmknöpfe funkelten lockend aus den Baumwipfeln; Glück, Genuß und Verſchuldung, ein geheimnißvolles Schickſal winkten dort; von der Feldſeite her aber glänzte die freie Ferne; Arbeit, Entbehrung, Armuth, Dunkelheit harrten dort, aber auch ein gutes Gewiſſen und ein ruhiger Wandel; dieſes fühlend, wollte er denn auch entſchloſſen in's Feld abſchwenken. Im gleichen Augenblicke rollte ein raſches Fuhrwerk heran; es war das Fräulein von Geſtern, welches mit wehendem blauem Schleier ganz allein in einem ſchmucken leichten Fuhrwerke ſaß, ein ſchönes Pferd regierte und nach der Stadt fuhr. Sobald Strapinski nur an ſeine Mütze griff und dieſelbe demüthig vor ſeine Bruſt nahm in ſeiner Ueberraſchung, verbeugte ſich das Mädchen raſch erröthend gegen ihn, aber überaus freundlich, und fuhr in großer Bewegung, das Pferd zum Galopp antreibend, davon.

Strapinski aber machte unwillkürlich ganze Wendung und kehrte getroſt nach der Stadt zurück. Noch an demſelben Tage galoppirte er auf dem beſten Pferde der Stadt, an der Spitze einer ganzen Reitergeſellſchaft, durch die Allee, welche um die grüne Ringmauer führte, und die fallenden Blätter der Linden tanzten wie ein goldener Regen um ſein verklärtes Haupt.

Nun war der Geiſt in ihn gefahren. Mit jedem Tage wandelte er ſich, gleich einem Regenbogen, der zuſehends bunter wird an der vorbrechenden Sonne. Er lernte in Stunden, in Augenblicken, was Andere nicht in Jahren, da es in ihm geſteckt hatte, wie das Farbenweſen im Regentropfen. Er beachtete wohl die Sitten ſeiner Gaſtfreunde und bildete ſie während des Beobachtens zu einem Neuen und Fremdartigen um; beſonders ſuchte er abzulauſchen, was ſie ſich eigentlich unter ihm dächten und was für ein Bild ſie ſich von ihm gemacht. Dies Bild arbeitete er weiter aus nach ſeinem eigenen Geſchmacke, zur vergnüglichen Unterhaltung der Einen, welche gern etwas Neues ſehen wollten,

und zur Bewunderung der Anderen, beſonders der Frauen, welche nach erbaulicher Anregung dürſteten. So ward er raſch zum Helden eines artigen Romanes, an welchem er gemeinſam mit der Stadt und liebevoll arbeitete, deſſen Hauptbeſtandtheil aber immer noch das Geheimniß war.

Bei alldem verlebte Strapinski, was er in ſeiner Dunkelheit früher nie gekannt, eine ſchlafloſe Nacht um die andere, und es iſt mit Tadel hervorzuheben, daß es eben ſo viel die Furcht vor der Schande, als armer Schneider entdeckt zu werden und dazuſtehen, als das ehrliche Gewiſſen war, was ihm den Schlaf raubte. Sein angeborenes Bedürfniß, etwas Zierliches und Außergewöhnliches vorzuſtellen, wenn auch nur in der Wahl der Kleider, hatte ihn in dieſen Conflikt geführt und brachte jetzt auch jene Furcht hervor, und ſein Gewiſſen war nur inſoweit mächtig, daß er beſtändig den Vorſatz nährte, bei guter Gelegenheit einen Grund zur Abreiſe zu finden und dann durch Lotterieſpiel und dergleichen die Mittel zu gewinnen, aus geheimnißvoller Ferne zu vergüten, um was er die gaſtfreundlichen Goldacher gebracht hatte. Er ließ ſich auch ſchon aus allen Städten, wo es Lotterien oder Agenten derſelben gab, Looſe kommen mit mehr oder weniger beſcheidenem Einſatze, und die daraus entſtehende Correſpondenz, der Empfang der Briefe wurde wiederum als ein Zeichen wichtiger Beziehungen und Verhältniſſe vermerkt.

Schon hatte er mehr als ein Mal ein paar Gulden gewonnen und dieſelben ſofort wieder zum Erwerb neuer Looſe verwendet, als er eines Tages von einem fremden Collecteur, der ſich aber Bankier nannte, eine namhafte Summe empfing, welche hinreichte, jenen Rettungsgedanken auszuführen. Er war bereits nicht mehr erſtaunt über ſein Glück, das ſich von ſelbſt zu verſtehen ſchien, fühlte ſich aber doch erleichtert und beſonders dem guten Waagwirth gegenüber beruhigt, welchen er ſeines guten Eſſens wegen ſehr wohl leiden mochte. Anſtatt aber kurz abzu-

binden, seine Schulden gradaus zu bezahlen und abzureisen, gedachte er, wie er sich vorgenommen, eine kurze Geschäftsreise vorzugeben, dann aber von irgend einer großen Stadt aus zu melden, daß das unerbittliche Schicksal ihm verbiete, je wieder zu kehren; dabei wolle er seinen Verbindlichkeiten nachkommen, ein gutes Andenken hinterlassen und seinem Schneiderberufe sich auf's Neue und mit mehr Umsicht und Glück widmen, oder auch sonst einen anständigen Lebensweg erspähen. Am liebsten wäre er freilich auch als Schneidermeister in Goldach geblieben und hätte jetzt die Mittel gehabt, sich da ein bescheidenes Auskommen zu begründen; allein es war klar, daß er hier nur als Graf leben konnte.

Wegen des sichtlichen Vorzuges und Wohlgefallens, dessen er sich bei jeder Gelegenheit von Seite des schönen Nettchens zu erfreuen hatte, waren schon manche Redensarten im Umlauf und er hatte sogar bemerkt, daß das Fräulein hin und wieder die Gräfin genannt wurde. Wie konnte er diesem Wesen nun eine solche Entwicklung bereiten? Wie konnte er das Schicksal, das ihn gewaltsam so erhöht hatte, so frevelhaft Lügen strafen und sich selbst beschämen?

Er hatte von seinem Lotteriemann, genannt Bankier, einen Wechsel bekommen, welchen er bei einem Goldacher Haus einkassirte; diese Verrichtung bestärkte abermals die günstigen Meinungen über seine Person und Verhältnisse, da die soliden Handelsleute nicht im entferntesten an einen Lotterieverkehr dachten. An demselben Tage nun begab sich Strapinski auf einen stattlichen Ball, zu dem er geladen war. In tiefes, einfaches Schwarz gekleidet erschien er und verkündete sogleich den ihn Begrüßenden, daß er genöthigt sei, zu verreisen.

In zehn Minuten war die Nachricht der ganzen Versammlung bekannt und Nettchen, deren Anblick Strapinski suchte, schien, wie erstarrt, seinen Blicken auszuweichen, bald roth, bald

blaß werdend. Dann tanzte sie mehrmals hinter einander mit jungen Herren, setzte sich zerstreut und schnell athmend und schlug eine Einladung des Polen, der endlich herangetreten war, mit einer kurzen Verbeugung aus, ohne ihn anzusehen.

Seltsam aufgeregt und bekümmert ging er hinweg, nahm seinen famosen Mantel um und schritt mit wehenden Locken in einem Gartenwege auf und nieder. Es wurde ihm nun klar, daß er eigentlich nur dieses Wesens halber so lange dageblieben sei, daß die unbestimmte Hoffnung, doch wieder in ihre Nähe zu kommen, ihn unbewußt belebte, daß aber der ganze Handel eben eine Unmöglichkeit darstelle von der verzweifeltsten Art.

Wie er so dahin schritt, hörte er rasche Tritte hinter sich, leichte, doch unruhig bewegte. Nettchen ging an ihm vorüber und schien, nach einigen ausgerufenen Worten zu urtheilen, nach ihrem Wagen zu suchen, obgleich derselbe auf der andern Seite des Hauses stand und hier nur Winterkohlköpfe und eingewickelte Rosenbäumchen den Schlaf der Gerechten verträumten. Dann kam sie wieder zurück und da er jetzt mit klopfendem Herzen ihr im Wege stand und bittend die Hände nach ihr ausstreckte, fiel sie ihm ohne Weiteres um den Hals und fing jämmerlich an zu weinen. Er bedeckte ihre glühenden Wangen mit seinen fein duftenden dunklen Locken und sein Mantel umschlug die schlanke, stolze, schneeweiße Gestalt des Mädchens wie mit schwarzen Adlersflügeln; es war ein wahrhaft schönes Bild, das seine Berechtigung ganz allein in sich selbst zu tragen schien.

Strapinski aber verlor in diesem Abenteuer seinen Verstand und gewann das Glück, das öfter den Unverständigen hold ist. Nettchen eröffnete ihrem Vater noch in selbiger Nacht beim Nachhausefahren, daß kein anderer, als der Graf der Ihrige sein werde; dieser erschien am Morgen in aller Frühe, um bei dem Vater liebenswürdig schüchtern und melancholisch, wie immer, um sie zu werben, und der Vater hielt folgende Rede:

„So hat sich denn das Schicksal und der Wille dieses thörichten Mädchens erfüllt! Schon als Schulkind behauptete sie fortwährend nur einen Italiener oder einen Polen, einen großen Pianisten oder einen Räuberhauptmann mit schönen Locken heirathen zu wollen, und nun haben wir die Bescheerung! Alle inländischen wohlmeinenden Anträge hat sie ausgeschlagen, noch neulich mußte ich den gescheidten und tüchtigen Melchior Böhni heimschicken, der noch große Geschäfte machen wird, und sie hat ihn noch schrecklich verhöhnt, weil er nur ein röthliches Backenbärtchen trägt und aus einem silbernen Döschen schnupft! Nun, Gott sei Dank, ist ein polnischer Graf da aus wildester Ferne! Nehmen Sie die Gans, Herr Graf, und schicken Sie mir dieselbe wieder, wenn sie in Ihrer Polackei friert und einst unglücklich wird und heult! Ach, was würde die selige Mutter für ein Entzücken genießen, wenn sie noch erlebt hätte, daß das verzogene Kind eine Gräfin geworden ist!“

Nun gab es große Bewegung; in wenig Tagen sollte rasch die Verlobung gefeiert werden, denn der Amtsrath behauptete, daß der künftige Schwiegersohn sich in seinen Geschäften und vorhabenden Reisen nicht durch Heirathssachen dürfe aufhalten lassen, sondern diese durch die Beförderung jener beschleunigen müsse.

Strapinski brachte zur Verlobung Brautgeschenke, welche ihn die Hälfte seines zeitlichen Vermögens kosteten; die andere Hälfte verwandte er zu einem Feste, das er seiner Braut geben wollte. Es war eben Fastnachtszeit und bei hellem Himmel ein verspätetes glänzendes Winterwetter. Die Landstraßen boten die prächtigste Schlittenbahn, wie sie nur selten entsteht und sich hält, und Herr von Strapinski veranstaltete darum eine Schlittenfahrt und einen Ball in dem für solche Feste beliebten stattlichen Gasthause, welches auf einer Hochebene mit der schönsten Aussicht gelegen war, etwa zwei gute Stunden entfernt und genau in der Mitte zwischen Goldach und Seldwyla.

Um dieſe Zeit geſchah es, daß Herr Melchior Böhni in der etzteren Stadt Geſchäfte zu beſorgen hatte und daher einige Tage or dem Winterfeſt in einem leichten Schlitten dahin fuhr, ſeine eſte Cigarre rauchend; und es geſchah ferner, daß die Seldwyler uf den gleichen Tag, wie die Goldacher, auch eine Schlittenfahrt erabredeten, nach dem gleichen Orte, und zwar eine koſtümirte der Maskenfahrt.

So fuhr denn der Goldacher Schlittenzug gegen die Mittagsſtunde unter Schellenklang, Poſthorntönen und Peitſchenknall urch die Straßen der Stadt, daß die Sinnbilder der alten äuſer erſtaunt herniederſahen, und zum Thore hinaus. Im rſten Schlitten ſaß Strapinski mit ſeiner Braut, in einem polniſchen Ueberrock von grünem Sammet, mit Schnüren beſetzt nd ſchwer mit Pelz verbrämt und gefüttert. Nettchen war ganz n weißes Pelzwerk gehüllt; blaue Schleier ſchützten ihr Geſicht egen die friſche Luft und gegen den Schneeglanz. Der Amtsrath ar durch irgend ein plötzliches Ereigniß verhindert worden, nitzufahren; doch war es ſein Geſpann und ſein Schlitten, in elchem ſie fuhren, ein vergoldetes Frauenbild als Schlittenierath vor ſich, die Fortuna vorſtellend; denn die Stadtwohnung es Amtsrathes hieß zur Fortuna.

Ihnen folgten fünfzehn bis ſechszehn Gefährte mit je einem Herren und einer Dame, alle geputzt und lebensfroh, aber keines er Paare ſo ſchön und ſtattlich, wie das Brautpaar. Die Schlitten trugen, wie die Meerſchiffe ihre Galions, immer das Sinnild des Hauſes, dem jeder angehörte, ſo daß das Volk rief: „Seht, da kommt die Tapferkeit! wie ſchön iſt die Tüchtigkeit! Die Verbeſſerlichkeit ſcheint neu lackirt zu ſein und die Sparſamkeit friſch vergoldet! Ah, der Jakobsbrunnen und der Teich Bethesda! Im Teiche Bethesda, welcher als beſcheidener Einpänner den Zug ſchloß, kutſchirte Melchior Böhni ſtill und vergnügt. Als Galion ſeines Fahrzeugs hatte er das Bild jenes

jüdiſchen Männchens vor ſich, welcher an beſagtem Teiche dreißig Jahre auf ſein Heil gewartet. So ſegelte denn das Geſchwader im Sonnenſcheine dahin und erſchien bald auf der weithin ſchimmernden Höhe, dem Ziele ſich nahend. Da ertönte gleichzeitig von der entgegengeſetzten Seite luſtige Muſik.

Aus einem duftig bereiften Walde heraus brach ein Wirrwarr von bunten Farben und Geſtalten und entwickelte ſich zu einem Schlittenzug, welcher hoch am weißen Feldrande ſich auf den blauen Himmel zeichnete und ebenfalls nach der Mitte der Gegend hinglitt, von abenteuerlichem Anblick. Es ſchienen meiſtens große bäuerliche Laſtſchlitten zu ſein, je zwei zuſammen gebunden, um abſonderlichen Gebilden und Schauſtellungen zur Unterlage zu dienen. Auf dem vorderſten Fuhrwerke ragte eine koloſſale Figur empor, die Göttin Fortuna vorſtellend, welche in den Aether hinaus zu fliegen ſchien. Es war eine rieſenhafte Strohpuppe voll ſchimmernden Flittergoldes, deren Gazegewänder in der Luft flatterten. Auf dem zweiten Gefährte aber fuhr ein ebenſo rieſenmäßiger Ziegenbock einher, ſchwarz und düſter abſtechend und mit geſenkten Hörnern der Fortuna nachjagend. Hierauf folgte ein ſeltſames Gerüſte, welches ſich als ein fünfzehn Schuh hohes Bügeleiſen darſtellte, dann eine gewaltig ſchnappende Scheere, welche mittelſt einer Schnur auf und zugeklappt wurde und das Himmelszelt für einen blau ſeidenen Weſtenſtoff anzuſehen ſchien. Andere ſolche landläufige Anſpielungen auf das Schneiderweſen folgten noch und zu Füßen aller dieſer Gebilde ſaß auf den geräumigen, je von vier Pferden gezogenen Schlitten die Seldwyler Geſellſchaft in bunteſter Tracht, mit lautem Gelächter und Geſang.

Als beide Züge gleichzeitig auf dem Platze vor dem Gaſthauſe auffuhren, gab es demnach einen geräuſchvollen Auftritt und ein großes Gedränge von Menſchen und Pferden. Die Herrſchaften von Goldach waren überraſcht und erſtaunt über

die abenteuerliche Begegnung; die Seldwyler dagegen ſtellten ſich vorerſt gemüthlich und freundſchaftlich beſcheiden. Ihr vorderſter Schlitten mit der Fortuna trug die Inſchrift „Leute machen Kleider" und ſo ergab es ſich denn, daß die ganze Geſellſchaft lauter Schneidersleute von allen Nationen und aus allen Zeitaltern darſtellte. Es war gewiſſermaßen ein hiſtoriſch-ethnographiſcher Schneiderfeſtzug, welcher mit der umgekehrten und ergänzenden Inſchrift abſchloß: „Kleider machen Leute!" In dem letzten Schlitten mit dieſer Ueberſchrift ſaßen nämlich, als das Werk der vorausgefahrenen heidniſchen und chriſtlichen Nahtbefliſſenen aller Art, ehrwürdige Kaiſer und Könige, Rathsherren und Stabsoffiziere, Prälaten und Stiftsdamen in höchſter Gravität.

Dieſe Schneiderwelt wußte ſich gewandt aus dem Wirrwarr zu ordnen und ließ die Goldacher Herren und Damen, das Brautpaar an deren Spitze, beſcheiden in's Haus ſpaziren, um nachher die unteren Räume deſſelben, welche für ſie beſtellt waren, zu beſetzen, während jene die breite Treppe empor nach dem großen Feſtſaale rauſchten. Die Geſellſchaft des Herren Grafen fand dies Benehmen ſchicklich und ihre Ueberraſchung verwandelte ſich in Heiterkeit und beifälliges Lächeln über die unverwüſtliche Laune der Seldwyler; nur der Graf ſelbſt hegte gar dunkle Empfindungen, die ihm nicht behagten, obgleich er in der jetzigen Voreingenommenheit ſeiner Seele keinen beſtimmten Argwohn verſpürte und nicht einmal bemerkt hatte, woher die Leute gekommen waren. Melchior Böhni der ſeinen Teich Bethesda ſorglich bei Seite gebracht hatte und ſich aufmerkſam in der Nähe Strapinski's befand, nannte laut, daß dieſer es hören konnte, eine ganz andere Ortſchaft als den Urſprungsort des Maskenzuges.

Bald ſaßen beide Geſellſchaften, jegliche auf ihrem Stockwerke, an den gedeckten Tafeln und gaben ſich fröhlichen Geſprächen und Scherzreden hin, in Erwartung weiterer Freuden.

Die kündigten sich denn auch für die Goldacher an, als paarweise in den Tanzsaal hinüber schritten und dort die M sikker schon ihre Geigen stimmten. Wie nun aber Alles im Kre stand und sich zum Reihen ordnen wollte, erschien eine Gesand schaft der Seldwyler, welche das freundnachbarliche Gesuch u Anerbieten vortrug, den Herren und Frauen von Goldach einen Besuch abstatten zu dürfen und ihnen zum Ergötzen einen Schautanz aufzuführen. Dieses Anerbieten konnte nicht wohl zurückgewiesen werden; auch versprach man sich von den lustigen Seldwylern einen tüchtigen Spaß und setzte sich daher nach der Anordnung der besagten Gesandtschaft in einem großen Halbring, in dessen Mitte Strapinski und Nettchen glänzten gleich fürstlichen Sternen.

Nun traten allmählig jene besagten Schneidergruppen nach einander ein. Jede führte in zierlichem Gebehrdenspiel den Satz „Leute machen Kleider" und dessen Umkehrung durch, indem sie erst mit Emsigkeit irgend ein stattliches Kleidungsstück, einen Fürstenmantel, Priestertalar u. dergl. anzufertigen schien und sodann eine dürftige Person damit bekleidete, welche urplötzlich umgewandelt sich in höchstem Ansehen aufrichtete und nach dem Takte der Musik feierlich einherging. Auch die Thierfabel wurde in diesem Sinne in Scene gesetzt, da eine gewaltige Krähe erschien, die sich mit Pfauenfedern schmückte und quackend umherhüpfte, ein Wolf, der sich einen Schafspelz zurecht schneiderte, schließlich ein Esel, der eine furchtbare Löwenhaut von Werg trug und sich heroisch damit drapirte, wie mit einem Carbonarimantel.

Alle die so erschienen traten nach vollbrachter Darstellung zurück und machten allmählig so den Halbkreis der Goldacher zu einem weiten Ring von Zuschauern, dessen innerer Raum endlich leer ward. In diesem Augenblicke ging die Musik in eine wehmüthig ernste Weise über und zugleich beschritt eine letzte Er-

ſcheinung den Kreis, deſſen Augen ſämmtlich auf ſie gerichtet waren. Es war ein ſchlanker junger Mann in dunklem Mantel, dunkeln ſchönen Haaren und mit einer polniſchen Mütze; es war Niemand anders als der Graf Strapinski, wie er an jenem Novembertag auf der Straße gewandert und den verhängnißvollen Wagen beſtiegen hatte.

Die ganze Verſammlung blickte lautlos geſpannt auf die Geſtalt, welche feierlich ſchwermüthig einige Gänge nach dem Takte der Muſik umher trat, dann in die Mitte des Ringes ſich begab, den Mantel auf den Boden breitete, ſich ſchneidermäßig darauf niederſetzte und anfing ein Bündel auszupacken. Er zog einen beinahe fertigen Grafenrock hervor, ganz wie ihn Strapinski in dieſem Augenblicke trug, nähete mit großer Haſt und Geſchicklichkeit Troddeln und Schnüre darauf und bügelte ihn ſchulgerecht aus, indem er das ſcheinbar heiße Bügeleiſen mit naſſen Fingern prüfte. Dann richtete er ſich langſam auf, zog ſeinen fadenſcheinigen Rock aus und das Prachtkleid an, nahm ein Spiegelchen, kämmte ſich und vollendete ſeinen Anzug, daß er endlich als das leibhafte Ebenbild des Grafen daſtand. Unverſehens ging die Muſik in eine raſche, muthige Weiſe über, der Mann wickelte ſeine Siebenſachen in den alten Mantel und warf das Pack weit über die Köpfe der Anweſenden hinweg in die Tiefe des Saales, als wollte er ſich ewig von ſeiner Vergangenheit trennen. Hierauf beging er als ſtolzer Weltmann in ſtattlichen Tanzſchritten den Kreis, hie und da ſich vor den Anweſenden huldreich verbeugend, bis er vor das Brautpaar gelangte. Plötzlich faßte er den Polen, ungeheuer überraſcht, feſt in's Auge, ſtand als eine Säule vor ihm ſtill, während gleichzeitig wie auf Verabredung die Muſik aufhörte und eine fürchterliche Stille wie ein ſtummer Blitz einfiel.

„Ei ei ei ei!“ rief er mit weithin vernehmlicher Stimme und reckte den Arm gegen den Unglücklichen aus, „ſieh da den Bruder

Schlesier, den Wasserpolacken! Der mir aus der Arbeit gelaufen ist, weil er wegen einer kleinen Geschäftsschwankung glaubte, es sei zu Ende mit mir. Nun es freut mich, daß es Ihnen so lustig geht und Sie hier so fröhliche Fastnacht halten! Stehen Sie in Arbeit zu Goldach?"

Zugleich gab er dem bleich und lächelnd dasitzenden Grafensohn die Hand, welche dieser willenlos ergriff wie eine feurige Eisenstange, während der Doppelgänger rief: „Kommt Freunde, seht hier unsern sanften Schneidergesellen, der wie ein Raphael aussieht und unsern Dienstmägden, auch der Pfarrerstochter so wohl gefiel, die freilich ein bischen übergeschnappt ist!"

Nun kamen die Seldwyler Leute alle herbei und drängten sich um Strapinski und seinen ehemaligen Meister, indem sie ersterem treuherzig die Hand schüttelten, daß er auf seinem Stuhle schwankte und zitterte. Gleichzeitig setzte die Musik wieder ein mit einem lebhaften Marsch; die Seldwyler, sowie sie an dem Brautpaar vorüber waren, ordneten sich zum Abzuge und marschirten unter Absingung eines wohl einstudirten diabolischen Lachchores aus dem Saale, während die Goldacher, unter welchen Böhni die Erklärung des Mirakels blitzschnell zu verbreiten gewußt hatte, durcheinander liefen und sich mit den Seldwylern kreuzten, so daß es einen großen Tumult gab.

Als dieser sich endlich legte, war auch der Saal beinahe leer; wenige Leute standen an den Wänden und flüsterten verlegen untereinander; ein paar junge Damen hielten sich in einiger Entfernung von Nettchen, unschlüssig, ob sie sich derselben nähern sollten oder nicht.

Das Paar aber saß unbeweglich auf seinen Stühlen gleich einem steinernen egyptischen Königspaar, ganz still und einsam; man glaubte den unabsehbaren glühenden Wüstensand zu fühlen.

Nettchen, weiß wie ein Marmor, wendete das Gesicht lang-

ſam nach ihrem Bräutigam und ſah ihn ſeltſam von der Seite an.

Da ſtand er langſam auf und ging mit ſchweren Schritten hinweg, die Augen auf den Boden gerichtet, während große Thränen aus denſelben fielen.

Er ging durch die Goldacher und Seldwyler, welche die Treppen bedeckten, hindurch wie ein Todter, der ſich geſpenſtiſch von einem Jahrmarkt ſtiehlt, und ſie ließen ihn ſeltſamer Weiſe auch wie einen ſolchen paſſiren, indem ſie ihm ſtill auswichen ohne zu lachen oder harte Worte nachzurufen. Er ging auch zwiſchen den zur Abfahrt gerüſteten Schlitten und Pferden von Goldach hindurch, indeſſen die Seldwyler ſich in ihrem Quartiere erſt noch recht beluſtigten, und er wandelte halb unbewußt, nur in der Meinung, nicht mehr nach Goldach zurückzukommen, dieſelbe Straße gegen Seldwyla hin, auf welcher er vor einigen Monaten hergewandert war. Bald verſchwand er in der Dunkelheit des Waldes, durch welchen ſich die Straße zog. Er war barhäuptig, denn ſeine Polenmütze war im Fenſtergeſimſe des Tanzſaales liegen geblieben nebſt den Handſchuhen, und ſo ſchritt er denn geſenkten Hauptes und die frierenden Hände unter die gekreuzten Arme bergend vorwärts, während ſeine Gedanken ſich allmählig ſammelten und zu einigem Erkennen gelangten. Das erſte deutliche Gefühl, deſſen er inne wurde, war dasjenige einer ungeheuren Schande, gleich wie wenn er ein wirklicher Mann von Rang und Anſehen geweſen und nun infam geworden wäre durch Hereinbrechen irgend eines verhängnißvollen Unglückes. Dann löste ſich dieſes Gefühl aber auf in eine Art Bewußtſein erlittenen Unrechtes; er hatte ſich bis zu ſeinem glorreichen Einzug in die verwünſchte Stadt nie ein Vergehen zu Schulden kommen laſſen; ſoweit ſeine Gedanken in die Kindheit zurückreichten, war ihm nicht erinnerlich, daß er je wegen einer Lüge oder einer Täuſchung geſtraft oder geſcholten worden wäre, und

nun war er ein Betrüger geworden dadurch, daß die Thorheit der Welt ihn in einem unbewachten und so zu sagen wehrlosen Augenblicke überfallen und ihn zu ihrem Spielgesellen gemacht hatte. Er kam sich wie ein Kind vor, welches ein anderes boshaftes Kind überredet hat, von einem Altare den Kelch zu stehlen; er haßte und verachtete sich jetzt, aber er weinte auch über sich und seine unglückliche Verirrung.

Wenn ein Fürst Land und Leute nimmt, wenn ein Priester die Lehre seiner Kirche ohne Ueberzeugung verkündet, aber die Güter seiner Pfründe mit Würde verzehrt; wenn ein dünkelvoller Lehrer die Ehren und Vortheile eines hohen Lehramtes inne hat und genießt, ohne von der Höhe seiner Wissenschaft den mindesten Begriff zu haben und derselben auch nur den kleinsten Vorschub zu leisten; wenn ein Künstler ohne Tugend, mit leichtfertigem Thun und leerer Gaukelei sich in Mode bringt und Brot und Ruhm der wahren Arbeit vorwegstiehlt; oder wenn ein Schwindler, der einen großen Kaufmannsnamen geerbt oder erschlichen hat, durch seine Thorheiten und Gewissenlosigkeiten Tausende um ihre Ersparnisse und Nothpfennige bringt, so weinen alle diese nicht über sich, sondern erfreuen sich ihres Wohlseins und bleiben nicht einen Abend ohne aufheiternde Gesellschaft und gute Freunde.

Unser Schneider aber weinte bitterlich über sich d. h. er fing solches plötzlich an, als nun seine Gedanken an der schweren Kette, an der sie hingen, unversehens zu der verlassenen Braut zurückkehrten und sich aus Scham vor der Unsichtbaren zur Erde krümmten. Das Unglück und die Erniedrigung zeigten ihm mit Einem hellen Strahle das verlorene Glück und machten aus dem unklar verliebten Irrgänger einen verstoßenen Liebenden. Er streckte die Arme gegen die kalt glänzenden Sterne empor und taumelte mehr, als er ging, auf seiner Straße dahin, stand wieder still und schüttelte den Kopf, als plötzlich ein rother Schein den

Schnee um ihn her erreichte und zugleich Schellenklang und Gelächter ertönte. Es waren die Seldwyler, welche mit Fackeln nach Hause fuhren. Schon näherten sich ihm die ersten Pferde mit ihren Nasen; da raffte er sich auf, that einen gewaltigen Sprung über den Straßenrand und duckte sich unter die vordersten Stämme des Waldes. Der tolle Zug fuhr vorbei und verhallte endlich in der dunklen Ferne, ohne daß der Flüchtling bemerkt worden war; dieser aber, nachdem er eine gute Weile reglos gelauscht hatte, von der Kälte wie von den erst genossenen feurigen Getränken und seiner gramvollen Dummheit übermannt, streckte unvermerkt seine Glieder aus und schlief ein auf dem knisternden Schnee, während ein eiskalter Hauch von Osten heranzuwehen begann.

Inzwischen erhob auch Nettchen sich von ihrem einsamen Sitze. Sie hatte dem abziehenden Geliebten gewissermaßen aufmerksam nachgeschaut, saß länger als eine Stunde unbeweglich da und stand dann auf, indem sie bitterlich zu weinen begann und rathlos nach der Thüre ging. Zwei Freundinnen gesellten sich nun zu ihr mit zweifelhaft tröstenden Worten; sie hat dieselben, ihr Mantel, Tücher, Hut und dergleichen zu verschaffen, in welche Dinge sie sich sodann stumm verhüllte, die Augen mit dem Schleier heftig trocknend. Da man aber, wenn man weint, fast immer zugleich auch die Nase schneuzen muß, so sah sie sich doch genöthigt, das Taschentuch zu nehmen und that einen tüchtigen Schneuz, worauf sie stolz und zornig um sich blickte. In dieses Blicken hinein gerieth Melchior Böhni, der sich ihr freundlich, demüthig und lächelnd näherte und ihr die Nothwendigkeit darstellte, nunmehr einen Führer und Begleiter nach dem väterlichen Hause zurück zu haben. Den Teich Bethesda, sagte er, werde er hier im Gasthause zurücklassen und dafür die Fortuna mit der verehrten Unglücklichen sicher nach Goldach hingeleiten.

Ohne zu antworten ging sie festen Schrittes voran nach dem

Hofe, wo der Schlitten mit den ungeduldigen wohlgefütterten Pferden bereit ſtand, einer der letzten, welche dort waren. Sie nahm raſch darin Platz, ergriff das Leitſeil und die Peitſche, und während der achtloſe Böhni, mit glücklicher Geſchäftigkeit ſich gebehrdend, dem Stallknecht, der die Pferde gehalten, das Trinkgeld hervorſuchte, trieb ſie unverſehens die Pferde an und fuhr auf die Landſtraße hinaus in ſtarken Sätzen, welche ſich bald in einen anhaltenden munteren Galopp verwandelten. Und zwar ging es nicht nach der Heimat, ſondern auf der Seldwyler Straße hin. Erſt als das leichtbeſchwingte Fahrzeug ſchon dem Blicke entſchwunden war, entdeckte Herr Böhni das Ereigniß und lief in der Richtung gegen Goldach mit Ho ho! und Haltrufen, ſprang dann zurück und jagte mit ſeinem eigenen Schlitten der entflohenen oder nach ſeiner Meinung durch die Pferde entführten Schönen nach, bis er am Thore der aufgeregten Stadt anlangte, in welcher das Aergerniß bereits alle Zungen beſchäftigte.

Warum Nettchen jenen Weg eingeſchlagen, ob in der Verwirrung oder mit Vorſatz, iſt nicht ſicher zu berichten. Zwei Umſtände mögen hier ein leiſes Licht gewähren. Einmal lagen ſonderbarer Weiſe die Pelzmütze und die Handſchuhe Strapinski's, welche auf dem Fenſterſimſe hinter dem Sitze des Paares gelegen hatten, nun im Schlitten der Fortuna neben Nettchen; wann und wie ſie dieſe Gegenſtände ergriffen, hatte Niemand beachtet und ſie ſelbſt wußte es nicht; es war wie im Schlafwandel geſchehen. Sie wußte jetzt noch nicht, daß Mütze und Handſchuhe neben ihr lagen. Sodann ſagte ſie mehr als ein Mal laut vor ſich hin: „Ich muß noch zwei Worte mit ihm ſprechen, nur zwei Worte!“

Dieſe beiden Thatſachen ſcheinen zu beweiſen, daß nicht ganz der Zufall die feurigen Pferde lenkte. Auch war es ſeltſam, als die Fortuna in die Waldſtraße gelangte, in welche jetzt der helle Vollmond hinein ſchien, wie Nettchen den Lauf der Pferde

mäßigte und die Zügel fester anzog, so daß dieselben beinahe nur im Schritt einhertanzten, während die Lenkerin die traurigen aber dennoch scharfen Augen gespannt auf den Weg heftete, ohne links und rechts den geringsten auffälligen Gegenstand außer Acht zu lassen.

Und doch war gleichzeitig ihre Seele wie in tiefer, schwerer, unglücklicher Vergessenheit befangen; was sind Glück und Leben! von was hangen sie ab? Was sind wir selbst, daß wir wegen einer lächerlichen Fastnachtslüge glücklich oder unglücklich werden? Was haben wir verschuldet, wenn wir durch eine fröhliche gläubige Zuneigung Schmach und Hoffnungslosigkeit einärnten? Wer sendet uns solche einfältige Truggestalten, die zerstörend in unser Schicksal eingreifen, während sie sich selbst daran auflösen, wie schwache Seifenblasen?

Solche mehr geträumte als gedachte Fragen umfingen die Seele Nettchens, als ihre Augen sich plötzlich auf einen länglichen dunklen Gegenstand richteten, welcher zur Seite der Straße sich vom mondbeglänzten Schnee abhob. Es war der langhingestreckte Wenzel, dessen dunkles Haar sich mit dem Schatten der Bäume vermischte, während sein schlanker Körper deutlich im Lichte lag.

Nettchen hielt unwillkürlich die Pferde an, womit eine tiefe Stille über den Wald kam. Sie starrte unverwandt nach dem dunklen Körper, bis derselbe sich ihrem hellsehenden Auge fast unverkennbar darstellte und sie leise die Zügel festband, ausstieg, die Pferde einen Augenblick beruhigend streichelte und sich hierauf der Erscheinung vorsichtig, lautlos näherte.

Ja, er war es. Der dunkelgrüne Sammt seines Rockes nahm sich selbst auf dem nächtlichen Schnee schön und edel aus; der schlanke Leib und die geschmeidigen Glieder, wohl geschnürt und bekleidet, alles sagte noch in der Erstarrung, am Rande des Unterganges, im Verlorensein: Kleider machen Leute!

Als sich die einsame Schöne näher über ihn hinbeugte und ihn ganz sicher erkannte, sah sie auch sogleich die Gefahr, in der sein Leben schwebte, und fürchtete, er möchte bereits erfroren sein. Sie ergriff daher unbedenklich eine seiner Hände, die kalt und fühllos schien. Alles andere vergessend rüttelte sie den Aermsten und rief ihm seinen Taufnamen in's Ohr: „Wenzel! Wenzel!“ Umsonst, er rührte sich nicht, sondern athmete nur schwach und traurig. Da fiel sie über ihn her, fuhr mit der Hand über sein Gesicht, und gab ihm in der Beängstigung Nasenstüber auf die erbleichte Nasenspitze. Dann nahm sie, hiedurch auf einen guten Gedanken gebracht, Hände voll Schnee und rieb ihm die Nase und das Gesicht und auch die Finger tüchtig, soviel sie vermochte und bis sich der glücklich Unglückliche erholte, erwachte und langsam seine Gestalt in die Höhe richtete.

Er blickte um sich und sah die Retterin vor sich stehen. Sie hatte den Schleier zurückgeschlagen; Wenzel erkannte jeden Zug in ihrem weißen Gesicht, das ihn ansah mit großen Augen.

Er stürzte vor ihr nieder, küßte den Saum ihres Mantels und rief: „Verzeih' mir! Verzeih' mir!“

„Komm, fremder Mensch!“ sagte sie mit unterdrückter zitternder Stimme, „ich werde mit Dir sprechen und Dich fortschaffen!“

Sie winkte ihm, in den Schlitten zu steigen, was er folgsam that; sie gab ihm Mütze und Handschuh, ebenso unwillkürlich, wie sie dieselben mitgenommen hatte, ergriff Zügel und Peitsche und fuhr vorwärts.

Jenseits des Waldes, unfern der Straße, lag ein Bauernhof, auf welchem eine Bäuerin hauf'te, deren Mann unlängst gestorben. Nettchen war die Pathin eines ihrer Kinder, sowie der Vater Amtsrath ihr Zinsherr. Noch neulich war die Frau bei ihnen gewesen, um der Tochter Glück zu wünschen und aller-

lei Rath zu holen, konnte aber zu dieser Stunde noch nichts von dem Wandel der Dinge wissen.

Nach diesem Hofe fuhr Nettchen jetzt, von der Straße ablenkend und mit einem kräftigen Peitschenknallen vor dem Hause haltend. Es war noch Licht hinter den kleinen Fenstern; denn die Bäuerin war wach und machte sich zu schaffen, während Kinder und Gesinde längst schliefen. Sie öffnete das Fenster und guckte verwundert heraus. „Ich bin's nur, wir sind's!" rief Nettchen. „Wir haben uns verirrt wegen der neuen obern Straße, die ich noch nie gefahren bin; macht uns einen Kaffee, Frau Gevatterin, und laßt uns einen Augenblick hineinkommen ehe wir weiter fahren!"

Gar vergnügt eilte die Bäuerin her, da sie Nettchen sofort erkannte, und bezeigte sich entzückt und eingeschüchtert zugleich, auch das große Thier, den fremden Grafen zu sehen. In ihren Augen waren Glück und Glanz dieser Welt in diesen zwei Personen über ihre Schwelle getreten; unbestimmte Hoffnungen, einen kleinen Theil daran, irgend einen bescheidenen Nutzen für sich oder ihre Kinder zu gewinnen, belebten die gute Frau und gaben ihr alle Behendigkeit, die jungen Herrschaftsleute zu bedienen. Schnell hatte sie ein Knechtchen geweckt, die Pferde zu halten, und bald hatte sie auch einen heißen Kaffee bereitet, welchen sie jetzt hereinbrachte, wo Wenzel und Nettchen in der halbdunklen Stube einander gegenüber saßen, ein schwach flackerndes Lämpchen zwischen sich auf dem Tische.

Wenzel saß, den Kopf in die Hände gestützt, und wagte nicht aufzublicken. Nettchen lehnte auf ihrem Stuhle zurück und hielt die Augen fest verschlossen, aber ebenso den bitteren schönen Mund, woran man sah, daß sie keineswegs schlief.

Als die Gevattersfrau den Trank auf den Tisch gesetzt hatte, erhob sich Nettchen rasch und flüsterte ihr zu: „Laßt uns jetzt eine halbe Viertelstunde allein, legt Euch auf's Bett, liebe

Frau, wir haben uns ein bischen gezankt und müssen uns heute noch aussprechen, da hier gute Gelegenheit ist."

„Ich verstehe schon, Ihr macht's gut so!" sagte die Frau und ließ die Zwei bald allein.

„Trinken Sie dies," sagte Nettchen, die sich wieder gesetzt hatte, „es wird Ihnen gesund sein!" Sie selbst berührte nichts. Wenzel Strapinski, der leise zitterte, richtete sich auf, nahm eine Tasse und trank sie aus, mehr weil sie es gesagt hatte, als um sich zu erfrischen. Er blickte sie jetzt auch an und als ihre Augen sich begegneten, und Nettchen forschend die seinigen betrachtete, schüttelte sie das Haupt und sagte dann: „Wer sind Sie? Was wollten Sie mit mir?"

„Ich bin nicht ganz so, wie ich scheine!" erwiederte er traurig, „ich bin ein armer Narr, aber ich werde alles gut machen und Ihnen Genugthuung geben und nicht lange mehr am Leben sein!" Solche Worte sagte er so überzeugt und ohne allen gemachten Ausdruck, daß Nettchens Augen unmerklich aufblitzten. Dennoch wiederholte sie: „Ich wünsche zu wissen, wer Sie eigentlich seien und woher Sie kommen und wohin Sie wollen?"

„Es ist Alles so gekommen, wie ich Ihnen jetzt der Wahrheit gemäß erzählen will," antwortete er und sagte ihr, wer er sei und wie es ihm bei seinem Einzug in Goldach ergangen. Er betheuerte besonders, wie er mehrmals habe fliehen wollen, schließlich aber durch ihr Erscheinen selbst gehindert worden sei, wie in einem verhexten Traume.

Nettchen wurde mehrmals von einem Anflug von Lachen heimgesucht; doch überwog der Ernst ihrer Angelegenheit zu sehr, als daß es zum Ausbruch gekommen wäre. Sie fuhr vielmehr fort zu fragen: „Und wohin gedachten Sie mit mir zu gehen und was zu beginnen?" — „Ich weiß es kaum," erwiederte er; „ich hoffte auf weitere merkwürdige oder glückliche Dinge;

auch gedachte ich zuweilen des Todes in der Art, daß ich mir denſelben geben wolle, nachdem ich —"

Hier ſtockte Wenzel und ſein bleiches Geſicht wurde ganz roth.

„Nun, fahren Sie fort!" ſagte Nettchen, ihrerſeits bleich werdend, indeſſen ihr Herz wunderlich klopfte.

Da flammten Wenzels Augen groß und ſüß auf und er rief:

„Ja, jetzt iſt es mir klar und deutlich vor Augen, wie es gekommen wäre! Ich wäre mit Dir in die weite Welt gegangen und nachdem ich einige kurze Tage des Glückes mit Dir gelebt, hätte ich Dir den Betrug geſtanden und mir gleichzeitig den Tod gegeben. Du wäreſt zu Deinem Vater zurückgekehrt, wo Du wohl aufgehoben geweſen wäreſt und mich leicht vergeſſen hätteſt. Niemand brauchte darum zu wiſſen; ich wäre ſpurlos verſchollen. — Anſtatt an der Sehnſucht nach einem würdigen Daſein, nach einem gütigen Herzen, nach Liebe lebenslang zu kranken," fuhr er wehmüthig fort, „wäre ich einen Augenblick lang groß und glücklich geweſen und hoch über allen, die weder glücklich noch unglücklich ſind und doch nie ſterben wollen! O hätten Sie mich liegen gelaſſen im kalten Schnee, ich wäre ſo ruhig eingeſchlafen!"

Er war wieder ſtill geworden und ſchaute düſter ſinnend vor ſich hin.

Nach einer Weile ſagte Nettchen, die ihn ſtill betrachtet, nachdem das durch Wenzels Reden angefachte Schlagen ihres Herzens ſich etwas gelegt hatte:

„Haben Sie dergleichen oder ähnliche Streiche früher ſchon begangen und fremde Menſchen angelogen, die Ihnen nichts zu leide gethan?"

„Das habe ich mich in dieſer bitteren Nacht ſelbſt ſchon gefragt und mich nicht erinnert, daß ich je ein Lügner geweſen bin! Ein ſolches Abenteuer habe ich noch gar nie gemacht oder

erfahren! Ja, in jenen Tagen, als der Hang in mir entſtanden, etwas Ordentliches zu ſein oder zu ſcheinen, in halber Kindheit noch, habe ich mich ſelbſt überwunden und einem Glück entſagt, das mir beſchieden ſchien!"

„Was iſt dies?" fragte Rettchen.

„Meine Mutter war, ehe ſie ſich verheirathet hatte, in Dienſten einer benachbarten Gutsherrin und mit derſelben auf Reiſen und in großen Städten geweſen. Davon hatte ſie eine feinere Art bekommen, als die anderen Weiber unſeres Dorfes, und war wohl auch etwas eitel; denn ſie kleidete ſich und mich, ihr einziges Kind, immer etwas zierlicher und geſuchter, als es bei uns Sitte war. Der Vater, ein armer Schulmeiſter, ſtarb aber früh, und ſo blieb uns bei größter Armuth keine Ausſicht auf glückliche Erlebniſſe, von welchen die Mutter gerne zu träumen pflegte. Vielmehr mußte ſie ſich harter Arbeit hingeben, um uns zu ernähren, und damit das Liebſte, was ſie hatte, etwas beſſere Haltung und Kleidung, aufopfern. Unerwartet ſagte nun jene neu verwittwete Gutsherrin, als ich etwa ſechszehn Jahre alt war, ſie gehe mit ihrem Haushalt in die Reſidenz für immer; die Mutter ſolle mich mitgeben, es ſei ſchade für mich in dem Dorfe ein Taglöhner oder Bauernknecht zu werden, ſie wolle mich etwas Feines lernen laſſen, zu was ich Luſt habe, während ich in ihrem Hauſe leben und dieſe und jene leichtere Dienſtleiſtungen thun könne. Das ſchien nun das Herrlichſte zu ſein, was ſich für uns ereignen mochte. Alles wurde demgemäß verabredet und zubereitet, als die Mutter nachdenklich und traurig wurde und mich eines Tages plötzlich mit vielen Thränen bat, ſie nicht zu verlaſſen, ſondern mit ihr arm zu bleiben; ſie werde nicht alt werden, ſagte ſie, und ich würde gewiß noch zu etwas Gutem gelangen, auch wenn ſie todt ſei. Die Gutsherrin, der ich das betrübt hinterbrachte, kam her und machte meiner Mutter Vorſtellungen; aber dieſe wurde jetzt ganz aufgeregt und rief

einmal um das andere, sie lasse sich ihr Kind nicht rauben; wer es kenne —"

Hier stockte Wenzel Strapinski abermals und wußte sich nicht recht fortzuhelfen.

Nettchen fragte: „Was sagte die Mutter, wer es kenne? Warum fahren Sie nicht fort?"

Wenzel erröthete und antwortete: „Sie sagte etwas Seltsames, was ich nicht recht verstand und was ich jedenfalls seither nicht verspürt habe; sie meinte, wer das Kind kenne, könne nicht mehr von ihm lassen, und wollte wohl damit sagen, daß ich ein gutmüthiger Junge gewesen sei oder etwas dergleichen. Kurz, sie war so aufgeregt, daß ich trotz alles Zuredens jener Dame entsagte und bei der Mutter blieb, wofür sie mich doppelt lieb hatte, tausendmal mich um Verzeihung bittend, daß sie mir vor dem Glücke sei. Als ich aber nun auch etwas verdienen lernen sollte, stellte es sich heraus, daß nicht viel anderes zu thun war, als daß ich zu unserem Dorfschneider in die Lehre ging. Ich wollte nicht, aber die Mutter weinte so sehr, daß ich mich ergab. Dies ist die Geschichte."

Auf Nettchens Frage, warum er denn doch von der Mutter fort sei und warum? erwiederte Wenzel: „Der Militärdienst rief mich weg. Ich wurde unter die Husaren gesteckt und war ein ganz hübscher rother Husar, obwohl vielleicht der dümmste im Regiment, jedenfalls der stillste. Nach einem Jahr konnte ich endlich für ein paar Wochen Urlaub erhalten und eilte nach Hause, meine gute Mutter zu sehen; aber sie war eben gestorben. Da bin ich denn, als meine Zeit gekommen war, einsam in die Welt gereis't und endlich hier in mein Unglück gerathen."

Nettchen lächelte, als er dieses vor sich hin klagte und sie ihn dabei aufmerksam betrachtete. Es war jetzt eine Zeitlang still in der Stube; auf einmal schien ihr ein Gedanke aufzutauchen.

„Da Sie,“ ſagte ſie plötzlich, aber dennoch mit zögerndem ſpitzigem Weſen, „ſtets ſo werthgeſchätzt und liebenswürdig waren, ſo haben Sie ohne Zweifel auch jederzeit Ihre gehörigen Liebſchaften oder dergleichen gehabt und wohl ſchon mehr als ein armes Frauenzimmer auf dem Gewiſſen — von mir nicht zu reden?“

„Ach Gott,“ erwiederte Wenzel, ganz roth werdend, „eh' ich zu Ihnen kam, habe ich niemals auch nur die Fingerſpitzen eines Mädchens berührt, ausgenommen —“

„Nun?“ ſagte Nettchen.

„Nun,“ fuhr er fort, „das war eben jene Frau, die mich mitnehmen und bilden laſſen wollte, die hatte ein Kind, ein Mädchen von ſieben oder acht Jahren, ein ſeltſames heftiges Kind und doch gut wie Zucker und ſchön wie ein Engel. Dem hatte ich vielfach den Diener und Beſchützer machen müſſen und es hatte ſich an mich gewöhnt. Ich mußte es regelmäßig nach dem entfernten Pfarrhof bringen, wo es bei dem alten Pfarrer Unterricht genoß, und es von da wieder abholen. Auch ſonſt mußte ich öfter mit ihm in's Freie, wenn ſonſt Niemand gerade mitgehen konnte. Dieſes Kind nun, als ich es zum letzten Mal im Abendſchein über das Feld nach Hauſe führte, fing von der bevorſtehenden Abreiſe zu reden an, erklärte mir, ich müßte dennoch mitgehen und fragte, ob ich es thun wollte. Ich ſagte, daß es nicht ſein könne. Das Kind fuhr aber fort, gar beweglich und dringlich zu bitten, indem es mir am Arme hing und mich am Gehen hinderte, wie Kinder zu thun pflegen, ſo daß ich mich bedachtlos wohl etwas unwirſch frei machte. Da ſenkte das Mädchen ſein Haupt und ſuchte beſchämt und traurig die Thränen zu unterdrücken, die jetzt hervorbrachen, und es vermochte kaum das Schluchzen zu bemeiſtern. Betroffen wollte ich das Kind begütigen, allein nun wandte es ſich zornig ab und entließ mich in Ungnaden. Seitdem iſt mir das ſchöne Kind

immer im Sinne geblieben und mein Herz hat immer an ihm gehangen, obgleich ich nie wieder von ihm gehört habe —"

Plötzlich hielt der Sprecher, der in eine sanfte Erregung gerathen war, wie erschreckt inne und starrte erbleichend seine Gefährtin an.

„Nun," sagte Nettchen ihrerseits mit seltsamem Tone in gleicher Weise etwas blaß geworden, „was sehen Sie mich so an?"

Wenzel aber streckte den Arm aus, zeigte mit dem Finger auf sie, wie wenn er einen Geist sähe, und rief:

„Dieses habe ich auch schon erblickt. Wenn jenes Kind zornig war, so hoben sich ganz so, wie jetzt bei Ihnen, die schönen Haare um Stirne und Schläfe ein wenig aufwärts, daß man sie sich bewegen sah, und so war es auch zuletzt auf dem Felde in jenem Abendglanze."

In der That hatten sich die zunächst den Schläfen und über der Stirne liegenden Locken Nettchens leise bewegt wie von einem in's Gesicht wehenden Lufthauche.

Die allezeit etwas kokette Mutter Natur hatte hier eines ihrer Geheimnisse angewendet, um den schwierigen Handel zu Ende zu führen.

Nach kurzem Schweigen, indem ihre Brust sich zu heben begann, stand Nettchen auf, ging um den Tisch herum dem Manne entgegen und fiel ihm um den Hals mit den Worten: „Ich will Dich nicht verlassen! Du bist mein, und ich will mit Dir gehen trotz aller Welt!"

So feierte sie erst jetzt ihre rechte Verlobung aus tief entschlossener Seele, indem sie in süßer Leidenschaft ein Schicksal auf sich nahm und Treue hielt.

Doch war sie keineswegs so blöde, dieses Schicksal nicht selbst ein wenig lenken zu wollen; vielmehr faßte sie rasch und

keck neue Entschlüsse. Denn sie sagte zu dem guten Wenzel, der in dem abermaligen Glückeswechsel verloren träumte:

„Nun wollen wir gerade nach Seldwyl gehen und den Dortigen, die uns zu zerstören gedachten, zeigen, daß sie uns erst recht vereinigt und glücklich gemacht haben!“

Dem wackern Wenzel wollte dies nicht einleuchten. Er wünschte vielmehr in unbekannte Weiten zu ziehen und geheimnißvoll romantisch dort zu leben in stillem Glücke, wie er sagte.

Allein Nettchen rief: „Keine Romane mehr! Wie Du bist, ein armer Wandersmann, will ich mich zu Dir bekennen und in meiner Heimat allen diesen Stolzen und Spöttern zum Trotze Dein Weib sein. Wir wollen nach Seldwyla gehen und dort durch Thätigkeit und Klugheit die Menschen, die uns verhöhnt haben, von uns abhängig machen!“

Und wie gesagt, so gethan! Nachdem die Bäuerin herbeigerufen und von Wenzel, der anfing seine neue Stellung einzunehmen, beschenkt worden war, fuhren sie ihres Weges weiter. Wenzel führte jetzt die Zügel. Nettchen lehnte sich so zufrieden an ihn, als ob er eine Kirchensäule wäre. Denn des Menschen Wille ist sein Himmelreich, und Nettchen war just vor drei Tagen volljährig geworden und konnte dem ihrigen folgen.

In Seldwyla hielten sie vor dem Gasthause zum Regenbogen, wo noch eine Zahl jener Schlittenfahrer beim Glase saß. Als das Paar im Wirthssaale erschien, lief wie ein Feuer die Rede herum: „Ha, da haben wir eine Entführung; wir haben eine köstliche Geschichte eingeleitet!“

Doch ging Wenzel ohne Umsehen hindurch mit seiner Braut, und nachdem sie in ihren Gemächern verschwunden war, begab er sich in den Wilden Mann, ein anderes gutes Gasthaus, und schritt stolz durch die dort ebenfalls noch hausenden Seldwyler hindurch in ein Zimmer, das er begehrte, und über-

ließ sie ihren erstaunten Berathungen, über welchen sie sich das grimmigste Kopfweh anzutrinken genöthigt waren.

Auch in der Stadt Goldach lief um die gleiche Zeit schon das Wort „Entführung!“ herum.

In aller Frühe schon fuhr auch der Teich Bethesda nach Seldwyla, von dem aufgeregten Böhni und Nettchens betroffenem Vater bestiegen. Fast wären sie in ihrer Eile ohne Anhalt durch Seldwyla gefahren, als sie noch rechtzeitig den Schlitten Fortuna wohlbehalten vor dem Gasthause stehen sahen und zu ihrem Troste vermutheten, daß wenigstens die schönen Pferde auch nicht weit sein würden. Sie ließen daher ausspannen, als sich die Vermuthung bestätigte und sie die Ankunft und den Aufenthalt Nettchens vernahmen, und gingen gleichfalls in den Regenbogen hinein.

Es dauerte jedoch eine kleine Weile, bis Nettchen den Vater bitten ließ, sie auf ihrem Zimmer zu besuchen und dort allein mit ihr zu sprechen. Auch sagte man, sie habe bereits den besten Rechtsanwalt der Stadt rufen lassen, welcher im Laufe des Vormittags erscheinen werde. Der Amtsrath ging etwas schweren Herzens zu seiner Tochter hinauf, überlegend, auf welche Weise er das desperate Kind am besten aus der Verirrung zurückführe, und war auf ein verzweifeltes Gebahren gefaßt.

Allein mit Ruhe und sanfter Festigkeit trat ihm Nettchen entgegen. Sie dankte ihrem Vater mit Rührung für alle ihr bewiesene Liebe und Güte und erklärte sodann in bestimmten Sätzen: erstens sie wolle nach dem Vorgefallenen nicht mehr in Goldach leben, wenigstens nicht die nächsten Jahre; zweitens wünsche sie ihr bedeutendes mütterliches Erbe an sich zu nehmen, welches der Vater ja schon lange für den Fall ihrer Verheirathung bereit gehalten; drittens wolle sie den Wenzel Strapinski heirathen, woran vor Allem nichts zu ändern sei; viertens wolle sie mit ihm in Seldwyla wohnen und ihm da ein tüchtiges

Geschäft gründen helfen, und fünftens und letztens werde Alles gut werden; denn sie habe sich überzeugt, daß er ein guter Mensch sei und sie glücklich machen werde.

Der Amtsrath begann seine Arbeit mit der Erinnerung, daß Nettchen ja wisse, wie sehr er schon gewünscht habe, Ihr Vermögen zur Begründung ihres wahren Glückes je eher je lieber in ihre Hände legen zu können. Dann aber schilderte er mit aller Bekümmerniß, die ihn seit der ersten Kunde von der schrecklichen Katastrophe erfüllte, das Unmögliche des Verhältnisses, das sie festhalten wolle, und schließlich zeigte er das große Mittel, durch welches sich der schwere Konflikt allein würdig lösen lasse. Herr Melchior Böhni sei es, der bereit sei, durch augenblickliches Einstehen mit seiner Person den ganzen Handel niederzuschlagen und mit seinem unantastbaren Namen ihre Ehre vor der Welt zu schützen und aufrecht zu halten.

Aber das Wort Ehre brachte nun doch die Tochter in größere Aufregung. Sie rief, gerade die Ehre sei es, welche ihr gebiete, den Herrn Böhni nicht zu heirathen, weil sie ihn nicht leiden könne, dagegen dem armen Fremden getreu zu bleiben, welchem sie ihr Wort gegeben habe, und den sie auch leiden könne!

Es gab nun ein fruchtloses Hin- und Wiederreden, welches die standhafte Schöne endlich doch zum Thränenvergießen brachte.

Fast gleichzeitig drangen Wenzel und Böhni herein, welche auf der Treppe zusammengetroffen, und es drohte eine große Verwirrung zu entstehen, als auch der Rechtsanwalt erschien, ein dem Amtsrathe wohlbekannter Mann, und vor der Hand zur friedlichen Besonnenheit mahnte. Als er in wenigen vorläufigen Worten vernahm, worum es sich handle, ordnete er an, daß vor Allem Wenzel sich in den Wilden Mann zurückziehe und sich dort still halte, daß auch Herr Böhni sich nicht einmische und fort gehe, daß Nettchen ihrerseits alle Formen des bürger-

lichen guten Tones wahre bis zum Austrag der Sache und der Vater auf jede Ausübung von Zwang verzichte, da die Freiheit der Tochter gesetzlich unbezweifelt sei.

So gab es denn einen Waffenstillstand und eine allgemeine Trennung für einige Stunden.

In der Stadt, wo der Anwalt ein paar Worte verlauten ließ von einem großen Vermögen, welches vielleicht nach Seldwyla käme durch diese Geschichte, entstand nun ein großer Lärm. Die Stimmung der Seldwyler schlug plötzlich um zu Gunsten des Schneiders und seiner Verlobten, und sie beschlossen, die Liebenden zu schützen mit Gut und Blut und in ihrer Stadt Recht und Freiheit der Person zu wahren. Als daher das Gerücht ging, die Schöne von Goldach sollte mit Gewalt zurückgeführt werden, rotteten sie sich zusammen, stellten bewaffnete Schutz- und Ehrenwachen vor den Regenbogen und vor den Wilden Mann und begingen überhaupt mit gewaltiger Lustbarkeit eines ihrer großen Abenteuer, als merkwürdige Fortsetzung des gestrigen.

Der erschreckte und gereizte Amtsrath schickte seinen Böhni nach Goldach um Hülfe. Der fuhr im Galopp hin, und am nächsten Tage fuhren eine Anzahl Männer mit einer ansehnlichen Polizeimacht von dort herüber, um dem Amtsrath beizustehen, und es gewann den Anschein, als ob Seldwyla ein neues Troja werden sollte. Die Parteien standen sich drohend gegenüber; der Stadttambour drehte bereits an seiner Spannschraube und that einzelne Schläge mit dem rechten Schlägel. Da kamen höhere Amtspersonen, geistliche und weltliche Herren auf den Platz, und die Unterhandlungen, welche allseitig gepflogen wurden, ergaben endlich, da Nettchen fest blieb und Wenzel sich nicht einschüchtern ließ, aufgemuntert durch die Seldwyler, daß das Aufgebot ihrer Ehe nach Sammlung aller nöthigen Schriften förmlich stattfinden und daß gewärtigt werden solle,

ob und welche gesetzliche Einsprachen während dieses Verfahrens dagegen erhoben würden und mit welchem Erfolge.

Solche Einsprachen konnten bei der Volljährigkeit Nettchens einzig noch erhoben werden wegen der zweifelhaften Person des falschen Grafen Wenzel Strapinski.

Allein der Rechtsanwalt, der seine und Nettchens Sache nun führte, ermittelte, daß den fremden jungen Mann weder in seiner Heimat noch auf seinen bisherigen Fahrten auch nur der Schatten eines bösen Leumunds getroffen habe und von überall her nur gute und wohlwollende Zeugnisse für ihn einliefen.

Was die Ereignisse in Goldach betraf, so wies der Advokat nach, daß Wenzel sich eigentlich gar nie selbst für einen Grafen ausgegeben, sondern daß ihm dieser Rang von Andern gewaltsam verliehen worden; daß er schriftlich auf allen vorhandenen Belegstücken mit seinem wirklichen Namen Wenzel Strapinski ohne jede Zuthat sich unterzeichnet hatte und somit kein anderes Vergehen vorlag, als daß er eine thörichte Gastfreundschaft genossen hatte, die ihm nicht gewährt worden wäre, wenn er nicht in jenem Wagen angekommen wäre und jener Kutscher nicht jenen schlechten Spaß gemacht hätte.

So endigte denn der Krieg mit einer Hochzeit, an welcher die Seldwyler mit ihren sogenannten Katzenköpfen gewaltig schossen zum Verdrusse der Goldacher, welche den Geschützdonner ganz gut hören konnten, da der Westwind wehte. Der Amtsrath gab Nettchen ihr ganzes Gut heraus und sie sagte, Wenzel müsse nun ein großer Marchand-Tailleur und Tuchherr werden in Seldwyla; denn da hieß der Tuchhändler noch Tuchherr, der Eisenhändler Eisenherr u. s. w.

Das geschah denn auch, aber in ganz anderer Weise, als die Seldwyler geträumt hatten. Er war bescheiden, sparsam und fleißig in seinem Geschäfte, welchem er einen großen Umfang zu geben verstand. Er machte ihnen ihre veilchenfarbigen oder weiß

und blau gewürfelten Sammetweſten, ihre Ballfräcke mit goldenen Knöpfen, ihre roth ausgeſchlagenen Mäntel, und Alles waren ſie ihm ſchuldig, aber nie zu lange Zeit. Denn um neue, noch ſchönere Sachen zu erhalten, welche er kommen oder anfertigen ließ, mußten ſie ihm das frühere bezahlen, ſo daß ſie unter einander klagten, er preſſe ihnen das Blut unter den Nägeln hervor.

Dabei wurde er rund und ſtattlich und ſah beinahe gar nicht mehr träumeriſch aus; er wurde von Jahr zu Jahr geſchäftserfahrener und gewandter und wußte in Verbindung mit ſeinem bald verſöhnten Schwiegervater, dem Amtsrath, ſo gute Speculationen zu machen, daß ſich ſein Vermögen verdoppelte und er nach zehn oder zwölf Jahren mit ebenſo vielen Kindern, die inzwiſchen Nettchen, die Strapinska, geboren hatte, und mit letzterer nach Goldach überſiedelte und daſelbſt ein angeſehener Mann ward.

Aber in Seldwyla ließ er nicht einen Stüber zurück, ſei es aus Undank oder aus Rache.

Der Schmied seines Glückes.

John Kabys, ein artiger Mann von bald vierzig Jahren, führte den Spruch im Munde, daß Jeder der Schmied seines eigenen Glückes sein müsse, solle und könne, und zwar ohne viel Gezappel und Geschrei.

Ruhig, mit nur wenigen Meisterschlägen schmiede der rechte Mann sein Glück! war seine öftere Rede, womit er nicht etwa die Erreichung bloß des Nothwendigen, sondern überhaupt alles Wünschenswerthen und Ueberflüssigen verstand.

So hatte er denn als zarter Jüngling schon den ersten seiner Meisterstreiche geführt und seinen Taufnamen Johannes in das englische John umgewandelt, um sich von vornherein für das Ungewöhnliche und Glückhafte zuzubereiten, da er dadurch von allen übrigen Hansen abstach und überdies einen angelsächsisch unternehmenden Nimbus erhielt.

Darauf verharrte er einige Jährchen ruhig, ohne viel zu lernen oder zu arbeiten, aber auch ohne über die Schnur zu hauen, sondern klug abwartend.

Als jedoch das Glück auf den ausgeworfenen Köder nicht anbeißen wollte, that er den zweiten Meisterschlag und verwandelte das i in seinem Familiennamen Kabis in ein y. Dadurch erhielt dies Wort (anderwärts auch Kapes), welches Weißkohl bedeutet, einen edleren und fremdartigern Anhauch, und John

Kabys erwartete nun mit mehr Berechtigung, wie er glaubte, das Glück.

Allein es vergingen abermals mehrere Jahre, ohne daß selbiges sich einstellen wollte, und schon näherte er sich dem einunddreißigsten, als er sein nicht bedeutendes Erbe mit aller Mäßigung und Eintheilung endlich doch aufgezehrt hatte. Jetzt begann er aber sich ernstlich zu regen und sann auf ein Unternehmen, das nicht für den Spaß sein sollte. Schon oft hatte er viele Seldwyler um ihre stattlichen Firmen beneidet, welche durch Hinzufügen des Frauennamens entstanden. Diese Sitte war einst plötzlich aufgekommen, man wußte nicht wie und woher; aber genug, sie schien den Herren vortrefflich zu den rothen Plüschwesten zu passen und auf einmal erklang das ganze Städtchen an allen Ecken von pompösen Doppelnamen. Große und kleine Firmatafeln, Hausthüren, Glockenzüge, Kaffeetassen und Theelöffel waren damit beschrieben und das Wochenblatt strotzte eine Zeit lang von Anzeigen und Erklärungen, deren einziger Zweck das Anbringen der Alliance-Unterschrift war. Insbesondere gehörte es zu den ersten Freuden der Neuverheiratheten, alsobald irgend ein Inserat vom Stapel laufen zu lassen. Dabei gab es auch mancherlei Neid und Aergerniß; denn wenn etwa ein schwärzlicher Schuster oder sonst für gering Geachteter durch Führung solchen Doppelnamens an der allgemeinen Respektabilität Theil nehmen wollte, so wurde ihm das mit Naserümpfen übel vermerkt, obgleich er im legitimsten Besitze der anderen Ehehälfte war. Immerhin war es nicht ganz gleichgültig, ob ein oder mehrere Unbefugte durch dieses Mittel in das allgemeine vergnügte Creditwesen eindrangen, da erfahrungsgemäß die geschlechterhafte Namensverlängerung zu den wirksameren, doch zartesten Maschinentheilchen jenes Creditwesens gehörte.

Für John Kabys aber konnte der Erfolg einer solchen Hauptveränderung nicht zweifelhaft sein. Die Noth war jetzt

gerade groß genug, um dieſen lang aufgeſparten Meiſterſtreich zur rechten Stunde zu führen, wie es einem alten Schmied ſeines Glückes geziemt, der da nicht in den Tag hinein hämmert, und John ſah demgemäß nach einer Frau aus, ſtill, aber entſchloſſen. Und ſiehe! ſchon der Entſchluß ſchien das Glück endlich heraufzubeſchwören; denn noch in derſelben Woche langte an, wohnte in Seldwyla mit einer mannbaren Tochter eine ältere Dame und nannte ſich Frau Oliva, die Tochter Fräulein Oliva. Kabys-Oliva! klang es ſogleich in Johns Ohren und wiederhallte es in ſeinem Gemüthe! Mit einer ſolchen Firma ein beſcheidenes Geſchäft begründet, mußte in wenig Jahren ein großes Haus daraus werden. So machte er ſich denn weislich an die Sache, ausgerüſtet mit allen ſeinen Attributen.

Dieſe beſtanden in einer vergoldeten Brille, in drei emaillirten Hemdeknöpfen, durch goldene Kettchen unter ſich verbunden, in einer langen goldenen Uhrkette, welche eine geblümte Weſte überkreuzte, mit allerlei Anhängſeln, in einer gewaltigen Buſennadel, welche als Miniaturgemälde eine Darſtellung der Schlacht von Waterloo enthielt, ferner in drei oder vier großen Ringen, einem großen Rohrſtock, deſſen Knopf ein kleiner Operngucker bildete in Geſtalt eines Perlmutterfäßchens. In den Taſchen trug, zog hervor und legte er vor ſich hin, wenn er ſich ſetzte: ein großes Futteral aus Leder, in welchem eine Cigarrenſpitze ruhte aus Meerſchaum geſchnitzt, darſtellend den auf's Pferd gebundenen Mazeppa; dieſe Gruppe ragte ihm, wenn er rauchte, bis zwiſchen die Augbrauen hinauf und war ein Cabinetsſtück; ferner eine rothe Cigarrentaſche mit vergoldetem Schloß, in welcher ſchöne Cigarren lagen mit kirſchroth und weiß getigertem Deckblatt, ein abenteuerlich eleganter Feuerzeug, eine ſilberne Tabaksdoſe und eine geſtickte Schreibtafel. Auch führte er das komplicirteſte und zierlichſte aller Geldtäſchchen mit unendlich geheimnißvollen Abtheilungen.

Dieſe ſämmtliche Ausrüſtung war ihm die Ideal-Ausſtattung eines Mannes im Glücke; er hatte dieſelbe, als kühn entworfenen Lebensrahmen, im Voraus angeſchafft, als er noch an ſeinem kleinen Vermögen geknabbert, aber nicht ohne einen tieferen Sinn. Denn ſolche Anhäufung war jetzt nicht ſowohl das Behänge eines geſchmackloſen eiteln Mannes, als vielmehr eine Schule der Uebung, der Ausdauer und des Troſtes zur Zeit des Unſterns, ſowie eine würdige Bereithaltung für das endlich einkehrende Glück, welches ja kommen konnte wie ein Dieb in der Nacht. Lieber wäre er verhungert, als daß er das geringſte ſeiner Zierſtücke veräußert oder verſetzt hätte; ſo konnte er weder vor der Welt, noch vor ſich ſelbſt für einen Bettler gelten und lernte das Aeußerſte erdulden, ohne an Glanz einzubüßen. Ebenſo war, um nichts zu verlieren, zu verderben, zu zerbrechen oder in Unordnung zu bringen, eine fortwährend ruhige und würdevolle Haltung geboten. Kein Räuſchchen und keine andere Aufregung durfte er ſich geſtatten, und wirklich beſaß er ſeinen Mazeppa ſchon ſeit zehn Jahren, ohne daß an dem Pferde ein Ohr oder der fliegende Schweif abgebrochen wäre, und die Häkchen und Ringelchen an ſeinen Etuis und Neceſſaires ſchloſſen noch ſo gut als am Tage ihrer Schöpfung. Auch mußte er zu all' dem Schmucke Rock und Hut ſäuberlich ſchonen, ſowie er auch ſtets ein blankes Vorhemdchen zu beſitzen wußte, um ſeine Knöpfe, Kettchen und Nadeln auf weißem Grunde zu zeigen.

Freilich lag eigentlich mehr Mühe darin, als er in ſeinem Spruche von den wenigen Meiſterſchlägen zugeſtehen wollte; allein man hat ja immer die Werke des Genies fälſchlich für mühelos ausgegeben.

Wenn nun die beiden Frauenzimmer das Glück waren, ſo ließ es ſich nicht ungern in dem ausgeſpannten Netze des Meiſters fangen, ja er ſchien ihnen mit ſeiner Ordentlichkeit und ſeinen vielen Kleinodien gerade der Mann zu ſein, den zu ſuchen ſie

in's Land gekommen waren. Sein geregelter Müßiggang deutete auf einen behaglichen und sichern Zinsleinpicker oder Rentier, der seine Werthtitel gewiß in einem artigen Kästchen aufbewahrte. Sie sprachen Einiges von ihrem eigenen wohlbestellten Wesen; als sie aber merkten, daß Herr Kabys nicht viel Gewicht darauf zu legen schien, hielten sie klüglich inne und ihre Persönlichkeit für das, was diesen guten Mann allein anziehe. Kurz, in wenig Wochen war er mit dem Fräulein Oliva verlobt, und gleichzeitig reiste er nach der Hauptstadt, um eine reich verzierte Adreßkarte mit dem herrlichen Doppelnamen stechen zu lassen, anderseits ein prächtiges Firmaschild zu bestellen und einige Handelsverbindungen mit Credit für ein Geschäft mit Ellenwaaren zu eröffnen. Im Uebermuth kaufte er gleich noch zwei oder drei Ellenstäbe von polirtem Pflaumenholz, einige Dutzend Wechselformulare mit vielen merkurialischen Emblemen, Preiszettel und kleine Papierchen mit goldenem Rande zum Aufkleben, Handlungsbücher und derartiges mehr.

Vergnügt eilte er wieder in seine Heimatstadt und zu seiner Braut, deren einziger Fehler ein etwas unverhältnißmäßig großer Kopf war. Freundlich, zärtlich wurde er empfangen und seinem Reiseberichte die Eröffnung entgegengesetzt, daß die Papiere der Braut, so für die Hochzeit erforderlich waren, angekommen seien. Doch geschah diese Eröffnung mit einer lächelnden Zurückhaltung, wie wenn er auf eine zwar unbedeutende, aber immerhin nicht ganz ordnungsgemäße Nebensache müßte vorbereitet werden. Alles dies ging endlich vorüber und es ergab sich, daß die Mutter allerdings eine verwittwete Dame Oliva, die Tochter hingegen ein außereheliches Kind von ihr war aus ihrer Jugendzeit und ihren eigenen Familiennamen trug, wenn es sich um amtliche und civilrechtliche Dinge handelte. Dieser Name war: Häuptle! Die Braut hieß: Jungfer

Häuptle, und die künftige Firma alſo: „John Kabys-Häuptle,“ zu deutſch: „Hans Kohlköpfle.“

Sprachlos ſtand der Bräutigam eine gute Weile, die unſelige Hälfte ſeines neueſten Meiſterwerkes betrachtend; endlich rief er: „Und mit einem ſolchen Hauptkopfſchädel kann man Häuptle heißen!“ Erſchrocken und demüthig ſenkte die Braut ihr Häuptlein, um das Gewitter vorübergehen zu laſſen; denn noch ahnte ſie nicht, daß die Hauptſache an ihr für Kabyſſen jener ſchöne Name geweſen ſei.

Herr Kabys ſchlechtweg aber ging ohne Weiteres nach ſeiner Behauſung, um ſich den Fall zu überlegen; allein ſchon auf dem Wege riefen ihm ſeine luſtigen Mitbürger Hans Kohlköpfle zu, da das Geheimniß bereits verrathen war. Drei Tage und drei Nächte ſuchte er das gefehlte Werk in tiefer Einſamkeit umzuſchmieden. Am vierten Tage hatte er ſeinen Entſchluß gefaßt, ging wieder dorthin und begehrte die Mutter ſtatt der Tochter zur Ehe. Allein die entrüſtete Frau hatte nun ihrerſeits in Erfahrung gebracht, daß Herr Kabys gar kein Mahagonikäſtchen mit Werthtiteln beſitze, und wies ihm ſchnöde die Thüre, worauf ſie mit ihrer Tochter um ein Städtchen weiter zog.

So ſah Herr John das glänzende Oliva entſchwinden wie eine ſchimmernde Seifenblaſe im Aetherblau, und höchſt betreten hielt er ſeinen Glücksſchmiedehammer in der Hand. Seine letzte Baarſchaft war über dieſem Handel fortgegangen. Daher mußte er ſich endlich entſchließen, etwas Wirkliches zu arbeiten oder wenigſtens zur Grundlage ſeines Daſeins zu machen, und indem er ſich ſo hin und her prüfte, konnte er gar nichts, als vortrefflich raſiren, ebenſo die Meſſer dazu im Stande halten und ſcharf machen. Nun ſtellte er ſich auf mit einem Bartbecken und in einem ſchmalen Stübchen zu ebener Erde, über deſſen Thüre er ein „John Kabys“ befeſtigte, welches er aus jener ſtattlichen Firmatafel *eigenhändig* herausgeſägt und von dem verlorenen

Oliva wehmüthig abgetrennt hatte. Der Spitzname Kohlköpfle blieb ihm jedoch in der Stadt und führte ihm manchen Kunden zu, so daß er mehrere Jahre lang ganz leidlich dahin lebte, Gesichter schabend und Messer abziehend, und seinen übermüthigen Wahlspruch fast ganz zu vergessen schien.

Da sprach eines Tages ein Bürger bei ihm ein, der so eben von langen Reisen zurückgekehrt war, und jetzt nachlässig, indem er sich zum Einseifen setzte, hinwarf: „So gibt es, wie ich aus Ihrem Schilde ersehe, doch noch Kabysse in Seldwyla?“ „Ich bin der Letzte meines Geschlechts,“ erwiederte der Barbier nicht ohne Würde, „doch warum frugen Sie das, wenn ich fragen darf?“ Der Fremde schwieg jedoch, bis er barbiert und gesäubert, und erst als Alles beendigt und der Ehrensold entrichtet war, fuhr er fort: „In Augsburg kannte ich einen alten reichen Kauz, welcher öfter versicherte, seine Großmutter sei eine geborene Kabis von Seldwyla in der Schweiz gewesen, und es nehme ihn höchlich Wunder, ob da noch Leute dieses Geschlechtes lebten?“

Hierauf entfernte sich der Mann.

Hans Kohlköpfle dachte nach und dachte nach und kam in eine große Aufregung, als er sich endlich dunkel erinnerte, daß eine Vorfahrin von ihm sich wirklich vor langen Jahren nach Deutschland verheirathet haben sollte, die seither verschollen war. Ein rührendes Familiengefühl erwachte plötzlich in ihm, ein romantisches Interesse für Stammbäume, und es ward ihm bange, ob der Gereis'te auch wieder kommen würde. Nach der Art seines Bartwuchses mußte er in zwei Tagen wieder erscheinen. In der That kam der Mann pünktlich um diese Zeit. John seifte ihn ein und schabte ihn beinahe zitternd vor Neugierde. Als er fertig war, platzte er heraus und erkundigte sich angelegentlich nach den näheren Umständen. Der Mann sagte: „Es ist einfach ein Herr Adam Litumlei, hat eine Frau, aber keine Kinder, und wohnt in der und der Straße zu Augsburg.“

John beſchlief ſich den Handel noch eine Nacht und faßte in derſelben den Muth, doch noch tüchtig glücklich zu werden. Am nächſten Morgen ſchloß er ſeinen Ladenſtreifen, packte ſeinen Sonntagsanzug in einen alten Torniſter und alle ſeine wohlerhaltenen Wahrzeichen in ein beſonderes Paketlein, und nachdem er ſich mit hinlänglichen Ausweisſchriften und pfarrbücherlichen Auszügen verſehen, trat er unverweilt die Reiſe nach Augsburg an, ſtill und unſcheinbar, wie ein älterer Handwerksburſche.

Als er die Thürme und die grünen Wälle der Stadt vor ſich ſah, überzählte er ſeine Baarſchaft und fand, daß er ſich ſehr knapp halten müſſe, wenn er im ungünſtigen Falle den Rückweg wieder beſtehen wolle. Darum kehrte er in der beſcheidenſten Herberge ein, welche er nach einigem Suchen auffinden konnte; er trat in die Gaſtſtube und ſah verſchiedene Handwerkszeichen über den Tiſchen hangen, worunter auch dasjenige der Schmiede. Unter dieſes ſetzte er ſich als ein Schmied ſeines Glückes, der guten Vorbedeutung wegen, und ſtärkte ſein Leibliches durch ein Frühſtück, da es noch zeitig am Tage. Dann ließ er ſich ein eigenes Kämmerchen geben, wo er ſich umkleidete. Er ſtutzte ſich auf jegliche Weiſe auf und behing ſich mit dem ganzen Zierrat; auch ſchraubte er das Perſpektivfäßchen auf den Stock. So trat er aus der Kammer hervor, daß die Wirthin erſchrack ob all' der Pracht.

Es dauerte ziemlich lang, eh' er die Straße fand, nach der ſein Herz begehrte. Doch endlich ſah er ſich in einer weiten Gaſſe, worin mächtige alte Häuſer ſtanden; aber kein lebendes Weſen war zu erblicken. Endlich wollte doch ein Mägdlein mit einem blanken ſchäumenden Kännchen Bier an ihm vorüber huſchen. Er hielt es feſt und fragte nach Herrn Adam Litumlei, und das Mädchen zeigte ihm das Haus, vor welchem er gerade ſtand.

Neugierig ſchaute er daran hinauf. Ueber einem anſehn-

lichen Portale thürmten sich mehrere Stockwerke mit hohen Fenstern empor, deren starke Gesimse und Profile ein senkrechtes Meer von kühnen Verkürzungen vor dem Auge des armen Glücksuchers ausbreiteten, so daß es ihm fast bänglich wurde und er befürchtete, eine zu großartige Sache unternommen zu haben; denn er stand vor einem förmlichen Palast. Dennoch drückte er sachte an dem schweren Thorflügel, schlüpfte hinein und befand sich in einem prächtigen Treppenhaus. Eine steinerne Doppeltreppe baute sich mit breiten Absätzen in die Höhe, von einem reich geschmiedeten Geländer eingefaßt. Unter der Treppe hindurch und durch die hintere offene Hausthüre sah man Sonnenschein und Blumenbeete. John ging leise dahin, um vielleicht einen Dienstboten oder einen Gärtner zu finden, sah aber nichts als einen großen altfränkischen Garten, der voll der schönsten Blumen war, sowie einen steinernen Brunnen mit vielen Figuren.

Alles war wie ausgestorben; er ging wieder zurück und begann die Treppe hinaufzusteigen. An den Wänden hingen große vergilbte Landkarten, Pläne alter Reichsstädte mit ihren Festungswerken, mit stattlichen allegorischen Darstellungen in den Ecken. Eine eichene Thüre unter mehreren war bloß angelehnt; der Eindringling öffnete sie zur Hälfte und sah eine ziemlich hübsche Frau auf einem Ruhebette ausgestreckt, welcher das Strickzeug entfallen war und die ein geruhiges Schläfchen that, obgleich es erst 10 Uhr Vormittags war. Mit klopfendem Herzen hielt John Kabys, da das Zimmer sehr tief war, seinen Stock ans Auge und betrachtete die Erscheinung durch das Perspektivchen von Perlmutter; das seidene Kleid, die rundlichen Formen der Schläferin ließen ihm das Haus immer mehr wie ein verzaubertes Schloß erscheinen, und höchst gespannt zog er sich zurück und stieg weiter hinauf, sachte und vorsichtig.

Zu oberst war das Treppenhaus eine ordentliche Rüst-

kammer, da es behangen war mit Rüſtungen und Waffen aus allen Jahrhunderten; roſtige Panzerhemden, Eiſenhüte, Gallakürasſe aus der Zopfzeit, Schlachtſchwerter, vergoldete Luntenſtäbe, alles hing durcheinander, und in den Ecken ſtanden ziervolle kleine Geſchütze, grün vor Alter. Kurz, es war das Treppenhaus eines großen Patriziers und Herrn John wurde es feierlich zu Muthe.

Da ließ ſich plötzlich eine Art Geſchrei vernehmen, ganz in der Nähe, wie von einem größeren Kinde, und als es nicht aufhörte, benutzte John den Anlaß, ihm nachzugehen und ſo zu Leuten zu kommen. Er öffnete die nächſte Thüre und ſah einen weitläufigen Ahnenſaal, von unten bis oben mit Bildniſſen angefüllt. Der Boden beſtand aus ſechseckigen Flieſen verſchiedener Farbe, die Decke aus Gipsſtukkaturen mit lebensgroßen faſt frei ſchwebenden Menſchen- und Thiergeſtalten, Fruchtkränzen und Wappen. Vor einem zehn Fuß hohen Kaminſpiegel aber ſtand ein winziges eisgraues Greiſchen, nicht ſchwerer als ein Zicklein, in einem Schlafrock von ſcharlachrothem Sammet, mit eingeſeiftem Geſicht. Das ſtrampelte vor Ungeduld, ſchrie weinerlich und rief: „Ich kann mich nicht mehr raſiren! Ich kann mich nicht mehr raſiren! Mein Meſſer ſchneidt nicht! Niemand hilft mir, o je, o je!“ Als es im Spiegel den Fremden ſah, ſchwieg es ſtill, kehrte ſich um und ſah mit dem Meſſer in der Hand verblüfft und furchtſam auf Herrn John, welcher, den Hut in der Hand, mit vielen Bücklingen vordrang, den Hut abſtellte, lächelnd dem Männchen das Meſſer aus der Hand nahm und deſſen Schneide prüfte. Er zog ſie einige Mal auf ſeinem Stiefel, dann auf dem Handballen ab, prüfte hierauf die Seife und ſchlug einen dichtern Schaum, kurz er barbirte das Männchen in weniger als drei Minuten auf's Herrlichſte.

„Verzeihen Sie, hochgeehrter Herr!“ ſagte hierauf Kabys, „die Freiheit, die ich mir genommen habe! Allein da ich Sie

in solcher Verlegenheit sah, glaubte ich mich dergestalt auf t
natürlichste Weise bei Ihnen einzuführen, insofern ich etwa t
Ehre habe, vor Herrn Adam Litumlei zu stehen."

Das Alterchen betrachtete noch immer erstaunt den Fren
den; dann schaute es in den Spiegel und fand sich sauber rasir
wie lange nicht mehr, worauf es, Wohlgefallen mit Mißtraue
vermischend, den Künstler abermals besah und mit Zufriedei
heit wahrnahm, daß es ein anständiger Fremder sei. Doch frag
es mit immer noch unwirschem Stimmchen, wer er sei und wc
er wolle?

John räusperte sich und versetzte: er sei ein gewisser Kabi
aus Seldwyla, und da er sich gerade auf Reisen befinde ur
hiesige Stadt passire, so habe er nicht versäumen wollen, d
Nachkommen einer Ahne seines Hauses aufzusuchen und zu b
grüßen. Und er that, als ob er von Kindheit auf nur von Her
Litumlei sprechen gehört hätte. Dieser war auf einmal freud
überrascht und rief freundlich und wohlgemuth:

„Hah! so blühet also das Geschlecht der Kabiffe noch! J
es zahlreich und angesehen?"

John hatte schon gleich einem Wandergesellen, der vor de
Thorschreiber steht, seine Schriften ausgepackt und vorgelec
Indem er auf sie wies, sprach er ernst: „Zahlreich ist es nic
mehr, denn ich bin der Letzte des Geschlechtes! Aber seine Eh
steht noch unbewegt!" Erstaunt und gerührt ob solchen Rede
bot ihm der Alte die Hand und hieß ihn willkommen. Die beid
Herren verständigten sich schnell über den Grad ihrer Verwand
schaft; abermals rief Litumlei: „So nahe berühren sich unse
Lebenszweige! Kommen Sie, lieber Vetter, hier sehen Sie Ih
edle und treffliche Urgroßtante, meine leibliche Großmama! Un
er führte ihn im mächtigen Saale umher, bis sie vor einem schi
nen Frauenbilde standen in der Tracht des vorigen Jahrhundert
In der That bezeichnete ein Papierbörtchen, welches in der Ec

des Rahmens befestigt war, die besagte Dame, sowie auch eine Anzahl der andern Bildnisse mit solchen Zetteln versehen war. Freilich zeigten die Gemälde selbst noch andere Inschriften in lateinischer Sprache, welche mit den angehefteten Papierchen nicht übereinstimmten. Aber John Kabys stand und stand und überlegte in seinem Innern: „So hast du denn doch gut geschmiedet! Denn hier blickt auf dich hernieder, hold und freundlich, die Ahnfrau deines Glückes im reichen Rittersaal!“

Melodisch zu dieser Selbstansprache klangen die Worte des Herrn Litumlei, welcher sagte, daß nun von einer Weiterreise keine Rede sein dürfe, sondern der wertheste Vetter zur Begründung eines engeren Verhältnisses vorerst so lange, als dessen Zeit es erlaube, sein Gast sein müsse. Denn das flunkernde Ziergeräthe des Herrn Großneffen, welches ihm schon in die Augen gefallen, versah trefflich seinen Dienst und erfüllte ihn mit Vertrauen.

Darum zog er jetzt mit aller Macht an einer Glocke, worauf allmälig einige Dienstboten herbei schlurften, um nach ihrem kleinen Gebieter zu sehen, und endlich erschien auch die Dame, welche im ersten Stock geschlafen hatte, noch geröthet von ihrem Schläfchen und mit halb offenen Augen. Als ihr aber der angekommene Gast vorgestellt wurde, that sie dieselben ganz auf, neugierig und vergnüglich, wie es schien, über die unerwartete Begebenheit. John wurde nun in andere Räume geführt und mußte eine gehörige Erfrischung einnehmen, wobei ihm das Ehepaar so eifrig half, wie Kinder, die zu jeder Stunde Eßlust haben. Dies gefiel dem Gast über die Maßen, da er sah, daß es Leute waren, die sich nichts abgehen ließen und welche noch Freude an den guten Dingen hätten. Seinerseits aber verfehlte er auch nicht, stündlich einen angenehmeren Eindruck zu machen, ja schon beim bald folgenden Mittagessen stellte sich derselbe entschieden fest, als jedes der beiden Leutchen seine eigenen Leibgerichte auf-

tragen ließ, und John Kabys von Allem aß und Alles trefflich fand und seine angewöhnte ruhige Würde seinem Urtheil einen noch höheren Werth gab. Es wurde auf's Rühmlichste gegessen und getrunken, und noch nie genossen drei wackere Leute zusammen ein reichlicheres und zugleich schuldloseres Dasein. Es war für John ein Paradies, in welchem kein Sündenfall möglich schien.

Genug, es gab sich Alles auf das Beste. Bereits lebte er acht Tage in dem ehrwürdigen Hause und kannte dasselbe schon in allen Ecken. Er vertrieb dem Alten die Zeit auf tausenderlei Weise, ging mit ihm spazieren und rasirte ihn so leicht wie ein Zephir, was dem Männchen vor Allem aus gefiel. John merkte, daß Herr Litumlei über irgend etwas nachzusinnen begann und erschrack, wenn jener von seiner Abreise sprach, was er etwa in ernsten Andeutungen that. Da fand er, es sei Zeit, jetzt wieder einen kleinen Meisterschlag zu wagen, und kündigte seinem Gönner am Ende des achten Tages deutlicher seine demnächstige Abreise an, zum Grunde nehmend, daß er durch längeres Zaudern den Abschied und die Gewöhnung an ein einfacheres Leben nicht erschweren dürfe. Denn männlich wolle er sein Schicksal ertragen, das Schicksal eines letzten seines Geschlechtes, der da in strenger Arbeit und Zurückgezogenheit die Ehre des Hauses bis zum Erlöschen zu wahren habe.

„Kommen Sie mit mir hinauf in den Rittersaal!“ erwiederte Herr Adam Litumlei; sie gingen; als dort der Alte einige Mal feierlich auf und abgewandelt, begann er wieder: „Hören Sie meinen Entschluß und meinen Vorschlag, lieber Großneffe! Sie sind der Letzte Ihres Geschlechts, es ist dies ein ernstes Schicksal! Allein ein nicht minder ernstes habe ich zu tragen! Blicken Sie mich an, wohlan! Ich bin der Erste des meinigen!“

Stolz richtete er sich auf, und John sah ihn an, konnte aber nicht entdecken, was das heißen sollte. Aber jener fuhr fort: „Ich

bin der Erſte des meinigen will ſo viel heißen, als: Ich habe mich entſchloſſen, ein ſolch' großes und rühmliches Geſchlecht zu gründen, wie Sie hier an den Wänden dieſes Saales gemalt ſehen! Dieſes ſind nämlich nicht meine Ahnen, ſondern die Glieder eines ausgeſtorbenen Patriziergeſchlechtes dieſer Stadt. Als ich vor dreißig Jahren hier einwanderte, war das Haus mit all' ſeinem Inhalt und ſeinen Denkmälern eben käuflich und ich erſtand ſogleich den ganzen Apparat als Grundlage zur Verwirklichung meines Lieblingsgedankens. Denn ich beſaß ein großes Vermögen, aber keinen Namen, keine Vorfahren, und ich kenne nicht einmal den Taufnamen meines Großvaters, welcher eine Kabis geheirathet hat. Ich entſchädigte mich anfänglich damit, die hier gemalten Herren und Frauen als meine Vorfahren zu erklären und einige zu Litumlei's, andere zu Kabiſſen zu machen mittelſt ſolcher Zettel, wie Sie ſehen; doch meine Familienerinnerungen reichten nur für ſechs oder ſieben Perſonen aus, die übrige Menge dieſer Bilder, das Ergebniß von vier Jahrhunderten, ſpottete meiner Beſtrebungen. Um ſo dringender war ich an die Zukunft gewieſen, an die Nothwendigkeit, ſelbſt ein lang andauerndes Geſchlecht zu ſtiften, deſſen gefeierter Stammvater ich bin. Mein Bild habe ich längſt anfertigen laſſen, ſowie einen Stammbaum, an deſſen Wurzel mein Name ſteht. Aber ein hartnäckiger Unſtern verfolgt mich! Schon habe ich die dritte Frau und noch hat mir keine ein Mädchen, geſchweige denn einen Sohn und Stammhalter geſchenkt. Die beiden früheren Weiber, von denen ich mich ſcheiden ließ, haben ſeither mit andern Männern aus Bosheit verſchiedene Kinder gehabt, und die Gegenwärtige, welche ich auch ſchon ſieben Jahre beſitze, würde es gewißlich gerade ſo machen, wenn ich ſie laufen ließe."

„Ihre Erſcheinung, theurer Großneffe! hat mir nun eine Idee eingegeben, diejenige einer künſtlichen Nachhülfe, wie ſie in der Geſchichte, in großen und kleinen Dynaſtieen vielfach gebraucht

wurde. Was sagen Sie hiezu: Sie leben bei uns wie im Hause, ich setze Sie gerichtlich zu meinem Erben gegen haben Sie zu leisten: Sie opfern äußerlich Ih Familienüberlieferung (sind Sie ja doch der Letzte s schlechtes) und nehmen nach meinem Tode, d. h. bei A Erbes, meinen Namen an! Ich verbreite unter der H Gerücht, daß Sie ein natürlicher Sohn von mir seien, i eines tollen Jugendstreiches; Sie nehmen diese Auffa widersprechen ihr nicht! Vielleicht läßt sich in der s schriftliche Kundgebung darüber aufsetzen, eine Men kleiner Roman, eine denkwürdige Liebesgeschichte, wori feurige, wenn auch unbesonnene Figur mache, Unheil das ich im Alter wieder gut mache. Endlich verpflichte diejenige Gattin von meiner Hand anzunehmen, die den angesehenen Töchtern der Stadt für Sie ausfuch zur weiteren Verfolgung meines Zieles. Das ist in und im Besondern mein Vorschlag!"

John war während dieser Rede abwechselnd roth geworden, aber nicht aus Scham und Schreck, sondern v und Erstaunen über das endlich eingetroffene Glück seine eigene Weisheit, welche dasselbe herbeigeführt h mit Nichten ließ er sich davon überrumpeln, sondern er ob er sich nur schwer entschließen könnte wegen der Au seines ehrbaren Familiennamens und seiner ehelichen Er nahm sich eine Bedenkzeit von vier und zwanzig St höflichen und wohlgesetzten Worten, und fing darnach a schönen Garten höchst nachdenklich auf und abzuspazi lieblichen Blumen, die Levkoyen, Nelken und Rosen, d kronen und Lilien, die Geranienbeete und Jasminla Myrthen- und Oleanderbäumchen, alle äugelten ihn l und huldigten ihm als ihrem Herrn.

Als er eine halbe Stunde lang den Duft und Son

den Schatten und die Frische des Brunnens genossen, ging er ernsthaft hinaus auf die Straße, um die Ecke, und trat in einen Gebäckladen, wo er drei warme Pastetchen sammt zwei Spitzgläsern feinen Weines zu sich nahm. Hierauf kehrte er in den Garten zurück und spazirte abermals eine halbe Stunde, doch diesmal eine Cigarre dazu rauchend. Da entdeckte er ein Beet voll kleiner, zarter Radischen. Er zog ein Büschel davon aus der Erde, reinigte sie am Brunnen, dessen steinerne Tritonen ihn mit den Augen ergebenst anzwinkerten, und begab sich damit in ein kühles Bräuhaus, wo er einen Krug schäumendes Bier dazu trank. Er unterhielt sich vortrefflich mit den Bürgern und versuchte schon seinen Heimatdialekt in das weichere Schwäbische umzuwandeln, da er voraussichtlich unter diesen Leuten einen hervorragenden Mann abgeben würde.

Absichtlich versäumte er die Mittagsstunde und verspätete sich beim Essen. Um dort eine kritische Appetitlosigkeit durchzuführen, aß er vorher noch drei Münchner Weißwürste und trank einen zweiten Krug Bier, der ihm noch besser schmeckte, als der erste. Endlich runzelte er doch seine Stirn und begab sich mit derselben zum Essen, wo er die Suppe anstarrte.

Das Männchen Litumlei, welches durch unerwartete Hindernisse einem leidenschaftlichen Eigensinn zu verfallen pflegte und keinen Widerspruch ertragen konnte, empfand schon zornige Angst, daß seine letzte Hoffnung, ein Geschlecht zu gründen, zu Wasser werde, und beobachtete den unbestechlichen Gast mit mißtrauischen Blicken. Endlich ertrug er die Ungewißheit, ob er ein Stammvater sein solle oder keiner, nicht länger, sondern forderte den Bedenkzeitler auf, jene vierundzwanzig Stunden abzukürzen und seinen Entschluß sogleich zu fassen. Denn er fürchtete, die strenge Tugend seines Vetters möchte mit jeder Stunde wachsen. Er holte eigenhändig eine uralte Flasche Rheinwein aus dem Keller, von welchem John noch keine Ahnung gehabt. Als

die entfesselten Sonnengeister unsichtbar über den Kristallgläsern dufteten, die gar fein erklangen, und mit jedem Tropfen des flüssigen Goldes, das man auf die Zunge brachte, schnell ein Blumengärtlein unter die Nase zu wachsen schien, da erweichte endlich der rauhe Sinn John Kabyssens und er gab sein Jawort. Schnell wurde der Notar geholt und bei einem herrlichen Kaffee ein rechtsgültiges Testament aufgesetzt. Schließlich umarmten sich der künstlich-natürliche Sohn und der geschlechtergründende Erzvater; aber es war nicht wie eine warme Umarmung von Fleisch und Blut, sondern weit feierlicher, eher wie das Zusammenstoßen von zwei großen Grundsätzen, die auf ihren Wurfbahnen sich treffen.

Nun saß John im Glücke. Er hatte jetzt weiter nichts zu thun, als seiner angenehmen Bestimmung inne zu sein, etwas rücksichtsvoll sich gegen seinen Herrn Vater zu benehmen und ein reichliches Taschengeld auf die Art zu verzehren, die ihm am meisten zusagte. Dies geschah alles auf die anständigste und ruhigste Weise, und er kleidete sich dabei wie ein Baron. Von Werthgegenständen brauchte er nicht einen einzigen mehr anzuschaffen; es zeigte sich jetzt sein Genie, indem die vor Jahren erworbenen auch jetzt noch gerade ausreichten und einem genau entworfenen Schema glichen, welches durch die Fülle des Glückes nun vollkommen gedeckt wurde. Die Schlacht von Waterloo blitzte und donnerte auf einer zufriedenen Brust; Ketten und Klunkern schaukelten sich auf einem wohlgefüllten Magen, durch die goldene Brille guckte ein vergnügtes und stolzes Auge, der Stock zierte mehr einen klugen Mann, als er ihn stützte, und die schöne Cigarrentasche war mit guten Stengeln angefüllt, welche er aus dem Mazepparöhrchen mit Verstand rauchte. Das wilde Pferd war schon glänzend braun, der Mazeppa darauf aber erst hell röthlich, beinahe fleischfarbig, so daß das doppelte Kunstwerk des Schnitzers und des Rauchers die gerechte Bewunderung

der Sachverständigen erregte. Auch Papa Litumlei wurde höchlich davon eingenommen und lernte bei seinem Pflegesöhnchen eifrig Meerschäume anrauchen. Es wurde eine ganze Sammlung solcher Pfeifen angeschafft; doch der Alte war zu unruhig und ungeduldig in der edeln Kunst. Der Junge mußte überall nachhelfen und gut machen, was Jenem wiederum Achtung und Zutrauen einflößte.

Jedoch fand sich bald eine noch wichtigere Thätigkeit für die beiden Männer vor, als der Papa darauf drang, nun gemeinschaftlich jenen Roman zu erfinden und aufzuschreiben, durch welchen John zu seinem natürlichen Sohn erhoben wurde. Es sollte ein geheimes Familiendokument werden in der Form fragmentarischer Denkwürdigkeiten. Um Eifersucht und Unruhe der Frau Litumlei zu verhüten, mußte es in geheimen Sitzungen abgefaßt und sollte ganz im Stillen in das zu gründende Familienarchiv verschlossen werden, um erst in künftigen Zeiten, wenn das Geschlecht in Blüthe stände, an das Tageslicht zu treten und von der Geschichte des Litumleiblutes zu reden.

John hatte sich schon vorgenommen, nach dem Absterben des Alten sich nicht schlechtweg Litumlei, sondern Kabys de Litumley zu nennen, da er für seinen eigenen Namen, den er so zierlich geschmiedet, eine verzeihliche Vorliebe hegte; ebenso nahm er sich vor, das zu errichtende Schriftstück, wodurch er um seine eheliche Geburt und zu einer liederlichen Mutter kommen sollte, dereinst ohne Weiteres zu verbrennen. Aber dennoch mußte er jetzt daran mitarbeiten, was eine leise Trübung seines Wohlseins verursachte. Doch schickte er sich weislich in die Sache und schloß sich eines Morgens mit dem Alten in einem Gartenzimmer ein, um das Werk zu beginnen. Da saßen sie nun an einem Tische sich gegenüber und entdeckten plötzlich, daß ihr Vorhaben schwieriger war, als sie gedacht, indem keiner von ihnen je hundert Zeilen nach einander geschrieben hatte. Sie konnten durchaus

keinen Anfang finden, und je näher sie die Köpfe zusammensteckten, desto weniger wollte ihnen etwas einfallen. Endlich besann sich der Sohn, daß sie eigentlich zuerst ein Buch starkes und schönes Papier haben müßten, um ein dauerhaftes Schriftstück zu errichten. Das leuchtete ein; sie machten sich sogleich auf, ein solches zu kaufen, und durchstreiften einträchtig die Stadt. Als sie gefunden, was sie suchten, riethen sie einander, da es ein warmer Tag war, in ein Schenkhaus zu gehen und sich allda zu erfrischen und zu sammeln. Vergnügt tranken sie mehrere Kännchen und aßen Nüsse, Brod, Würstchen, bis John plötzlich sagte, er hätte jetzt den Anfang der Geschichte erfunden und wolle stracks nach Hause laufen, um ihn aufzuschreiben, damit er ihn nicht wieder verliere. „So lauf' nur schnell," sagte der Alte, „ich will unterdessen hier die Fortsetzung erfinden, ich merke, daß sie mir schon auf dem Weg ist!"

John eilte wirklich mit dem Buch Papier nach jenem Zimmer und schrieb:

„Es war im Jahr 17 . ., als es ein gesegnetes Jahr war. Der Eimer Wein kostete 7 Gulden, der Eimer Apfelmost ½ Gulden und die Maß Kirschbranntwein 4 Batzen. Ein zweipfündiges Weißbrod 1 Batzen, 1 ditto Roggenbrod ½ Batzen und ein Sack Erdäpfel 8 Batzen. Auch war das Heu gut gerathen und der Scheffel Haber kostete 2 Gulden. Auch waren die Erbsen und die Bohnen gut gerathen und der Flachs und Hanf waren nicht gut gerathen, dagegen wieder die Oelfrüchte und der Talg oder Unschlitt, so daß Alles in Allem die merkwürdige Sachlage stattfand, daß die bürgerliche Gesellschaft gut genährt und getränkt, nothdürftig gekleidet und wiederum wohl beleuchtet war. So ging das Jahr ohne Weiteres zu Ende, wo nun Jedermann mit Recht neugierig war zu erleben, wie sich das neue Jahr anlassen würde. Der Winter bezeigte sich als ein gehöriger und regelrechter Winter, kalt und klar; eine warme Schnee-

decke lag auf den Feldern und ſchützte die junge Saat. Aber dennoch ereignete ſich zuletzt etwas Seltſames. Es ſchneite, thaute und fror wieder während des Monats Hornung in ſo häufigem Wechſel, daß nicht nur viele Menſchen krank wurden, ſondern auch eine ſolche Menge Eiszapfen entſtand, daß das ganze Land ausſah wie ein großes Glasmagazin und Jedermann ein kleines Brett auf dem Kopfe trug, um von den fallenden Spitzen nicht angeſtochen zu werden. Im Uebrigen behaupteten ſich die Preiſe der Lebensmittel noch immer, wie oben bemerkt und ſchwankten endlich einem merkwürdigen Frühling entgegen."

Hier kam der kleine Alte eifrig hergerannt, nahm den Bogen an ſich, und ohne das bisher Geſchriebene zu leſen oder etwas zu ſagen, ſchrieb er weiter:

„Nun kam Er und hieß Adam Litumlei. Er verſtand keinen Spaß und war geboren anno 17... Er kam daher geſtürmt wie ein Frühlingswetter. Er war einer von Denjenigen. Er trug einen rothen Sammetrock, einen Federhut und einen Degen. Er trug eine goldene Weſte mit dem Wahlſpruch: Jugend hat keine Tugend! Er trug goldene Sporen und ritt auf einem weißen Hengſt; er ſtellte denſelben in den erſten Gaſthof und rief: Ich kümmere mich den Teufel darum, denn es iſt Frühling und Jugend muß austoben! Er zahlte Alles baar und Alles wunderte ſich über ihn. Er trank den Wein, er aß den Braten, er ſagte: das taugt mir alles nichts! Ferner ſagte er: Komm, Du holdes Liebchen, Du taugſt mir beſſer als Wein und Braten, als Silber und Gold! Was kümmere ich mich darum? Denke was Du willſt, was ſein muß, muß ſein!"

Hier blieb er plötzlich ſtecken und konnte durchaus nicht weiter. Sie laſen zuſammen das Geſchriebene, fanden es nicht übel und ſammelten ſich wieder während acht Tagen, wobei ſie ein lockeres Leben führten; denn ſie gingen öfter in's Bierhaus, um einen neuen Anlauf zu gewinnen; allein das Glück lachte

nicht alle Tage. Endlich erwischte John wieder einen Zipfel, lief nach Hause und fuhr fort:

„Diese Worte richtete der junge Herr Litumlei nämlich an eine gewisse Jungfrau Liselein Federspiel, welche in den äußersten Häusern der Stadt wohnte, wo die Gärten sind und bald ein Wäldchen oder Hölzchen kommt. Diese war eine der reizendsten Schönheiten, welche die Stadt je hervorgebracht hat, mit blauen Augen und kleinen Füßen. Sie war so schön gewachsen, daß sie kein Corset brauchte und aus dieser Ersparniß, denn sie war arm, allmälig ein violettes Seidenkleid kaufen konnte. Aber alles dies war verklärt durch eine allgemeine Traurigkeit, welche nicht nur über die lieblichen Gesichtszüge sondern über die ganze Gliederharmonie des Fräulein Federspiel zitterte, daß man in aller Windstille die wehmüthigen Akkorde einer Aeolsharfe zu hören glaubte. Denn es war jetzt ein gar denkwürdiger Maimonat angebrochen, in welchem sich alle vier Jahreszeiten zusammenzudrängen schienen. Es gab im Anfang noch einen Schnee, daß die Nachtigallen mit Schneeflocken auf dem Kopfe sangen, als ob sie weiße Zipfelmützchen trügen; dann trat eine solche Wärme ein, daß die Kinder im Freien badeten und die Kirschen reiften, und die Chronik bewahrt davon den Reim auf:

Eis und Schnee,
Buben baden im See,
Reife Kirschen und blühender Wein
Mocht' Alles in einem Maimond sein.

„Diese Naturerscheinungen machten die Menschen nachdenklich und wirkten auf verschiedene Weise. Die Jungfer Liselein Federspiel, welche besonders tiefsinnig war, grübelte auch nach und ward zum ersten Mal inne, daß sie ihr Wohl und Wehe, ihre Tugend und ihren Fall in der eigenen Hand trage, und indem sie nun die Waage hielt und diese verantwortliche Freiheit

erwog, ward ſie eben ſo traurig darüber. Wie ſie nun da ſtand, kam jener verwegene Rothrock und ſagte unverweilt: Federſpiel, ich liebe Dich! Worüber ſie durch eine ſonderbare Fügung plötzlich ihren vorigen Gedankengang änderte und in ein helles Gelächter ausbrach."

„Jetzt laß mich fortfahren!" rief der Alte, welcher erhitzt nachgelaufen kam und dem Jungen über die Schulter las, „es paßt mir nun eben recht!" und ſetzte die Geſchichte folgender Maßen fort:

„Da iſt nichts zu lachen! ſagte Jener, denn ich verſtehe keinen Spaß! Kurz, es kam, wie es kommen mußte; wo das Wäldchen auf der Höhe ſtand, ſaß mein Federſpiel im Grünen und lachte noch immer; aber ſchon ſprang der Ritter auf ſeinen Schimmel und flog ſo ſchnell in die Ferne, daß er durch die platzgreifende Luftperſpektive in wenig Augenblicken ganz bläulich ausſah. Er verſchwand, kehrte nicht mehr zurück; denn er war ein Teufelsbraten!"

„Ha, nun iſt's geſchehen!" ſchrie Litumlei und warf die Feder hin, „nun habe ich das Meinige gethan, führe Du nun den Schluß herbei, ich bin ganz erſchöpft von dieſen hölliſchen Erfindungen! Beim Styx! Es nimmt mich nicht wunder, daß man die Ahnherren großer Häuſer ſo hoch hält und in Lebensgröße malt, da ich ſpüre, welche Mühe mich die Gründung des meinigen koſtet! Aber habe ich das Ding nicht kühn behandelt?"

John ſchrieb nun weiter:

„Die arme Jungfer Federſpiel empfand eine große Unzufriedenheit, als ſie plötzlich vermerkte, daß der verführeriſche Jüngling entſchwunden war, faſt gleichzeitig mit dem denkwürdigen Maimonat. Doch hatte ſie die Geiſtesgegenwart, ſchnell das Vorgefallene in ihrem Innern für ungeſchehen zu erklären, um ſo den früheren Zuſtand einer gleich ſchwebenden Waage wieder herzuſtellen. Aber ſie genoß dieſes Nachſpiel der

Unschuld nur kurze Zeit. Der Sommer kam, man schnitt das Korn; es ward einem gelb vor den Augen, wohin man blickte, vor all' dem goldnen Segen; die Preise gingen wieder bedeutend herunter, Liselein Federspiel stand auf jenem Hügel und schaute Allem zu; aber sie sah nichts vor lauter Verdruß und Reue. Es kam der Herbst, jeder Weinstock war ein fließender Brunnen, vom Fallen der Aepfel und Birnen trommelte es fortwährend auf der Erde: man trank, man sang, kaufte und verkaufte. Jeder versorgte sich, das ganze Land war ein Jahrmarkt, und so reichlich und wohlfeil alles war, so wurde doch das Ueberflüssige noch gelobt und gehätschelt und dankbar angenommen. Nur allein der Segen, den Liselein brachte, sollte nichts gelten und keiner Nachfrage werth sein, als ob der im Ueberfluß schwimmende Menschenhaufen nicht ein einziges Mäulchen mehr brauchen könnte. Da hüllte sie sich in ihre Tugend und gebar, einen Monat zu früh, ein munteres Knäblein, welches so recht darauf angewiesen war, der Schmied seines eigenen Glückes zu werden.

„Dieser Sohn führte sich auch so wacker durch ein vielbewegtes Leben, daß er, durch wunderbare Schicksale endlich mit seinem Vater vereinigt, von demselben zu Ehren gezogen und in seine Rechte eingesetzt wurde, und ist dies der zweite bekannte Stammherr des Geschlechtes der Litumlei."

Unter dieses Dokument schrieb der Alte: „Eingesehen und bestätigt, Johann Polykarpus Adam Litumlei." Und John unterschrieb ebenfalls. Dann drückte Herr Litumlei noch sein Siegel bei, dessen Wappenschild drei halbe goldene Fischangeln im blauen Felde und sieben weiß und roth quadrirte Bachstelzen auf einem schräglaufenden grünen Balken zeigte.

Sie wunderten sich aber, daß das Schriftstück nicht größer geworden; denn sie hatten kaum einen Bogen von dem Buch Papier beschrieben. Nichts desto weniger legten sie es in das

lrchiv, wozu ſie einſtweilen eine alte eiſerne Kiſte beſtimmten, ınd waren zufrieden und guter Dinge.

Unter ſolchen und anderen Beſchäftigungen verging die Zeit auf das Angenehmſte; es wurde dem glückhaften John »einahe unheimlich, daß es auch gar nichts mehr zu hoffen und u fürchten, zu ſchmieden und zu ſpekuliren gab. Indem er ſich o nach neuer Thätigkeit umſah, wollte es ihn bedünken, daß »ie Gemahlin des Hausherrn ein etwas unzufriedenes und ver»ächtiges Geſicht gegen ihn zeige; es dünkte ihn nur, beſtimmt onnte er es nicht behaupten. Er hatte dieſe Frau, welche faſt mmer ſchlief, oder wenn ſie wachte, etwas Gutes aß, über ſeinen nderweitigen Beſtrebungen wenig beachtet, da ſie ſich in nichts niſchte und mit allem zufrieden ſchien, wenn ihre Ruhe nicht eſtört wurde. Jetzt fürchtete er plötzlich, ſie könnte ihm irgend ine nachtheilige Wandlung der Dinge bereiten, ihren Mann ımſtimmen u. dgl.

Er legte den Finger an die Naſe und ſagte: „Halt! Hier »ürfte es gerathen ſein, dem Werke noch die letzte Feile zu geben! Wie konnte ich nur dieſe wichtige Partie ſo lange aus den Augen etzen! Gut iſt gut, aber beſſer iſt beſſer!“

Der Alte war eben fort, um im Stillen an der Ausmitte»ung einer zweckmäßigen Gattin für ſeinen Stammhalter thätig ıu ſein, wovon er ſelbſt dieſem nichts verrieth. John beſchloß ınverweilt, ſich zu der Dame zu begeben mit der unbeſtimmten Vorſtellung, ihr auf irgend eine Weiſe den Hof zu machen, und ich bei ihr einzuſchmeicheln, um das Verſäumte nachzuholen. Er ſäuſelte ehrbarlich die Treppe hinunter bis zu dem Gemach, vo ſie ſich aufzuhalten pflegte, und fand wie gewöhnlich die Thüre halb offen ſtehen; denn ſie war bei aller Trägheit neu»ierig und liebte, immer gleich zu hören, was vorging.

Er trat vorſichtig hinein und ſah ſie wieder ſchlummernd »aliegen, ein halb aufgegeſſenes Himbeertörtchen in der Hand.

Ohne recht zu wiſſen, was eigentlich beginnen, ging er endlich auf den Zehen hin, ergriff ihre runde Hand und küßte ſie ehrerbietig. Sie regte ſich nicht im mindeſten; doch öffnete ſie die Augen zur Hälfte und ſah ihn, ohne den Mund zu verziehen, mit einem höchſt ſeltſamen Blick an, ſo lang er daſtand. Verblüfft und ſtotternd zog er ſich endlich zurück und lief in ſein Zimmer. Dort ſetzte er ſich in eine Ecke, jenen Blick aus ſchmaler Augenzwinkerung immer vor ſich. Er eilte wieder hinunter, die Frau verhielt ſich unbeweglich wie vorhin, und wie er näher trat, thaten ſich die Augen wieder halb auf. Wiederum zog er ſich zurück, wiederum ſaß er in der Ecke ſeiner Kammer, zum dritten Mal fuhr er in die Höhe, ſtieg die Treppe hinunter, huſchte hinein und blieb nun dort, bis der Patriarch nach Hauſe kehrte.

Es verging nun kaum ein Tag, wo die zwei Leute ſich nicht zuſammen zu thun und den Alten zu hintergehen wußten, daß es eine Art hatte. Die ſchläfrige Frau wurde auf einmal munter in ihrer Weiſe; John aber ergab ſich dem leidenſchaftlichſten Undank gegen ſeinen Wohlthäter, immer in der Abſicht, ſeine Stellung zu befeſtigen und das Glück recht an die Wand zu nageln.

Beide Sünder thaten indeſſen nur um ſo freundlicher und ergebener gegen den betrogenen Litumlei, der dabei ſich ganz behaglich fühlte und ſein Haus auf das Beſte beſtellt zu haben glaubte, ſo daß man nicht unterſcheiden konnte, welcher von beiden Herren mehr mit ſich zufrieden war. Eines Morgens ſchien jedoch der Alte den Sieg davon zu tragen in Folge einer vertraulichen Unterredung, welche ſeine Frau mit ihm gepflogen; denn er ging ganz ſonderbar herum, ſtand keinen Augenblick ſtill und ſuchte fortwährend allerlei Sätzchen zu pfeifen, was aber wegen Mangels an Zähnen nicht gelang. Er ſchien um mehrere Zoll gewachſen zu ſein über Nacht, kurz, er war der In-

begriff der Selbſtzufriedenheit. Aber denſelben Tag noch neigte ſich der Sieg wieder auf die Seite des Jüngeren, als ihn der Alte unverſehens frug, ob er nicht Luſt habe, eine tüchtige Reiſe zu machen, um auch noch die Welt ein wenig kennen zu lernen und beſonders auch, indem er ſich ſelber bilde, die verſchiedenen Arten der Jugenderziehung in den Ländern in Betracht zu nehmen und ſich über die diesfalls herrſchenden Grundſätze zu unterrichten, namentlich mit Bezug auf die vornehmeren Stände?

Nichts konnte ihm willkommener ſein, als ſolch' herrlicher Antrag, und freudig genehmigte er denſelben. Er wurde ſchnell für die Reiſe ausgerüſtet und mit Wechſeln verſehen, und er fuhr in höchſter Gloria davon. Zuerſt bereiſ'te er Wien, Dresden, Berlin und Hamburg; dann wagte er ſich nach Paris, und überall führte er ein prächtiges und weiſes Leben. Er patrouillirte alle Vergnügungsorte, Sommertheater und Spektakelplätze ab, lief durch die Raritätenkammern der Schlöſſer und ſtand allmittags in der Sonnenhitze auf den Paradeplätzen, um die Muſik zu hören und die Offiziere anzugaffen, eh' er zur Tafel ging. Wenn er all die Herrlichkeiten unter tauſend anderen Menſchen mit anſah, ſo wurde er ganz ſtolz und ſchrieb ſich von allem Glanz und Getön das alleinige Verdienſt zu, jeden für einen unwiſſenden Tropf haltend, der nicht dabei war. Mit dem behenden Genießen verband er aber die größte Weisheit, um ſeinem Wohlthäter zu zeigen, daß er keinen Haſen auf Reiſen geſchickt habe. Keinem Bettler gab er etwas, keinem armen Kinde kaufte er je etwas ab, den Dienſtbaren in den Gaſthäuſern wußte er beharrlich mit dem Trinkgelde durchzugehen, ohne Schaden zu leiden, und um jeden Dienſt feilſchte er lange, ehe er ihn annahm. Am meiſten Spaß machte ihm das Vexiren und Foppen der verlorenen Weſen, mit denen er ſich im Vereine mit zwei oder drei Gleichgeſinnten auf den öffentlichen Bällen

unterhielt. Mit Einem Wort: er lebte so sicher und vergnügt, wie ein alter Weinreisender.

Zum Schlusse konnte er sich nicht versagen, einen Abstecher nach seiner Heimat Seldwyla zu machen. Dort logirte er im ersten Gasthof, saß geheimnißvoll und einsilbig an der Mittagstafel und ließ seine Mitbürger sich die Köpfe darüber zerbrechen, was aus ihm geworden sei. Sie waren überzeugt, daß nicht viel hinter der Sache stecke, und doch lebte er zur Zeit unzweifelhaft im Wohlstand, so daß sie einstweilen ihren Spott zurückhielten und mit krausen Nasenflügeln nach dem Golde blinzelten, das er sehen ließ. Er aber regalirte sie nicht mit einer einzigen Flasche Wein, obgleich er vor ihren Augen vom besten trank und sann, wie er ihnen noch Weiteres anthun könne.

Da gedachte er, am Ende seiner Reise, plötzlich des Auftrages, der ihm zur Erforschung des Erziehungswesens in den durchreis'ten Ländern geworden, um die Grundsätze festzustellen, nach welchen die Kinder des von Litumlei gegründeten und von Kabys fortzupflanzenden Geschlechtes erzogen werden sollten. Diese Aufgabe in Seldwyla zu lösen, kam ihm nun trefflich zu statten, da er in den Mantel einer höheren Mission gehüllt als eine Art Edukationsrath auftreten und die Seldwyler noch mehr foppen konnte. Er kam auch gerade vor die rechte Schmiede. Denn seit einiger Zeit schon waren sie auf einen herrlichen Erwerbszweig gerathen, indem sie alle ihre Mädchen zu Erzieherinnen machten und versandten. Kluge und unkluge, gesunde und kränkliche Kinder wurden in dieser Weise zubereitet in eigenen Anstalten und für alle Bedürfnisse. Wie man Forellen verschiedentlich behandelt, sie blau absiedet oder bäckt oder spickt u. s. w., so wurden die guten Mädchen entweder mehr positiv christlich oder mehr weltlich, mehr für die Sprachen oder mehr für die Musik, für vornehme Häuser oder für mehr bürgerliche Familien zugerichtet, je nach der Weltgegend, für welche sie be-

stimmt waren und von wo die Nachfrage kam. Das Seltsame dabei war, daß die Seldwyler für alle diese verschiedenen Zweckbestimmungen sich vollkommen neutral und gleichgültig verhielten und auch von den betreffenden Lebenskreisen durchaus keine Kenntniß besaßen, und der gute Absatz ließ sich nur dadurch erklären, daß die Abnehmer des Exportartikels ebenso gleichgültig und kenntnißlos waren. Ein Seldwyler, der den unversöhnlichsten Kirchenfeind spielte, konnte seine nach England bestimmten Kinder auf Gebet und Sonntagsheiligung einüben lassen; ein anderer, der in öffentlichen Reden von der edlen Stauffacherin, der Zierde des freien Schweizerhauses schwärmte, hatte seine fünf oder sechs Töchter nach den russischen Steppen oder in andere unwirthliche Gegenden verbannt, wo sie in ferner Trostlosigkeit schmachteten.

Die Hauptsache war, daß die wackeren Bürger die armen Wesen so bald als möglich mit einem Reisepaß und Regenschirm versehen hinausjagen und mit dem heimgesandten Erwerbe derselben sich gütlich thun konnten.

Aus alledem war aber bald eine gewisse Ueberlieferung und Geschicklichkeit für die äußerliche Zurichtung der Mädchen entstanden und John Kabys hatte vollauf zu thun, die kuriosen Grundsätze, die hierin walteten, mit noch kurioserer Auffassungsgabe einzusammeln und sich zu notiren. Er ging in den verschiedenen Fabriklein herum, wo die Mädchen zubereitet wurden, befragte Vorsteherinnen und Lehrer und suchte sich vorzüglich ein Bild davon zu entwerfen, wie die Erziehung eines Knäbchens in einem großen Hause von Anfang an standesmäßig betrieben würde und zwar so recht auf Kosten der hiefür bezahlten Leute und ohne Mühsal noch Verdruß der Eltern.

Hierüber fertigte er ein merkwürdiges Memorandum an, welches in einigen Tagen, dank seinen fleißigen Notizen, zu mehreren Bogen anschwoll, und mit dem er sich Aufsehen erre-

gend beſchäftigte. Er verwahrte die Schrift zuſammengerollt in einer runden Blechkapſel und trug dieſelbe an einem Lederriemchen beſtändig an der Hüfte. Als aber die Seldwyler das bemerkten, glaubten ſie, er ſei abgeſandt, ihnen das Geheimniß ihrer Induſtrie abzuſtehlen und in das Ausland zu verpflanzen. Sie erbof'ten ſich über ihn und trieben ihn drohend und ſcheltend davon.

Erfreut, daß er ſie habe ärgern können, reiſ'te er ab und langte endlich in Augsburg an, geſund und fröhlich, wie ein junger Hecht. Er trat wohlgemuth in's Haus und fand dasſelbe ebenſo froh belebt. Eine muntere ſchöne Landfrau mit hohem Buſen war das Erſte, was er antraf; ſie trug eine Schüſſel mit warmem Waſſer und er hielt ſie für eine neue Köchin und betrachtete ſie vorläufig nicht ohne Wohlgefallen. Doch drängte es ihn, die Hausfrau ſchnell zu begrüßen; allein ſie war nicht zu ſprechen und lag im Bett, obgleich das Haus von einem ſeltſamen Geräuſch wiederhallte. Dieſes rührte vom alten Litumlei her, welcher herumrannte, ſang, rief, lachte und krakehlte und endlich zum Vorſchein kam, blaſend, puſtend, die Augen rollend und ganz roth vor Freude, Stolz und Hochmuth. Ausgelaſſen und würdeathmend zugleich hieß er ſeinen Günſtling willkommen und eilte wieder davon, um etwas anderes zu verrichten; denn er ſchien alle Hände voll zu thun zu haben.

Zwiſchendurch ließ ſich von einer Gegend her wiederholt ein gedämpftes Quiecken vernehmen, wie von einem Kreuzertrompetchen; die vollbuſige Bäuerin ging wieder über die Scene mit einer Handvoll weißer Tüchelchen, und rief aus ihrer weißen Kehle: „Gleich, mein Schätzchen! gleich, mein Bübchen!“

„Daß dich!“ ſagte John, „was iſt das für ein leckerer Biſſen!“

Aber er horchte wieder auf jenes Quiecken, das ſich fort und fort vernehmen ließ.

„Nun?“ rief Litumlei, der wieder hergetrippelt kam, „ſingt der Vogel nicht ſchön? Was ſagſt Du dazu, mein Burſche?“

„Welcher Vogel?“ fragte John.

„Ei, Herr Jeſus! Du weißt am Ende noch gar Nichts?“ rief der Alte: „ein Sohn iſt uns allendlich geboren, ein Stammhalter, ſo munter wie ein Ferkel, liegt uns in der Wiege! Alle meine Wünſche, meine alten Pläne ſind erfüllt!“

Der Schmied ſeines Glückes ſtand wie eine Bildſäule, ohne jedoch die Folgen des Ereigniſſes ſchon zu überſehen, ſo einfach ſie auch ſein mochten; er fühlte nur, daß es ihm höchſt widerſtrebend zu Muthe war, machte ganz runde Augen und ſpitzte den Mund, wie wenn er einen Igel küſſen müßte.

„Nun,“ fuhr der vergnügte Alte fort, „ſei nur nicht zu verdrießlich! Etwas verändert wird allerdings unſer Verhältniß, habe auch bereits das Teſtament umgeſtoßen und verbrannt, ſowie jenen luſtigen Roman, deſſen wir nun nicht mehr bedürfen! Du aber bleibſt im Hauſe, Du ſollſt bei der Erziehung meines Sohnes die Oberleitung übernehmen, Du ſollſt mein Rath ſein und mein Helfer in allen Dingen und es ſoll Dir nichts abgehen, ſo lang ich lebe. Nun ruh' Dich aus, ich muß dem kleinen Kreuzkerl einen rechten Namen zuſammenſuchen! Schon drei Mal hab' ich den Kalender durchgeſehen, will jetzt noch eine alte Chronik durchſtöbern, dort gibt's ſo alte Stammbäume mit ganz merkwürdigen Taufnamen!“

John begab ſich endlich auf ſein Zimmer und ſetzte ſich in jene Ecke; die Blechkapſel mit der Erziehungsdenkſchrift hatte er noch umhängen und er hielt ſie unbewußt zwiſchen den Knieen. Er ſah die Sachlage ein, er verwünſchte die böſe Frau, welche ihm dieſen Streich geſpielt und einen Erben untergeſchoben; er verwünſchte den Alten, der da glaubte, er hätte einen rechtmäßigen Sohn; nur ſich ſelbſt verwünſchte er nicht, der doch der wirkliche und alleinige Urheber des kleinen Schreiers war

und ſich ſo ſelbſt enterbt hatte. Er zappelte in einem unzerreißlichen Netze, rannte aber wieder nach dem Alten, um ihm thörichter Weiſe die Augen zu öffnen.

„Glauben Sie denn wirklich," ſagte er mit gedämpfter Stimme zu ihm, „daß das Kind das Ihrige ſei?"

„Wie, was?" ſagte Herr Litumlei und ſah von ſeiner Chronik auf.

John fuhr fort, in abgebrochenen Redensarten ihm zu verſtehen zu geben, daß er ſelbſt ja nie im Stande geweſen ſei, Vater zu werden, daß ſeine Frau wahrſcheinlich ſich eine Untreue habe zu Schulden kommen laſſen u. ſ. f.

Sobald ihn das kleine Männchen ganz verſtand, fuhr es wie beſeſſen in die Höhe, ſtampfte auf den Boden, ſchnaubte und ſchrie endlich: „Aus den Augen mir, undankbares Scheuſal, verläumderiſcher Schuft! Warum ſollte ich nicht im Stande ſein, einen Sohn zu haben? Sprich, Elender! Iſt das der Dank für meine Wohlthaten, daß Du die Ehre meines Weibes und meine eigene Ehre begeiferſt mit Deiner niederträchtigen Zunge? Welch' ein Glück, daß ich noch rechtzeitig erkenne, welch' eine Schlange ich an meinem Buſen genährt habe! Wie werden doch ſolche große Stammhäuſer gleich in der Wiege ſchon vom Neid und von der Selbſtſucht attaquirt! Fort! aus dem Hauſe mit Dir von Stund' an!"

Er lief zitternd vor Wuth nach ſeinem Schreibtiſche, nahm eine Hand voll Goldſtücke, wickelte ſie in ein Papier und warf es dem Unglücklichen vor die Füße.

„Hier iſt noch ein Zehrpfennig und damit fort auf immer!" Hiemit entfernte er ſich, immer ziſchend wie eine Schlange.

John hob das Päcklein auf, ging aber nicht aus dem Hauſe, ſondern ſchlich auf ſeine Kammer, mehr todt als lebendig, zog ſich aus bis auf das Hemd, obſchon es noch nicht Abend war, und legte ſich in's Bett, ſchlotternd und erbärmlich ſtöh-

nend. In allem Jammer zählte er, da er keinen Schlaf finden konnte, das erhaltene Geld und das, welches er auf der Reise in oben beschriebener Weise erspart. „Unnütz!“ sagte er, „ich denke nicht daran fortzugehen, ich will und muß hier bleiben!“

Da klopften zwei Polizeimänner an die Thüre, traten herein und hießen ihn aufstehen und sich anziehen. Voll Angst und Schrecken that er es; sie befahlen ihm, seine Sachen zusammen zu packen; es war aber alles noch auf das Schönste beisammen, da er seine Reisekoffer noch gar nicht geöffnet hatte. Darauf führten sie ihn aus dem Hause; ein Knecht trug die Sachen nach, setzte sie auf die Straße und schloß die Thüre vor seiner Nase zu. Hierauf lasen ihm die Männer von einem Papier ein Verbot vor, bei Strafe nicht mehr das Haus zu betreten. Dann gingen sie fort; er aber blickte nochmals an das Haus seines verlorenen Glückes hinauf, als eben einer der hohen Fensterflügel sich ein wenig öffnete, jene hübsche Amme eine in ländlicher Weise dort getrocknete Windel hereinlangte und gleichzeitig das Stimmchen des Kindes sich wieder vernehmen ließ.

Da floh er endlich mit seiner Habe in einen Gasthof, zog sich dort wiederum aus und legte sich nun ungestört in's Bett.

Am andern Tage lief er aus Verzweiflung noch zu einem Advokaten, um zu erfahren, ob denn gar nichts mehr zu machen sei? Sobald der aber seine Rede halb angehört, rief er zornig: „Machen Sie, daß Sie fortkommen, Sie Esel, mit Ihrer einfältigen Erbschleicherei, oder ich lasse Sie verhaften!“

Ganz verstürmt reisete er allendlich nach seinem guten Seldwyla, wo er erst vor einigen Tagen gewesen war. Er setzte sich wieder in den Gasthof und zehrte einige Zeit nachdenklich von seiner Baarschaft, und je mehr sie sich verminderte, desto kleinlauter wurde er. Humoristisch gesellten sich die Seldwyler zu ihm, und als sie, da er nun zugänglicher geworden, sein Schicksal so ziemlich erforscht hatten und ihn im Besitze seines abneh-

menden kleinen Vermögens ſahen, verkauften ſie ihm eine kleine alte Nagelſchmiede vor dem Thore, die gerade feil ſtand und, wie ſie ſagten, ihren Mann nährte. Er mußte aber, um den Kaufſchilling voll zu machen, alle ſeine Attribute und Kleinode veräußern, was er um ſo leichter that, als er nun keine Hoffnung mehr auf dieſe Dinge ſetzte; ſie hatten ihn ja immer betrogen und er mochte nicht mehr um ſie Sorge tragen.

Mit der Nagelſchmiede, in der zwei oder drei Arten einfacher Nägel gemacht wurden, ging ein alter Geſelle in den Kauf, von dem der neue Inhaber die Handtierung ſelbſt ohne viel Mühe erlernte und dabei noch ein wackerer Nagelſchmied wurde, der erſt in leidlicher, dann in ganzer Zufriedenheit ſo dahin hämmerte, als er das Glück einfacher und unverdroſſener Arbeit ſpät kennen lernte, das ihn wahrhaft aller Sorge enthob und von ſeinen ſchlimmen Leidenſchaften reinigte.

Dankbarlich ließ er ſchöne Kürbisſtauden und Winden an dem niedrigen ſchwärzlichen Häuschen emporranken, das außerdem von einem großen Hollunderbaum überſchattet war und deſſen Eſſe immer ein freundliches Feuerlein hegte.

Nur in ſtillen Nächten bedachte er etwa noch ſein Schickſal, und einige Mal, wenn der Jahrestag wiederkehrte, wo er die Dame Litumlei bei dem Himbeertörtchen gefunden hatte, ſtieß der Schmied ſeines Glückes den Kopf gegen die Eſſe, aus Reue über die unzweckmäßige Nachhülfe, welche er ſeinem Glück hatte geben wollen.

Allein auch dieſe Anwandlungen verloren ſich allmälig, je beſſer die Nägel geriethen, welche er ſchmiedete.

Die mißbrauchten Liebesbriefe.

Victor Störteler, von den Seldwylern nur Viggi Störteler genannt, lebte in behaglichen und ordentlichen Umständen, da er ein einträgliches Speditions- und Waarengeschäft betrieb und ein hübsches, gesundes und gutmüthiges Weibchen besaß. Dieses hatte ihm außer der sehr angenehmen Person ein ziemliches Vermögen gebracht, welches Gritli von auswärts zugefallen war, und sie lebte zuthulich und still bei ihrem Manne. Ihr Geld aber war ihm sehr förderlich zur Ausbreitung seiner Geschäfte, welchen er mit Fleiß und Umsicht oblag, daß sie trefflich gediehen. Hierbei schützte ihn eine Eigenschaft, welche, sonst nicht landesüblich, ihm einstweilen wohl zu statten kam. Er hatte seine Lehrzeit und einige Jahre darüber nämlich in einer größeren Stadt bestanden und war dort Mitglied eines Vereines junger Comptoiristen gewesen, welcher sich wissenschaftliche und ästhetische Ausbildung zur Aufgabe gestellt hatte. Da die jungen Leute ganz sich selbst überlassen waren, so übernahmen sie sich und machten allerhand Dummheiten. Sie lasen die schwersten Bücher und führten eine verworrene Unterhaltung darüber; sie spielten auf ihrem Theater den Faust und den Wallenstein, den Hamlet, den Lear und den Nathan; sie machten schwierige Concerte und lasen sich schreckbare Aufsätze vor, kurz, es gab nichts, an das sie sich nicht wagten.

Hiervon brachte Viggi Störteler die Liebe für Bildung und Beleſenheit nach Seldwyla zurück; vermöge dieſer Neigung aber fühlte er ſich zu gut, die Sitten und Gebräuche ſeiner Mitbürger zu theilen; vielmehr ſchaffte er ſich Bücher an, abonnirte in allen Leihbibliotheken und Leſezirkeln der Hauptſtadt, hielt ſich die „Gartenlaube“ und unterſchrieb auf Alles, was in Lieferungen erſchien, da hier ein fortlaufendes, ſchön vertheiltes Studium geboten wurde. Damit hielt er ſich in ſeiner Häuslichkeit und zugleich ſeine Umſtände vor Schaden bewahrt. Wenn er ſeine Tagesgeſchäfte munter und vorſichtig durchgeführt, ſo zündete er ſeine Pfeife an, verlängerte die Naſe und ſetzte ſich hinter ſeinen Leſeſtoff, in welchem er mit großer Gewandtheit herumfuhr. Aber er ging noch weiter. Bald ſchrieb er verſchiedene Abhandlungen, welche er ſeiner Gattin als „Eſſais“ bezeichnete, und er ſagte öfter, er glaube, er ſei ſeiner Anlage nach ein Eſſaiiſt. Als jedoch ſeine Eſſais von den Zeitſchriften, an welche er ſie ſandte, nicht abgedruckt wurden, begann er Novellen zu ſchreiben, die er unter dem Namen „Kurt vom Walde“ nach allen möglichen Sonntagsblättchen inſtradirte. Hier ging es ihm beſſer, die Sachen erſchienen wirklich feierlich unter dem herrlichen Schriftſtellernamen in den verſchiedenſten Gegenden des deutſchen Reiches, und bald begann hier ein Roderich vom Thale, dort ein Hugo von der Inſel und wieder dort ein Gänſerich von der Wieſe einen ſtechenden Schmerz zu empfinden über den neuen Eindringling. Auch concurrirte er heimlich bei allen ausgeſchriebenen Preisnovellen und vermehrte hierdurch nicht wenig die angenehme Bewegtheit ſeines eingezogenen Lebens. Neuen Aufſchwung gewann er ſtets auf ſeinen kürzeren oder längeren Geſchäftsreiſen, wo er dann in den Gaſthöfen manchen Geſinnungsverwandten traf, mit dem ſich ein gebildetes Wort ſprechen ließ; auch der Beſuch der befreundeten Redactionsſtübchen in den verſchiedenen Provinzen gewährte neben den Handels-

geſchäften eine gebildete Erholung, obgleich dieſe hier und da eine Flaſche Wein koſtete.

Ein Haupterlebniß feierte er eines Tages an der abendlichen Wirthstafel in einer mittleren deutſchen Stadt, an welcher nebſt einigen alten Stammgäſten des Ortes mehrere junge Reiſende ſaßen. Die würdigen alten Herren mit weißen Haaren führten ein gemächliches Geſpräch über allerlei Schreiberei, ſprachen von Cervantes, von Rabelais, Sterne und Jean Paul, ſowie von Goethe und Tieck, und prieſen den Reiz, welchen das Verfolgen der Compoſitionsgeheimniſſe und des Stiles gewähre, ohne daß die Freude an dem Vorgetragenen ſelbſt beeinträchtigt werde. Sie ſtellten einläßliche Vergleichungen an und ſuchten den rothen Faden, der durch all' dergleichen hindurchgehe; bald lachten ſie einträchtig über irgend eine Erinnerung, bald erfreuten ſie ſich mit ernſtem Geſicht über eine neu gefundene Schönheit, alles ohne Geräuſch und Erhitzung, und endlich, nachdem der Eine ſeinen Thee ausgetrunken, der Andere ſein Schöppchen geleert, klopften ſie die langen Thonpfeifen aus und begaben ſich auf etwas gichtiſchen Füßen zu ihrer Nachtruhe. Nur Einer ſetzte ſich unbeachtet in eine Ecke, um noch die Zeitung zu leſen und ein Glas Punſch zu trinken.

Nun aber entwickelte ſich unter den jüngeren Gäſten, welche bislang horchend dageſeſſen hatten, das Geſpräch. Einer fing an mit einer ſpöttiſchen Bemerkung über die altväteriſche Unterhaltung dieſer Alten, welche gewiß vor vierzig Jahren einmal die Schöngeiſter dieſes Neſtes geſpielt hätten. Dieſe Bemerkung wurde lebhaft aufgenommen, und indem ein Wort das andere gab, entwickelte ſich abermals ein Geſpräch belletriſtiſcher Natur, aber von ganz andrer Art. Von den verjährten Gegenſtänden jener Alten wußten ſie nicht viel zu berichten, als das und jenes vergriffene Schlagwort aus ſchlechten Literargeſchichten; dagegen entwickelte ſich die ausgebreitetſte und genaueſte Kenntniß in den

täglich auftauchenden Erſcheinungen leichterer Art und aller der Perſonen und Perſönchen, welche ſich auf den tauſend grauen Blättern ſtündlich unter wunderbaren Namen herumtummeln. Es zeigte ſich bald, daß dies nicht ſolche Ignoranten von alten Gerichtsräthen und Privatgelehrten, ſondern Leute vom Handwerk waren. Denn es dauerte nicht lange, ſo hörte man nur noch die Worte Honorar, Verleger, Clique, Coterie und was noch mehr den Zorn ſolchen Volkes reizt und ſeine Phantaſie beſchäftigt. Schon tönte und ſchwirrte es, als ob zwanzig Perſonen ſprächen, die tückiſchen Aeuglein blinkerten und eine allgemeine glorreiche Erkennung konnte nicht länger ausbleiben. Da entlarvte ſich dieſer als Guido von Strahlheim, jener als Oskar Nordſtern, ein dritter als Kunibert vom Meere. Da zögerte auch Viggi nicht länger, der bisher wenig geſprochen, und wußte es mit einiger Schüchternheit einzuleiten, daß er als Kurt vom Walde erkannt wurde. Er war von Allen gekannt, ſowie er ebenſo Alle kannte, denn dieſe Herren, welche ein gutes Buch Jahrzehnte lang ungeleſen ließen, verſchlangen alles, was von Ihresgleichen kam, auf der Stelle, es in allen Kaffeebuden zuſammen ſuchend, und zwar nicht aus Theilnahme, ſondern aus einer ſonderbaren Wachſamkeit.

Sie ſind Kurt vom Walde? hieß es dröhnend, ha! willkommen! Und nun wurden mehrere Flaſchen eines unechten wohlfeilen und ſauren Weines beſtellt, der billigſte unter Siegel, der im Hauſe war, und es hob erſt recht ein energiſches Leben an. Nun galt es zu zeigen, daß man Haare auf den Zähnen habe! Alle Männer, die es zu irgend einem Erfolge gebracht und in dieſem Augenblicke Hunderte von Meilen entfernt vielleicht ſchon den Schlaf der Gerechten ſchliefen, wurden auf das Gründlichſte demolirt; Jeder wollte die genaueſten Nachrichten von ihrem Thun und Laſſen haben, keine Schandthat gab es, *die ihnen nicht* zugeſchrieben wurde, und der Refrain bei Jedem

war ſchließlich ein trocken ſein ſollendes: Er iſt übrigens Jude! Worauf es im Chor ebenſo trocken hieß: Ja, er ſoll ein Jude ſein!

Biggi Störteler rieb ſich entzückt die Hände und dachte: „Da biſt Du einmal vor die rechte Mühle gekommen! Ein Schriftſteller unter Schriftſtellern! Ei! was das für geriebene Geiſter ſind! Welches Verſtändniß und welch' ſittlicher Zorn!“

In dieſer Nacht und bei dieſem Schwefelwein ward nun, um der ſchlechten Welt vom Amte zu helfen und ein neues Morgenroth herbeizuführen, die förmliche und feierliche Stiftung einer „neuen Sturm- und Drangperiode“ beſchloſſen, und zwar mit planvoller Abſicht und Ausführung, um diejenige Gährung künſtlich zu erzeugen, aus welcher allein die Klaſſiker der neuen Zeit hervorgehen würden.

Als ſie jedoch dieſe gewaltige Abrede getroffen, konnten ſie nicht weiter, ſondern ſenkten alsbald ihre Häupter und mußten das Lager ſuchen; denn dieſe Propheten ertrugen nicht einmal guten, geſchweige denn ſchlechten Wein und büßten jede kleine Ausſchreitung mit großer Abſchwächung und Uebelkeit.

Als ſie abgezogen waren, fragte der alte Herr, welcher zurückgeblieben war und ſich höchlich an dem Treiben ergötzt hatte, den Kellner, was das für Leute wären? „Zwei davon,“ ſagte dieſer, „ſind Geſchäftsreiſende, ein Herr Störteler und ein Herr Huberl; der dritte heißt Herr Stralauer, doch nur den vierten kenn' ich näher, der nennt ſich Dr. Mewes und hat ſich vergangenen Winter einige Wochen hier aufgehalten. Er gab im Tanzſaal beim Blauen Hecht, wo ich damals war, Vorleſungen über deutſche Literatur, welche er wörtlich abſchrieb aus einem Buche. Dasſelbe mußte aus irgend einer Bibliothek geſtohlen worden ſein, dem Einbande nach zu urtheilen, und war ganz voll Eſelsohren, Tinten- und Oelflecke. Außer dieſem Buche beſaß er noch einen zerzauſ'ten Leitfaden zur franzöſiſchen Converſation und

ein Kartenspiel mit obscönen Bildern darin, wenn man es gegen das Licht hielt. Er pflegte jenes Buch im Bett auszuschreiben, um die Heizung zu sparen; da verschüttete er schließlich das Tintenfaß über Steppdecke und Leintuch, und als man ihm eine billige Entschädigung in die Rechnung setzte, drohte er, den Blauen Hecht in seinen Schriften und „Feuilletons“ in Verruf zu bringen. Da er sonst allerlei häßliche Gewohnheiten an sich hatte, wurde er endlich aus dem Hause gethan. Er schreibt übrigens unter dem Namen Kunibert vom Meere allerhand süßliche und nachgeahmte Sachen.“

„Was Teufel!“ sagte der Alte, „Ihr wißt ja wie ein Mann vom Handwerk über diese Dinge zu reden, Meister Georg!“ Der Kellner erröthete, stockte ein wenig und sagte dann: „Ich will nur gestehen, daß ich selbst anderthalb Jahre Schriftsteller gewesen bin!“ „Ei der Tausend!“ rief der Alte, „und was habt Ihr denn geschrieben?“ „Das weiß ich kaum gründlich zu berichten,“ fuhr Jener fort, „ich war Aufwärter in einem Kaffeehaus, wo sich eine Anzahl Leute von der Gattung unserer heutigen Gäste beinahe den ganzen Tag aufhielt. Das lag herum, flanirte, raisonnirte, durchstöberte die Zeitungen, ärgerte sich über fremdes Glück, freute sich über fremdes Unglück und lief gelegentlich nach Hause, um im größten Leichtsinn schnell ein Dutzend Seiten zu schmieren; denn da man nichts gelernt hatte, so besaß man auch keinen Begriff von irgend einer Verantwortlichkeit. Ich wurde bald ein Vertrauter dieser Herren, ihr Leben schien mir meiner dienstbaren Stellung weit vorzuziehen und ich wurde ebenfalls ein Schriftsteller. Auf meiner Schlafkammer verbarg ich einen Pack zerlesene Nummern von französischen Zeitungen, die ich in den verschiedenen Wirthschaften gesammelt, wo ich früher gedient hatte, ursprünglich, um mich darin ein wenig in die Sprache hinein zu buchstabiren, wie es einem jungen Kellner geziemt. Aus diesen verschollenen Blättern über-

ſetzte ich einen Miſchmaſch von Geſchichtchen und Geſchwätz aller Art, auch über Perſönlichkeiten, die ich nicht im Mindeſten kannte. Aus Unkenntniß der deutſchen Sprache behielt ich nicht nur öfter die franzöſiſche Wort- und Satzſtellung, ſondern auch alle möglichen Gallicismen bei, und die Salbadereien, welche ich aus meinem eigenen Gehirne hinzufügte, ſchrieb ich dann ebenfalls in dieſem Kauderwelſch, welches ich für echt ſchriftſtelleriſch hielt. Als ich ein Buch Papier auf ſolche Weiſe überſchmiert hatte, anvertraute ich es als ein Originalwerk meinen Herren und Freunden, und ſiehe, ſie nahmen es mit aller Aufmunterung entgegen und wußten es ſogleich zum Druck zu befördern. Es iſt etwas Eigenthümliches um die ſchlechten Scribenten. Obgleich ſie die unverträglichſten und gehäſſigſten Leute von der Welt ſind, ſo haben ſie doch eine unüberwindliche Neigung, ſich zuſammenzuthun und in's Maſſenhafte zu vermehren, gewiſſermaßen um ſo einen mechaniſchen Druck nach der oberen Schicht auszuüben. Mein Büchlein wurde ſofort als das ſehr zu beachtende Erſtlingswerk eines geiſtreichen jungen Autors verkündet, welcher deutſche Schärfe des Urtheils mit franzöſiſcher Eleganz verbinde, was wohl von deſſen mehrjährigem Aufenthalt in Paris herrühre. Ich war nämlich in der That ein halbes Jahr in dieſer Stadt bei einem deutſchen Gaſtwirth geweſen. Da unter dem überſetzten Zeuge mehrere pikante, aber vergeſſene Anekdoten waren, ſo circulirten dieſe, unter Anführung meines Buches, alsbald durch eine Menge von Blättern. Ich hatte mich auf dem Titel George d'Eſan, welches eine Umkehrung meines ehrlichen Namens, Georg Naſe iſt, genannt. Nun hieß es überall: George Deſan in ſeinem intereſſanten Buche erzählt folgenden Zug von dem oder von jenem, und ich wurde dadurch ſo aufgeblaſen und keck, daß ich auf der betretenen Bahn ohne weiteren Aufenthalt fortrannte, wie eine abgeſchoſſene Kanonenkugel."

„Aber zum Teufel!“ sagte jetzt der Alte, „was hattet Ihr denn nur für Schreibestoff? Ihr konntet doch nicht immer von Eurem Pack alter Zeitungen zehren?“

„Nein! Ich hatte eben keinen Stoff als so zu sagen das Schreiben selbst. Indem ich Tinte in die Feder nahm, schrieb ich über diese Tinte. Ich schrieb, kaum daß ich mich zum Schriftsteller ernannt sah, über die Würde, die Pflichten, Rechte und Bedürfnisse des Schriftstellerstandes, über die Nothwendigkeit seines Zusammenhaltens gegenüber den andern Ständen, ich schrieb über das Wort Schriftsteller selbst, unwissend, daß es ein echt deutsches und altes Wort ist, und trug auf dessen Abschaffung an, indem ich andere, wie ich meinte, viel geistreichere und richtigere Benennungen ausheckte und zur Erwägung vorschlug, wie z. B. Schriftner, Dinterich, Schriftmann, Buchner, Federkünstler, Buchmeister u. s. f. Auch drang ich auf Vereinigung aller Schreibenden, um die Gewährleistung eines schönen und sichern Auskommens für jeden Theilnehmer zu erzielen, kurz ich regte mit allen diesen Dummheiten einen erheblichen Staub auf und galt eine Zeit lang für einen Teufelskerl unter den übrigen Schmierpetern. Alles und Jedes bezogen wir auf unsere Frage und kehrten immer wieder zu den „Interessen“ der Schriftstellerei zurück. Ich schrieb, obgleich ich der unbelesenste Gesell von der Welt war, ausschließlich nur über Schriftsteller, ohne deren Charakter aus eigener Anschauung zu kennen, componirte „ein Stündchen bei X.“, oder „ein Besuch bei N.“, oder „eine Begegnung mit P.“, oder „einen Abend bei der O.“ und dergleichen mehr, was ich alles mit unsäglicher Naseweisheit, Frechheit und Kinderei ausstattete. Ueberdies betrieb ich eine rührige Industrie mit sogenannten „Mitgetheilts“ nach allen Ecken und Enden hin, indem ich allerlei Neuigkeitskram und Klatsch verbreitete. Wenn gerade nichts aus der Gegenwart vorhanden war, so übersetzte *ich die* Sesenheimer Idylle wohl zum zwanzigsten Male aus

Goethes schöner Sprache in meinen gemeinen Jargon und sandte sie als neue Forschung in irgend ein Winkelblättchen. Auch zog ich aus bekannten Autoren solche Stellen, über welche man in letzter Zeit wenig gesprochen hatte, wenigstens nicht meines Wissens, und ließ sie mit einigen albernen Bemerkungen als Entdeckung herumgehen. Oder ich schrieb wohl aus einem eben herausgekommenen Bande einen Brief, ein Gedicht aus und setzte es als handschriftliche Mittheilung in Umlauf, und ich hatte immer die Genugthuung, das Ding munter durch die ganze Presse circuliren zu sehen. Insbesondere gewährte mir der Dichter Heine die fetteste Nahrung; ich gedieh an seinem Krankenbette förmlich wie die Rübe im Mistbeete."

„Aber Ihr seid ja ein ausgemachter Hallunke gewesen!" rief der alte Herr mit Erstaunen, und Meister Georg versetzte: „Ich war kein Hallunke, sondern eben ein armer Tropf, welcher seine Kellnergewohnheiten in eine Thätigkeit übertrug und in Verhältnisse, von denen er weder einen sittlichen noch einen unsittlichen, sondern gar keinen Begriff hatte. Ueberdies brachte mein Verfahren Niemandem einen wirklichen Schaden."

„Und wie seid Ihr denn von dem schönen Leben wieder abgekommen?" fragte der Alte.

„Eben so kurz und einfach, wie ich dazu gekommen!" antwortete der Exschriftner, „ich befand mich trotz alles Glanzes doch nicht behaglich dabei und vermißte besonders die bessere Nahrung und die guten Weinreste meines frühern Standes. Auch ging ich ziemlich schäbig gekleidet, indem ich einen ganz abgetragenen Aufwärterfrack unter einem dünnen Ueberzieher Sommer und Winter trug. Unversehens fiel mir aus der Heimat eine kleine Geldsumme zu, und da ich von früher her noch eine alte Sehnsucht nährte, ordentlich gekleidet zu sein, so bestellte ich mir sofort einen feinen neuen Frack, eine gute Weste und kaufte ein gutvergoldetes Uhrkettchen, sowie ein feines Hemd mit

einem Jabot. Als ich mich aber, dergestalt ausgeputzt, im Spiegel besah, fiel es mir wie Schuppen von den Augen; ich fand mich plötzlich zu gut für einen Schriftsteller, dagegen reif genug für einen Oberkellner in einem Mittelgasthofe und suchte demgemäß eine Anstellung."

„Aber wie kommt es," fragte der Gast noch, „daß Ihr nun so einsichtig und ordentlich über jenes Treiben zu urtheilen wißt?"

„Das mag daher kommen," erwiederte Georg Nase lächelnd, „daß ich mich erst jetzt in meinen Mußestunden zu unterrichten suche, aber bloß zu meinem Privatvergnügen!"

Worauf der Alte endlich seine Zeche bezahlte und sich entfernte, nachdem er den Aufwärter eingeladen, in Zukunft doch an den Gesprächen der Gäste Theil zu nehmen und ja nicht zu versäumen, von seinen lustigen Thaten und Erlebnissen so viel mitzutheilen, als er immer wüßte. So fügte es sich, daß in diesem Gasthofe die täglichen Stammgäste sammt dem Kellner mehr Bildung und Schule besaßen, als der kleine Schriftstellercongreß, der zur Stunde unter dem gleichen Dache schlummerte.

Am nächsten Tage zerstreuten sich die Herren nach allen Winden, nicht ohne nochmals die zu gründende Sturm- und Drangperiode kräftiglichst besprochen zu haben. Indem sie vorläufig schon einige Rollen vertheilten, wurde es als eine glückliche Fügung gepriesen, daß in Viggi Störteler die schweizerischen Beziehungen trefflich angebahnt seien, und er übernahm es, einstweilen Bodmer und Lavater zusammen darzustellen, um die reifenden neuen Klopstocks, Wieland und Goethe zu empfangen und aufzumuntern.

So kehrte er ganz aufgebläht von Aussichten und Entwürfen in seine Heimat zurück. Er ließ die Haare lang wachsen, strich sie hinter die Ohren, setzte eine Brille von lauterem Fensterglas *auf und trug* ein kleines Spitzbärtchen, um sein Aeußeres

dem bedeutenden Inhalte entsprechen zu lassen, den er durch seine neuen Bekanntschaften mit einem Schlage gewonnen. Seiner Sendung gemäß die er übernommen, begann er sich mehr unter seinen Mitbürgern umzuthun und suchte Anhänger. Wo er wußte, daß Einer ein Histörchen in den Kalender geschickt oder einige spöttische Knittelverse verfaßt hatte, die einzige Literatur, so in Seldwyla betrieben wurde, da strebte er ein Mitglied für die Sturm- und Drangperiode zu erwerben. Allein so bald die wackeren Leute seine Absichten merkten und seine wunderlichen Aufforderungen verstanden, machten sie ihn zum Gegenstande ihres Gelächters und neuer Knittelverse, welche zu seinem Verdruß in den Wirthschaften verlesen wurden. Als er vollends an einem Bürgermahle den Stadtschreiber verblümt fragte, was er von „Kurt vom Walde" für eine Meinung hege, und jener erwiederte: „Kurt vom Walde? was ist das für ein Kalb?" da hatte er für einmal genug und spann sich wieder in seine Häuslichkeit ein.

Dort betrachtete er sein Weib, und da er sah, wie anmuthig Gritli in ihrem Häubchen am Spinnrädchen saß, mit rosigem Munde, mit stillbewegtem Busen und mit zierlichem Fuße, da ging ihm ein Licht auf; er beschloß, sie zu erhöhen und zu seiner Muse zu machen. Von Stund an hieß er sie das mit beinernen Ringen und Glöckchen kunstreich gezierte Spinnrad zur Seite stellen und das grüne Band vom seidigen Flachse wickeln. Dafür gab er ihr eine alte Anthropologie in die Hand und befahl ihr, darin zu lesen, während er in seinem Comptoir arbeite, damit die große Angelegenheit in der Zeit nicht brach liege. Hierauf ging er an seine Geschäfte, sehr zufrieden mit seinem Einfall. Als er aber zum Essen kam und begierig war auf die erste geistige Rücksprache mit seiner Muse, da schüttelte sie den Kopf und wußte nichts zu sagen.

„Ich muß zartere Saiten aufziehen für den Anfang!" dachte

er und gab ihr nach Tisch einen Band „Frühlingsbriefe von einer Einsamen," darin sollte sie lesen bis zum Abend. Dann ging er in sein Magazin, einen Haufen Farbhölzer wegführen zu lassen, dann in den Wald, um einer Steigerung von Eichenrinde beizuwohnen. Dort machte er einen guten Handel und, vergnügt darüber, noch einen Spaziergang, aber nicht ohne abermaligen Nutzen. Er steckte das geschäftliche Notizbuch bei Seite und zog ein kleineres hervor mit einem Stahlschlößchen.

Damit stellte er sich vor den ersten besten Baum, besah ihn genau und schrieb: „Ein Buchenstamm. Hellgrau mit noch helleren Flecken und Querstreifen. Zweierlei Moos bekleidet ihn, ein fast schwärzliches und dann ein sammtähnliches glänzend grünes. Außerdem gelbliche, röthliche und weiße Flechten, welche öfter in einander spielen. Eine Epheuranke steigt an der einen Seite hinauf. Die Beleuchtung ist ein ander Mal zu studiren, da der Baum im Schatten steht. Vielleicht in Räuberscenen anzuwenden."

Dann blieb er vor einem eingerammelten Pflock stehen, auf welchen irgend ein Kind eine todte Blindschleiche gehängt hatte. Er schrieb: „Interessantes Detail. Kleiner Stab in Erde gesteckt. Leiche von silbergrauer Schlange darum gewunden, gebrochen im Starrkrampf des Todes. Ameisen kommen aus dem hohlen Innern hervor oder gehen hinein, Leben in die tragische Scene bringend. Die Schlagschlatten von einigen schwanken Gräsern, deren Spitzen mit röthlichen Aehren versehen sind, spielen über das Ganze. Ist Merkur todt und hat seinen Stab mit todten Schlangen hier stecken lassen? Letztere Anspielung mehr für Handelsnovelle tauglich. NB. Der Stab oder Pflock ist alt und verwittert, von der gleichen Farbe wie die Schlange; wo ihn die Sonne bescheint, ist er wie mit silbergrauen Härchen besetzt. (Die letztere Beobachtung dürfte neu sein.)"

Auch vor einem Karrengeleise stellte er sich auf und schrieb:

Motiv für Dorfgeschichte: Wagenfurche halb mit Wasser gefüllt, in welchem kleine Wasserthierchen schwimmen. Hohlweg. Erde feucht, dunkelbraun. Auch die Fußstapfen sind mit Wasser gefüllt, welches röthlich, eisenhaltig. Großer Stein im Wege, am Theil mit frischen Beschädigungen, wie von Wagenrädern. Hieran ließe sich Expositon knüpfen von umgeworfenen Wagen, Streit und Gewaltthat."

Weiter gehend, stieß er auf eine arme Landdirne, hielt sie an, gab ihr einige Münzen und bat sie, fünf Minuten still zu stehen, worauf er, sie vom Kopf zu Füßen beschauend, niederschrieb: „Derbe Gestalt, barfuß, bis über die Knöchel voll Straßenstaub; blaugestreifter Kittel, schwarzes Mieder, Rest von Nationaltracht, Kopf in rothes Tuch gehüllt, weiß gewürfelt —" allein urplötzlich rannte die Dirne davon und warf die Beine auf, als ob ihr der böse Feind im Nacken säße. Viktor, ihr begierig nachsehend, schrieb eifrig: „Köstlich! dämonisch-populäre Gestalt, elementarisches Wesen." Erst in weiter Entfernung stand sie still und schaute zurück; da sie ihn immer noch schreiben sah, kehrte sie ihm den Rücken zu und klopfte sich mit der flachen Hand mehrere Male hinter die Hüften, worauf sie im Walde verschwand.

So kehrte er heimwärts, beladen wie eine Biene mit seiner Ausbeute. „Nun, liebes Muf'chen!" rief er seine Frau an, „hast Du Dein Buch gelesen? Mir ist es sehr gut gegangen, ich bringe treffliche Studien nach Hause, über deren Benutzung wir heute noch plaudern wollen!" Allein sie wußte abermals nichts zu sagen, weil sie den ganzen Nachmittag im Garten gesessen und mit großer Behaglichkeit grüne Erbsen ausgehülst hatte. Diesmal schüttelte er seinerseits den Kopf und dachte: „Seltsam! Vielleicht ist es besser, gleich mit der Praxis zu beginnen und sich auf den weiblichen Scharfsinn zu verlassen!" Demgemäß las er ihr beim Nachtessen seine heutigen Notizen vor, entwickelte ein

Gespräch über den Nutzen solcher Beobachtungen, und indem er ihr rieth, sich ebenfalls dergleichen Wahrnehmungen aufzuzeichnen und ihm das Gesammelte mitzutheilen, forderte er sie auf, ihre Meinung über alles dies zu sagen. „Ich verstehe dies alles nicht!“ war ihre ganze Antwort. Sich zur Geduld zwingend, sagte er: „So wollen wir gleich ein Ganzes vornehmen, welches Dir vielleicht klarer sein wird, und worin Du vielleicht die Verflechtung solcher Theile, so kunstreich sie auch ist, wahrnehmen magst!“

Also nahm er seine neueste Handschrift hervor und begann sie vorzulesen, oft unterbrochen durch die Störungen, welche die allerorts durchstrichene und verbesserte Schreiberei veranlaßte, sowie durch das Hin- und Herrücken der Brille, welche ihn blendete. Dennoch gewahrte er erst nach einem halben Stündchen, daß seine Gattin eingeschlummert war.

Da klingelte er mit dem Messer gegen den metallenen Leuchter und sagte, als sich Gritli zusammenraffte, ernst und mißfällig: „Das kann so nicht gehen, liebe Frau! Du siehst, wie ich mir alle Mühe gebe, Dich zu mir heranzubilden und Du kommst mir dennoch nicht entgegen! Du weißt, daß ich die dornenvolle Laufbahn eines Dichters betreten habe, daß ich des Verständnisses, der begeisternden Anregung, des liebevollen Mitempfindens eines weiblichen Wesens, einer gleichgestimmten Gattin bedarf, und Du läßest mich im Stich, Du schläfst ein!“

„Ei, mein lieber Mann!“ erwiederte Frau Gritli, indem sie über diese Reden erröthete, „mich dünkt, ein rechter Dichter soll seine Kunst verstehen ohne eine solche Einbläserin!“

„Gut!“ rief Viggi „verhöhne mich nur noch, statt mich zu erheben und aufzurichten! Gut! Ich werde in Gottes Namen meinen Weg allein wandeln!“

Und er legte sich kummervoll schmollend zu Bett und sein *Weib legte sich* neben ihn in Sorgen, daß es um seinen Verstand

übel ſtehen möchte. Er ſchmollte nun mehrere Tage und wandelte ſeinen Weg allein; doch hielt er das nicht aus, ſondern beſchloß, nunmehr mit männlicher Strenge ſeinen Willen durchzuſetzen und die Gattin zu dem zu zwingen, wofür ſie ihm einſt danken würde. Er machte ſchnell einen Erziehungsplan, legte eine Anzahl Bücher zurecht, trat feſt vor die Frau hin und wies ſie an, unfehlbar zu leſen und zu lernen, was er ihr vorlege. Dadurch gerieth ſie in große Noth; ſie ſah, daß der Friede Gefahr lief, gänzlich zerſtört zu werden; auch getraute ſie ſich nirgends Raths zu holen, um ihren Mann nicht zu verrathen und dem Spotte der Leute auszuſetzen, welchen dieſe Geſchichte ein „gefundenes Freſſen“ wäre. Sie fügte ſich alſo, obgleich mit zornigem Herzen, und that wie er verlangte, indem ſie die Bücher in die Hand nahm und ſo aufmerkſam als möglich darin zu leſen ſuchte; auch hörte ſie ſeinen Reden und Vorträgen fleißig zu, nahm ſich vor dem Einſchlafen in Acht und ſtellte ſich ſogar, als ob ihr das Verſtändniß für Manches aufginge, weil ſie glaubte, dadurch dem Unglück bälder zu entrinnen. Heimlich aber vergoß ſie bittere Thränen; ſie ſchämte ſich vor ſich ſelber in dieſer thörichten und ſchimpflichen Lage und ſchleuderte die Bücher oft in eine Ecke oder trat ſie unter die Füße. Denn der Teufel ritt ihren Mann, daß er ihr Alles in die Hand gab, was er von langweiliger und herzloſer Ziererei und Schönthuerei nur zuſammenſchleppen konnte.

Anfänglich war er nicht übel zufrieden mit ihrer Fügſamkeit; als er aber nach einigen Wochen bemerkte, daß ſie immer noch keine begeiſternde Anregung von ſich ausgehen ließ, ſagte er eines Morgens: „Das führt uns vor der Hand nicht weiter! Darum friſch nun das Leben ſelbſt, die ſchöne Leidenſchaft zu Hülfe gerufen! Eine längere Reiſe werde ich heute antreten, da ich das Herbſtgeſchäft einleiten muß. Wohlan, wir werden einen Briefwechſel führen, der ſich einſt darf ſehen laſſen! Nun gilt es,

mein liebes Weibchen, Deine Empfindungen und Gedanken in Fluß zu bringen! Ich werde Dir gleich von der nächsten Stadt aus den ersten Brief schreiben; diesen beantwortest Du im gleichen Sinne. Daß Du mir ja nicht schreibst, das Sauerkraut sei bereits geschnitten, und Du habest mir neue Nachthemden bestellt, und Du wollest mich am Ohrläppchen zupfen, wenn ich nach Hause komme, und Du habest neulich in meiner Nachtmütze geschlafen und es am Morgen nicht mehr gewußt, sondern darin gefrühstückt, und was dergleichen Trivialitäten mehr sind, die Du sonst zu schreiben pflegst! Nein doch! Ermanne Dich, oder vielmehr erweibe Dich einmal! möchte ich beinahe sagen, d. h. kehre Deine höhere Weiblichkeit hervor, lasse voll und rein die Harmonien ertönen, die in Dir schlafen müssen, so gewiß als in einem schönen Leibe eine schöne Seele wohnt! Kurz, merke auf den Ton und Hauch in meinen Briefen und richte Dich danach, mehr sag' ich nicht!"

Als er wirklich reisefertig in der Stube stand, überraschte ihn Gritli mit einem allerliebsten Handköfferchen aus buntem Korbgeflecht, in welchem ein gebratenes Huhn, einige Brötchen, zwei Krystallfläschchen mit altem Wein und Liqueur, ein silbernes Becherchen, ein Besteck und zwei kleine Servietten auf das Bequemste und Appetitlichste zusammengepackt waren. Das hatte sie Alles nach ihrer Angabe herrichten lassen, weil er sich schon oft über den Hunger und Durst beklagt, welchen man auf den endlosen Eisenbahnen erleiden müsse. Er nahm es, von seinen Ideen eingenommen, zerstreut entgegen, sagte aber beim Abschiede noch kalt und streng: „Wende Deine Gedanken nun von dergleichen materiellen Dingen ab und sinne an das, was ich Dir gesagt! Bedenke, daß von dieser letzten Probe der Frieden und das Glück unserer Zukunft abhangen!"

Hiemit entfernte er sich und öffnete, eh' noch zwei Stunden *vergangen* waren, das Körbchen, eine leckere Mahlzeit zu halten

und die Reisegefährten zu reizen. Das Huhn war vortrefflich zerschnitten und kunstreich wieder zusammengefügt, die Brötchen besonders wohlgebacken; nur war er unschlüssig, ob er von dem alten Sherry oder von dem feinen Kirschbranntwein trinken solle; nahm aber zuletzt von Beidem. So lebte er lecker und fröhlich und zündete sich dann eine Cigarre an aus dem reichen Täschchen, das ihm seine Frau gestickt.

Diese saß indessen nicht in der besten Gemüthsverfassung zu Hause; das Herz war ihr recht schwer; denn als ein sehr eingefleischter Narr hatte Herr Viggi Störteler einen herrlichen Ausweg gefunden, sie auch aus der Ferne zu quälen, und anstatt daß durch seine Abreise ein Alp von ihr genommen wurde, welcher Gedanke ihr auch neu und verwirrend war, hatte sie nun in dem Postboten ein neues Schreckgespenst zu erwarten. Und daß die ganze Geschichte bedenklich wurde, bewiesen seine letzten Worte. So harrte sie denn voll Bangigkeit der Dinge, die da kommen sollten, und nahm sich vor, wenn immer möglich, die Briefe ihres Mannes zu beantworten nach ihren besten Kräften. Richtig erschien noch vor Ablauf von sechzig Stunden folgender Brief:

„Theuerste Freundin meiner Seele!

Wenn sich zwei Sterne küssen, so gehen zwei Welten unter! Vier rosige Lippen erstarren, zwischen deren Kuß ein Gifttropfen fällt! Aber dieses Erstarren und jener Untergang sind Seligkeit und ihr Augenblick wiegt Ewigkeiten auf! Wohl hab' ich's bedacht und hab' es bedacht und finde meines Denkens kein Ende: — Warum ist Trennung? — ? — Nur Eines weiß ich dieser furchtbaren Frage entgegenzusetzen und schleudere das Wort in die Wagschale: Die Gluth meines Liebeswillens ist stärker als Trennung, und wäre diese die Urverneinung selbst — — so lange dies Herz schlägt, ist das Universum noch nicht um die Ur-

bejahung gekommen!! Geliebte! fern von Dir umfängt mich Dunkelheit — ich bin herzlich müde! Einsam such' ich mein Lager — — schlaf' wohl! — —"

Bei diesem Briefe lag noch ein Zettel des Inhalts:

„P. S. Ich habe absichtlich, liebe Frau! diesen ersten Brief kurz gehalten, daß der Anfang Dir nicht zu schwierig erscheinen möge! Du siehst, daß es sich in diesen Zeilen nur um ein einziges Motiv handelt, um den Begriff der Trennung. Aeußere nun hierüber Deine Gefühle und füge eine neue Anregung hinzu, welche zu finden nun eben die Sache Deines Herzens und Deines guten Willens sein wird. Heute schlaf' ich zum ersten Mal in einem Bette seit meiner Abreise, wenn's nur keine Wanzen hat! Der junge Müller an der Burggasse, welchen ich angetroffen, hat mich um 40 Francs angepumpt in Gegenwart von andern Reisenden und ganz en passant, so daß ich es in der Eile nicht abschlagen konnte. Da ich weiß, daß seine Eltern noch eine Partie Oelsamen haben, so soll unser Commis gleich hingehen und den Oelsamen kaufen und auf Rechnung setzen. Es muß aber gleich geschehen, ehe sie wissen, daß der Junge mir Geld schuldig ist, sonst bekommen wir weder Oelsamen noch Geld.

NB. Wir wollen die geschäftlichen und häuslichen Angelegenheiten auf solche Extrazettel setzen, damit man sie nachher absondern kann. In Erwartung Deiner baldigen Antwort, Dein Gatte und Freund Viktor."

Mit diesem Briefe in der Hand saß sie nun da und las und wußte nichts darauf zu antworten. Wenn sie sich auch über die Grausamkeit oder Nützlichkeit der Trennung einige hausbackene Gedanken zurecht gezimmert, so fehlte ihr für die neue Anregung, die sie hinzufügen sollte, jeder Einfall, oder wenn sich einer einstellen wollte, so blieb er weit hinter den küssenden Sternen und hinter der Urbejahung zurück, und darüber verbleichten auch

wieder ihre Trennungsbetrachtungen, welche sich doch nur um die Nothwendigkeit und Einträglichkeit einer Geschäftsreise drehten, da ihr sonst kein anderer Grund bekannt war.

Sie ging mit dem Briefe auch in den Garten und ging auf und nieder, in immer größerer Angst befangen; da sah sie den Handlungsdiener ihres Mannes und gerieth auf den Einfall, ihn in's Vertrauen zu ziehen, ihm ihre Noth zu klagen und ihn zur Mithülfe zu veranlassen. Allein sie gab diesen Gedanken sofort auf, um den Respekt gegen ihren Mann nicht zu untergraben. Da fiel ihr Blick auf das Gärtchen eines Nachbarhauses, welches von ihrem Garten nur durch eine grüne Hecke getrennt war, und plötzlich verfiel ihre Frauenlist auf den wunderlichsten Ausweg, welchen sie auch, ohne sich lange zu besinnen und wie von einem höheren Licht erleuchtet, alsobald betrat.

In dem Nachbarhäuschen wohnte ein armer Unterlehrer der Stadt, Namens Wilhelm, ein junger, für unklug oder beschränkt geltender Mensch, mit etwas schwärmerischen und dunkeln Augen. Derselbe sah für sein Leben gern die Frauen, war aber außerordentlich still und schüchtern und durfte überdies seiner beschränkten und ärmlichen Stellung wegen nicht daran denken, sich zu verheirathen oder sonst dem schönen Geschlechte den Hof zu machen. Er begnügte sich daher, die Schönheit mehr aus der Ferne zu bewundern, und da es für sein Verlangen gleich erfolglos war, ob er eine Frau oder ein Mädchen zum Gegenstande seiner Bewunderung machte, so wechselte er in aller Ehrbarkeit und wählte bald diese, bald jene zum Ziel seiner Gedanken. So lebte er in seinem Herzen wie ein Pascha und alles Schöne, was Kaffee trank und Strümpfe strickte oder auch müßig ging, gehörte ihm. Dies doch einigermaßen leichtfertige Wesen wissenschaftlich zu begründen oder zu beschönigen, war der gute Wilhelm auch vom Christenthum abgefallen und, obgleich er des Sonntags in der Kinderlehre vorsingen mußte, wo er immer

auf's Neue den Katechismus erläutern hörte, einer wahrhaft heidnischen Philosophie zugesteuert. Alle Götter und Göttinnen der Mythologien, welche er gelesen, rief er in's Leben zurück und bevölkerte damit sich zur Kurzweil die Landschaft; je nach der Stimmung des Himmels, der über Seldwyla hing, war er entweder Germane, Grieche oder Indier, und behandelte seine Weiber heimlich nach der Art dieser Landsleute. Nur wenn das Wetter gar zu graulich, sein Brot gar zu knapp und nirgends ein freundliches Frauenauge zu erblicken war, blies er zuweilen alle diese Götter auseinander und behauptete bei sich selbst, zu einem solchen Leben brauche man gar keinen Gott.

Diesen jungen Schulmeister wählte sich die schöne Frau zu ihrem Retter, sobald er ihr in den Sinn kam. Daß er sie gern sah, wußte sie seit einiger Zeit, und daß er ein ganz stiller und schüchterner Mensch war, ebenso, weil er erröthete und die Augen niederschlug, wenn er ihr begegnete, und er schien ihr gerade von der rechten Art zu sein, um ein Geheimniß zu verschweigen. Sie ging also hin und schrieb den Brief ihres Mannes ab und zwar dergestalt, daß sie einige Worte veränderte, oder hinzusetzte, als ob eine Frau an einen Mann schreiben würde. Dann faltete sie das Papier zierlich zusammen und versiegelte es, ohne aber eine Adresse darauf zu setzen.

Dann ging sie zur Abendzeit wieder in den Garten, als Wilhelm eben seine paar Blümchen begoß, nahe der Hecke. Sie trat so dicht davor, als sie konnte, und rief ihn leise beim Namen. Zitternd und verstohlen zeigte sie ihm das Briefchen, als er aufblickte, und fragte, indem sie einen ganz seltsam sonnigen Blick hinüber schoß: Ob er schweigsam sein könne? Diesmal vergaß er, die Augen niederzuschlagen, lachte sie unbewußt vielmehr an, wie ein halbjähriges Kind, welchem man ein glänzendes Ding zeigt, und war im Begriff, indem er die Gießkanne *fallen ließ, mit* den Händen nach ihrem Kopfe zu fahren, um ihn

auch nach dem Munde zu führen, wie es die Kinder machen, die den Raum noch nicht zu beurtheilen wissen. Doch antwortete er nicht, bis sie ihn nochmals gefragt hatte, worauf er ernsthaft nickte. „So nehmt das Briefchen hier, wenn es Niemand sieht, und legt mir eine hübsche und passende Antwort dafür hin! es handelt sich um einen Scherz und Ihr sollt nicht im Schaden bleiben!“ sagte sie, steckte die Epistel durch das Laub des Hages und eilte davon, wie von einer Schlange gebissen, sich auf ihrem Stübchen verbergend.

Wilhelm schaute ihr nach, wie Einer, der eine Erscheinung sah; dann nahm er den Brief sachte aus dem Weißdorn, machte einen Umweg, so groß ihn das kleine Grüngärtchen erlaubte, und schlüpfte dann in sein kleines Gemach, welches unmittelbar am Gärtchen lag. Dort las er hastig den Brief, einmal, zweimal und rief, indem ihm das Herz übermächtig zu schlagen anfing: „O Herr Jesus! Das ist wahrhaftig ein Liebesbrief!“ Sogleich zerküßte er das Papier, dann stutzte er wieder, erinnerte sich jedoch des Blickes, welchen sie ihm zugeworfen und hielt sich für geliebt. Er sah sich um in seinem Stübchen. Dichte Winden mit blauen und rothen Blumen verhüllten fast ganz die niederen Fenster, doch drang die Abendsonne hindurch und streute einige goldene Lichter an die Wand, über sein ärmliches Bett und seine drei oder vier Götterlehren und das Schreibzeug. Der erste Gedanke, der sein dankbares Gemüth durchblitzte, war der liebe Gott, und zwar der alleinige und christlich anständige. „Versteht sich!“ rief er auf- und niedergehend, den Brief in der Hand, wie eine Depesche, „versteht sich, giebt es einen Gott! Versteht sich, natürlich!“ Und er fühlte sich ganz glückseliglich, daß er auf so angenehme Weise seinen Frieden mit dem Schöpfer schließen konnte, der die schönen Frauen geschaffen. Aber auf's Neue stutzte er. „Was Teufel thue ich mit ihr? Sie hat ja einen Mann! — Aber halt! das ist ihre Sache! Was sie be-

fiehlt, das thu' ich! Will sie's, so sprech' ich nie ein Wort zu ihr, verlangt sie's, so kriech' ich mit ihr in die Erde hinein und begehrt sie's, so thue ich's allein!" Nun setzte er sich auf das Bett und ergab sich einem entzückten Träumen; endlich überlas er in der späten Dämmerung nochmals das Briefchen; es schien ihm doch etwas kurios und thöricht geschrieben zu sein. „Ach!" sagte er lächelnd vor sich hin, „auch bei einem geschenkten Herzen heißt es: dem geschenkten Gaul sieh' nicht in's Maul! Ich will die Antwort in ihrer Weise schreiben, da sie es so liebt und versteht!"

Also zündete er ein Lichtstümpfchen an, suchte ein Blatt Papier hervor und schrieb darauf eine Antwort auf Viggis Brief, wie sie dieser nur wünschen konnte, nicht ohne Geist, aber dazu noch mit aller herzlichen Gluth durchwärmt, welche er in diesem Augenblicke empfand. Er faltete das Blatt zusammen und trug es hinaus in die Hecke. Sodann ging er zurück und zu seiner Wirthin, um seine Abendsuppe zu essen; aber siehe da! er war ganz erstaunt, daß er nur wenige Löffel hinunter brachte, so gesättigt fühlte er sich von allen guten Dingen, während er sonst bei seinen geträumten Liebesverhältnissen allzeit die größte Eßlust empfunden hatte. Darum legte er sich ungesäumt zu Bett und war nur begierig, ob er auch von seiner Geliebten träumen würde; denn ohne das schienen ihm die langen Stunden des Schlafes ein unverantwortlicher Zeit- und Sachverlust zu sein. Kaum lag er im Bette, so fing er, seit geraumer Zeit zum ersten Male, ganz von selbst an zu beten und begann dem lieben Herrgott inniglich und angelegentlich zu danken für die gute Gabe einer Liebsten, die er so unerwartet gewonnen; aber mitten im Gebet brach er kleinlaut ab, da ihm einfiel, daß der Handel doch nicht ganz zum Beten eingerichtet sei, und er bedauerte fast, daß er so unvorsichtig den christlichen Gott seiner Kindheit wieder eingesetzt hatte, der nicht so lustig mit sich um-

ſpringen ließ, wie die Alphabetgötter aus ſeinen Wörterbüchern. Und doch war es ein ſchönes Leben, was ihn beſeelte; denn in den ſchlimmſten Tagen hatte er nie um ein Stück Brot gebetet. So dachte er denn auch, gewiſſermaßen hinterrücks, an die ſchöne Frau, bis der Morgen anbrach und er feſt einſchlief. Da hatte er einen Traum. Ihm träumte, er ſitze und mahle ein Pfund duftig geröſteten Kaffee, und die Kaffeemühle ſpielte eine ſüße himmliſch klingende Muſik, daß ihm ganz ſelig zu Muthe ward, und doch träumte er nicht von Frau Grilli.

Dieſe hatte inzwiſchen ſeinen Brief richtig geſucht und gefunden und noch während der Nacht abgeſchrieben mit den nöthigen Veränderungen. Hierbei begegneten ihr zwei Dinge; erſtens klopfte ihr das Herz ziemlich bang und ungeſtüm, als ſie gar wohl die Wärme fühlte, welche in Wilhelms Worten glühte, und ſie dieſelben ſo bedächtig abſchrieb; zweitens aber fiel es ihr diesmal im Traume nicht ein, in der befohlenen geſchäftlichen Nachſchrift oder auch im Briefe ſelbſt eine jener muntern Redensarten von Zupfen am Ohrläppchen oder von der Nachtmütze einfließen zu laſſen, und das Verbot ihres Mannes erwies ſich als ganz überflüſſig. Aber auf beide Dinge gab ſie nicht weiter Acht, da die Sorge, ihren Mann zufrieden zu ſtellen, ſie zu ſehr beſchäftigte. Ihre Nachſchrift aber lautete: „Unſer Schreiber iſt heute gleich zu Müllers an der Burggaſſe gegangen und hat den Oelſamen gekauft; aber kaum zwei Minuten nachher, noch ehe wir ihn herbringen konnten, ließen ſie für den Betrag 100 blaue Wetzſteine holen. Derweil müſſen ſie die Nachricht von ihrem Sohne bekommen haben, daß er von Dir 40 Franken entlehnt; denn als man hierauf den Oelſamen holen wollte, ließen ſie ſich entſchuldigen, die Frau habe ohne Wiſſen des Mannes denſelben ſchon vor zwei Tagen an einen Bauer verhandelt. So haben ſie nun die 40 Franken und die Wetzſteine dazu. Gebe Gott, daß Dir mein Brief nicht gänzlich mißfallen möge; er

hat mich ziemliche Anstrengung gekostet, jedoch nicht allzu große, und ich merke, daß das Ding schon gehen kann."

Mit der ersten Post versandte sie den Brief und erhielt schon nach zwei Tagen eine Antwort von vier Seiten mit folgendem Beizettel: „Hier wäre der zweite Brief von mir, liebe Frau! Ich bin ordentlich stolz darauf, daß ich nun endlich das richtige Verfahren eingeschlagen; denn, ohne Schmeichelei, Du hast Dich vortrefflich gehalten! Aber nun nicht locker gelassen! Du siehst, daß ich schon tüchtig in's Zeug mit Dir gehe und vier Seiten mit lauter energischen Gedanken und Bildern angefüllt habe. Ich sage abermal nichts weiter, als: mach' Dich dahinter! Die Müllers soll der Teufel holen, wenn ich nach Hause komme! Es hat mich gekränkt, was sie thaten, und mir einen schönen Tag verbittert, wo ich die interessantesten Bekanntschaften gemacht! Ich habe vergessen, den ersten Brief zu unterzeichnen, schreibe doch darunter, aber genau: Kurt v. W. Oder laß es lieber bleiben, ich werde doch die ganze Sammlung nachher durchgehen."

Während der letzten zwei Tage hatte Gritli sich die Sache ernstlicher überlegt und beschlossen, mit Wilhelm abzubrechen. Sie wollte ihm noch zu rechter Zeit sagen, daß es sich um einen Scherz gehandelt habe, den sie ihm auf irgend eine Weise schon noch zu erklären gedenke; auch hatte sie durch das Abschreiben der beiden Briefe etwas Muth geschöpft und hoffte, am Ende allein zurechtzukommen. Als sie aber das neue Geschreibsel in Händen hielt, ward es ihr roth und blau vor den Augen, und wenn sie bedachte, daß das nun fortschreitend immer toller werde, so gab sie jede Hoffnung auf und beeilte sich in ihrer erneuten Angst, die vier Seiten nur wieder abzuschreiben und an den bewußten Ort zu thun.

Wilhelm, welcher zwei schlimme Tage zugebracht hatte, weil er von seiner Dame nichts hörte oder sah, stürzte sich wie ein *Habicht* auf die Beute und stellte in weniger als einer Stunde

eine Antwort her, welche an Schwung und Zärtlichkeit Viggis Kunstwerk weit hinter sich ließ. Als Gritli dies abschrieb, fühlte sie sich tief bewegt und es fielen ihr sogar einige Thränen auf das Papier, denn dergleichen hatte ihr noch Niemand gesagt. Fast wollte es sie bedünken, wenn sie an einen Menschen wie Wilhelm zu schreiben hätte, so würde ihr das Werk leichter, aber an Viggi? sie gab nun jeden Gedanken auf, den Briefwechsel allein zu führen und ließ den Dingen ihren Lauf, auf ihre List vertrauend, welche in der Noth schon einen neuen Ausweg finden sollte. Diesmal fügte sie folgende Nachschrift hinzu: „Neues weiß ich von hier nichts zu melden, als eine kleine närrische Geschichte, welche ich nicht in den Hauptbrief zu setzen wagte. Der arme Schorenhans vor dem Thore, welcher, wie Du weißt, mehr Witze macht als er Fleisch zu sehen kriegt, sollte jüngsten Sonntag einen schweren Zins nach der Hauptstadt tragen. Weil er fast nichts übrig behielt, um dort einzukehren und etwas zu genießen, so sagte er zu seiner Frau: „Ich werde mich früh um 4 Uhr auf die Beine machen und streng laufen, denn es sind sieben Stunden, so werde ich bis zum Mittagessen eintreffen und wohl einen Teller Suppe und vielleicht auch ein Glas Wein vom Zinsherrn bekommen.“ So that er denn auch und lief mit seinem Gelde wie besessen. Um 10 Uhr ungefähr verspürte er einen solchen Hunger, daß er kaum glaubte, hinzugelangen, und fragte daher die Leute, welche des Weges kamen, wie weit es noch sei? „Wenn Ihr gut lauft,“ hieß es, „so habt Ihr noch eine Stunde!“ „Und wann man denn dort Mittag esse?“ fragte er noch ängstlich. „Am Sonntag um 11 Uhr!“ sagten die Leute. So lief der arme Kerl aus allen Leibeskräften, denn es handelte sich um den langen Rückweg und er trug nicht einen eigenen Batzen in der Tasche. Endlich langte er an, als es eben 11 Uhr läutete und drang athemlos gleich

hinter der anmeldenden Dienstmagd in die Stube, mit seinem Geldsäckchen ein Geräusch erregend. Die Familie saß schon am Tische und die Suppe wurde eben weggetragen. Etwas ungehalten über das Eindringen sagte der Zinsherr: „Gut, lieber Mann! setzt Euch nur dort auf die Ofenbank und geduldet Euch eine Weile!“ So setzte er sich erschöpft und wehmüthig auf die Bank und sah der Herrschaft zu, wie sie aß und trank und hörte die Kinder plaudern und lachen und roch den mächtigen Braten, der jetzt herein gebracht wurde. Niemand gedachte seiner, bis zufällig der Herr sich zu ihm wandte und sagte: „Und was giebt es Neues bei Euch draußen, guter Freund!“

„Nichts Apartes!“ erwiederte der Schorenhans schnell besonnen, „als daß merkwürdigerweise diese Woche eine Sau dreizehn Ferkel geworfen hat!“ Auf diese Worte schlug die Zinsfrau erbarmungsvoll die Hände über dem Kopf zusammen und rief: „O du lieber Gott! Was machen sie doch aus Deiner Weltordnung! Ein Mutterschwein hat ja nur zwölf Zitzchen, wo soll denn das dreizehnte Säulein saugen!“ Schorenhans zuckte lächelnd die Achsel und erwiederte: „Es hat's eben wie ich, es muß zusehen!“ Darüber lachte der Hausherr und rief: „Frau, laß dem Bauer einen Teller bringen, und gieb ihm zu essen von Allem, was wir gehabt haben!“ So geschah es, er bekam Suppe, Braten und alles Gute und der Herr schenkte ihm von dem alten Weine in das Glas und gab ihm ein gutes Trinkgeld, als er fortging. Ich theile Dir, lieber Mann! diesen Spaß nur deswegen mit, weil mir etwas dabei eingefallen ist. Ich wünschte nämlich, da Du so viele Verbindungen hast, daß Du die kleine Geschichte als einen artigen Beitrag für eines Deiner Unterhaltungsblätter abfassen oder aufsetzen und ein Bischen ausschmücken möchtest, bis sie beträchtlich genug ist. Dann würdest Du, indem Du ja den Zweck angeben könntest, ein kleines Honorar, etwa zehn *Franken*, dafür verlangen, und diese gäben wir dem Schoren-

hans, der gewiß eine komische Freude hätte über diesen unverhofften Ertrag seines Einfalls!"

Auf diesen Brief erfolgte von Viggis Seiten ein noch größerer mit folgender Beilage: „Die Sache geht gut, liebes Gritli! Wir können nun keck ausschreiten und wollen uns täglich schreiben, hörst Du, täglich! Vielleicht in einiger Zeit zwei Mal des Tages, um die Dauer meiner Abwesenheit gut zu benutzen und eine ansehnliche Sammlung zu Stande zu bringen. Ich denke auch schon auf einen idealen Namen für Dich; denn Deinen prosaischen Hausnamen können wir hier nicht brauchen. Wie gefällt Dir Isidora oder Alwine? Mit Deiner Geschichte vom Schorenhans hast Du nichts erreicht, als daß sie mir die doppelte Brieftaxe verursachte; denn erstens ist aus diesem albernen Witze nichts zu machen, und wenn es wäre, so kannst Du doch nicht verlangen, daß ich meine Muse mit dergleichen kleinlichen Angelegenheiten beschäftige! Für eine öffentliche wohlthätige Unternehmung ließe sich das eher hören; ich bin auch schon bei einigen solchen ehrenvollen Missionen engagirt. Wenn Du jedoch den Leuten ein paar Franken aus der Tasche magst zukommen lassen, so habe ich nichts dagegen; denn ich möchte Deinem mildthätigen Sinne nicht gerade hinderlich sein. Ich wünschte, daß Du Dich für den Namen Alwine entscheidest."

Nun ging also die seltsame Briefpost tagtäglich und nach einiger Zeit in der That zwei Mal des Tages. Gritli hatte nun alle Tage vier lange Briefe abzuschreiben, weshalb ihre feinen rosigen Finger fast immer mit Dinte befleckt waren. Sie seufzte reichlich bei diesem ungewohnten Thun, mußte bald lachen, bald weinen über die Einfälle und Mittheilungen der beiden Briefsteller, die durch ihre Hand gingen, und sie unterschrieb die Briefe an Viggi mit Alwine, diejenigen an Wilhelm mit Gritli, wobei sie dachte: der ist wenigstens zufrieden mit meinem armen Namen! Seit einiger Zeit hatte sie bemerkt, daß Wilhelm nicht

zum beſten mit Papier verſehen war, indem er immer andere Farben und Abſchnitzel verwandte. Sie kaufte daher ein Packet ſchönes Briefpapier und legte es ihm hin mit der Anweiſung: „Es muß jetzt täglich zweimal geſchrieben werden! Fragt nicht warum, kennt mich nicht, ſeht nicht nach mir! Das Geheimniß wird ſich aufklären!“

Sie rechnete feſt auf ſeine Gutherzigkeit, Einfalt und ſtille Ergebenheit, welche, wenn auch eines Tages enttäuſcht, dennoch das Geheimniß bewahren würde, froh darüber, ein ſolches zu beſitzen. So ging denn der Verkehr wie beſeſſen, und an drei Orten häufte ſich ein Stoß gewaltiger Liebesbriefe an. Viggi ſammelte die vermeintlichen Briefe ſeiner Frau ſorgfältig auf, Gritli verwahrte die Originale von beiden Seiten und Wilhelm bewahrte Gritlis ſeine Abſchriften in einer dicken Brieftaſche auf ſeiner Bruſt, während er ſich um ſeine eigenen Erzeugniſſe nicht mehr kümmerte.

In einer Nachſchrift bemerkte Viggi: „Ich habe mit Vergnügen geſehen, daß Spuren von vergoſſenen Thränen zwiſchen Deinen Zeilen zu ſehen ſind (wenn Du nicht etwa den Schnupfen hatteſt!). Aber gleichviel, ich trage mich jetzt mit dem Gedanken, ob ſolche Thränen zwiſchen den Zeilen bei einer allfälligen Herausgabe im Druck nicht durch einen zarten Tondruck könnten angedeutet werden? Freilich, fällt mir ein, müßte dann wohl die ganze Sammlung facſimilirt werden, was ſich indeſſen überlegen läßt.“ Wilhelm ſchrieb dagegen in einem Briefe: „O liebes Herz, es iſt doch traurig, ſo unerbittlich getrennt zu ſein und immer mit der ſchwarzen Dinte zu ſprechen, wo man das rothe Blut möchte reden laſſen! Ich habe heute ſchon zweimal einen friſchen Bogen nehmen müſſen, weil mir Thränen darauf gefallen ſind, und ſoeben konnte ich einen dritten nur dadurch retten, daß ich ſchnell die Hand darauf legte. Wenn

Du mich nur ein wenig liebſt, ſo verachteſt Du mich nicht wegen dieſer Schwachheit!“

Solche Stellen, welche ſie nach ihrer Meinung beſonders angingen, merzte ſie ſorgfältig aus in der Abſchrift; dafür verwechſelte ſie manchmal die hochtrabenden Anreden: „Theurer Freund meiner Seele!“ u. dgl. in den Sendungen an Wilhelm mit vertraulichen Benennungen, wie „mein liebes Männchen“ oder „mein gutes Kind“, was ſie dann wieder in Reu' und Sorgen ſetzte, während ſie die großen, hohlen Worte in den Briefen an den Mann großartig ſtehen ließ. Kurz, ſie wünſchte endlich ſehnlich die Heimkehr ihres Eheherrn, damit alle Gefährde ein Ende nehmen und zum Schluß gebracht werden möchte. Da ſchrieb er unverſehens, ſeine Geſchäfte jeder Art ſeien nun zu Ende. Allein der Briefwechſel ſei nun in einen ſo glücklichen Zug gerathen, daß er noch vierzehn Tage fortbleiben wolle, damit dieſe Angelegenheit, an welcher ihm ſehr viel liege, recht ausgebildet und zur glücklichen Vollendung geführt werden könne. Er werde ſich dieſe zwei Wochen noch ausſchließlich damit beſchäftigen und ermahne auch ſie, getreulich auszuhalten und das Ziel, welches ihr auf immer eine Stelle in den Reihen ausgezeichneter Frauen ſichere, bis an's Ende zu verfolgen.

Daher wurde auf's Neue geſchrieben und geſchrieben, daß die Federn flogen. Gritli wurde bleich und angegriffen, denn ſie mußte ſchreiben wie ein Kanzliſt; und der Schulmeiſter magerte ganz ab und wußte nicht mehr wo ihm der Kopf ſtand, da er dazu noch in voller Leidenſchaftlichkeit ſchrieb und nicht mehr aus alledem klug wurde. Gritli wagte nicht mehr ſich im Garten aufzuhalten, um ihn nicht zu ſehen, und wenn ſie ihn auf der Straße etwa traf, wagte er ſeinerſeits nicht ſie anzuſehen, wie wenn er der Uebelthäter wäre.

Viggi indeſſen, ſo viel er auch ſchrieb, ließ ſich wohl ſein und lebte in allen Stücken wie ein echter Weltfahrer, da er Ver-

haupt gewohnt war, nach der Art mancher Leute, seine Geschäftsreisen als Ausnahmezustand zu betrachten und sich von aller häuslichen Ordnung zu erholen. Jeden Abend führte er eine andere Schöne in's Theater oder auf die öffentlichen Bälle, wobei er die Sucht hatte, sich von Jeder die Geschichte ihres Schicksals erzählen und tüchtig anlügen zu lassen. Gegen das Ende wurde er dann regelmäßig gefühlvoll, fand alles höchst bedeutsam, fing an zu notiren und wurde hinter dem Rücken verspottet, während man seinen Champagner trank. Zuletzt jedoch begab er sich auf den Heimweg, nachdem er noch Gelegenheit gefunden, einen guten Handel in Strohwaaren abzuschließen.

Auf der letzten Station stieg er aus; da es ein schöner Herbsttag war, wollte er zu Fuß Seldwyla erreichen, das Notizbüchlein in der Hand, um eine „Wanderers Heimkehr" zu studiren und in der goldenen Abendluft einen recht famosen Titel für den Briefwechsel auszudenken. Er war zufrieden mit sich, mit der Welt, mit seiner Frau, mit dem Himmel, und trug ein höchst wunderbares Hütchen auf dem Kopf, halb von Stroh, halb von Seide, dessen Band ihm auf den Rücken fiel. „Im Grunde," sagte er, „braucht es da keinen besonders künstlichen Titel! Das Einfachste wird das Beste sein, etwa die beiden Namen zusammengezogen, gibt ein famos klingendes Wort: Kurtalwino, Briefe zweier Zeitgenossen! Das ist gut, ganz gut!" Und übermüthig froh fing er in dem Gehölz, durch das er ging, plötzlich an zu singen in der Melodie des Rinaldiniliedes: Kurtalwino, rief sie schmeichelnd, Kurtalwino wache auf! Deine Leute sind schon munter, längst ging schon die Sonne auf u. s. f. Mit diesem verrückten Gesange weckte er einen schlanken jungen Mann auf, welcher unter einer Tanne saß und den Kopf auf die Hand gestützt in tiefen Gedanken in das Thal schaute. Es war Wilhelm, welcher sich auf den ersten Ton von Herrn Störtelers *Gesang* erhob und davon eilte. Dafür setzte sich dieser an seinen

Platz, als er eine dicke Brieftasche dort liegen sah, die jener offenbar vergessen. „Was hat," sagte er, „dieser Hungerschlucker im Freien zu thun, anstatt seine Schulhefte zu mustern? Was Kukucks hat er hier für ein Archiv bei sich gehabt?" Und ohne Weiteres öffnete er das Bündel und fand die Unzahl Briefe Gritlis, welche, obschon auf feines Postpapier geschrieben, doch kaum zusammenzuhalten waren. Er machte sogleich den ersten auf; denn, dachte er, wer weiß, welch' interessantes Geheimniß, welche gute Studie hier zu erbeuten ist!

Der Brief fing an „wenn sich zwei Sterne küssen" u. s. f. Er besah die Handschrift genauer, es war die seiner Frau. Er that den zweiten Brief auf, den dritten, es waren seine Briefe, er fing von hinten an und stieß genau auf den letzten, welchen er geschrieben, alle waren zierlich abgeschrieben und an den Schulmeister adressirt. Er sprang in die Höhe und rief: „Was Kreuz Millionenhagel ist denn das? Bin ich confus oder nicht?"

Einige Minuten stand er wie verstört; dann stieß er die Brieftasche mit den Papieren kunterbunt in das Reisetäschchen, das er umgehängt hatte, schwang seinen Stab, drückte sein Hütchen in die Augen, daß das arme Ding knitterte und sich verbog, und schritt gestrengen Schrittes vollends heimwärts. Auf dem Weg lief der Schulmeister ängstlich und hastig an ihm vorüber wieder zurück, offenbar seine Briefe zu suchen. Viggi that als sähe er ihn nicht und ging vorwärts.

Als er durch die Stadt zog, waren die Seldwyler verwundert über seine starre Haltung und daß er Niemand grüßte. Viggi Störteler ist zurück! hieß es: jeder Zoll ein Mann! Potz Tausend, da geht er hin! Er aber drang unaufhaltsam vor und in sein Haus. Dort sah er die Kellerthür offen stehen, ging hinein und sah sein Weib einige Aepfel auswählen, das Licht in der Hand. Unversehens trat er vor sie hin, daß sie leicht erschrak und noch etwas blasser wurde. Er bemerkte dies und betrachtete

ſie einen Augenblick, ſie ſah ihn auch an und Keines ſagte ein Wort. Plötzlich nahm er ihr das Licht aus der Hand, riß ihr den Schlüſſelbund von der Seite, ging hinaus, ſchloß die Kellerthür zu und ſteckte den Schlüſſel zu ſich. Darauf ging er in die Wohnſtube hinauf, wo ihr Schreibtiſchchen ſtand, ein zerbrechliches kleines Ziermöbel, ihr einſt zum Namenstage geſchenkt und nicht geeignet gefährliche Geheimniſſe zu beherbergen. Daher brauchte er auch den Schlüſſelbund nicht und die Behältniſſe öffneten ſich von ſelbſt, wie man ſie nur recht berührte. In einem Schubkäſtchen fand er denn auch ſeine eigenen Briefe und zu ſeinem neuen Erſtaunen im andern die Originale zu den Briefen ſeiner Frau, von fremder Hand, ja mit der Unterſchrift des Schulmeiſters. Er beſah einen nach dem andern, machte ſie auf und wieder zu und wieder auf und warf alle auf einen runden Tiſch, der im Zimmer ſtand. Dann zog er auch die Briefe aus ſeiner Reiſetaſche hervor, beſchaute ſie auch nochmals und warf ſie ebenfalls auf den Tiſch; es gab einen ganz artigen Haufen.

Dann ging er mit halb irrem Blick um den Tiſch herum, hier und da mit ſeinem Stock auf die Papiermaſſe ſchlagend, daß die Briefe emporflogen. Endlich erſchnappte er etwas Luft und ſagte: „Kurtalwino! Kurtalwino; fahre wohl, du ſchöner Traum!“

Als er noch einige Mal um den Tiſch herumgegangen, ſtand er ſtill, reckte den Arm mit dem Stocke aus und fuhr fort: „Eine Buhlerin mit glattem Geſicht und hohlem Kopfe, zu dumm, ihre Schande in Worte zu ſetzen, zu unwiſſend, um den Buhlen mit dem kleinſten Liebesbrieflein kitzeln zu können, und doch ſchlau genug zum himmelſchreiendſten Betrug, den die Sonne je geſehen! Sie nimmt die treuen, ehrlichen Ergüſſe, die Briefe des Gatten, verrenkt das Geſchlecht und verdreht die Namen und tractirt damit, prunkend mit geſtohlenen Federn, den bethörten Genoſſen ihrer Sünde! So entlockt ſie ihm ähnliche Ergüſſe, die

in sündiger Gluth brennen, schwelgt darin, ihre Armuth zehrt wie ein Vampyr am fremden Reichthum; doch nicht genug! Sie dreht dem Geschlechte abermals das Genick um, verwechselt abermals die Namen und betrügt mit tückischer Seele den arglosen Gemahl mit den neuen erschlichenen Liebesbriefen, das hohle und doch so verschmitzte Haupt abermals mit fremden Federn schmückend! So äffen sich zwei unbekannte Männer, der echte Gatte und der verführte Buhle, in der Luft fechtend, mit ihrem niedergeschriebenen Herzblut; Einer übertrifft den Andern und wird wiederum überboten an Kraft und Leidenschaft; Jeder wähnt sich an ein holdes Weib zu richten, während die unwissende, aber lüsterne Teufelin unsichtbar in der Mitte sitzt und ihr höllisches Spiel treibt! O ich begreife es ganz, aber ich fasse es nicht! — Wer jetzt als ein Fremder, Unbetheiligter diese schöne Geschichte betrachten könnte, wahrhaftig, ich glaube, er könnte sagen, er habe einen guten Stoff gefunden für —"

Hier brach er ab und schüttelte sich, da eine Ahnung in ihm aufging, daß er nun selbst der Gegenstand einer förmlichen Geschichte geworden sei, und das wollte er nicht, er wollte ein ruhiges und unangefochtenes Leben führen. — „Wo ist meine Ruhe, meine Fröhlichkeit," sagte er, „nur bewegt von leichten Geschäftssorgen, die ich spielend beherrschte? Dies Weib zerstört mir das Leben, nach wie vor; ich hielt sie für eine Gans; sie ist auch eine, aber eine Gans mit Geierkrallen!"

Er lachte und rief: „Eine Gans mit Geierkrallen! das ist gut gesagt! Warum fallen mir dergleichen Dinge nicht ein, wenn ich schreibe? Ich werde noch verrückt, es muß ein Ende nehmen!"

Damit ging er hinaus, schloß das Zimmer ab und begab sich aus dem Hause. Auf der Treppe stieß er das Dienstmädchen zur Seite, welches verwundert und rathlos die Herrschaft suchte.

Voll von Aerger und Kummer über die verletzte Eitelkeit und Eigenliebe ging er durch die dunkeln Straßen. Die Haupt-

ſache, die verlorene Liebe ſeiner Frau, ſchien ihm nicht viel Beſchwerde zu machen; wenigſtens aß er ein großes Stück trefflicher Lachsforelle auf der Rathhausſtube, wohin er ſich begab und wo die Angeſehenen den Samſtagabend zuzubringen und die Nacht durchzuzechen pflegten. Dort ſaß er einſilbig und verwirrt, oder er miſchte ſich haſtig mit fremden Gegenſtänden in's Geſpräch, und Beides zog ihm bald Sticheleien zu, da er eine ungewohnte Erſcheinung war und die Geſellſchaft ſtörte. Er trug immer noch ſein neueſtes Modehütchen auf dem Kopfe, welches den Herren nicht genehm war. Denn wenn ſie auch jede Mode, ſobald ſie im Zuge war, alſobald mitmachten, ſo konnten ſie die verfrühten Erſtlinge derſelben nie leiden und hüteten ſich überhaupt vor dem Allzuzierlichen und Närriſchen. Nun hatte jüngſt Einer von Paris den Witz heimgebracht, den hohen runden Männerhut Hornbüchſe (boîte à cornes) zu nennen, welchen Ausdruck ſie mit Jubel aufgriffen. Seither ſagten ſie ſtatt Deckel, Angſtröhre, Ofenrohr, Schloſſer, Läufepfanne, Grützmaß, noli me tangere, Kübel, Witzſchale, Filz und dergleichen für jede Art Hut nur Hornbüchſe, und ſie benannten Viggis Kopfbedeckung demgemäß ein artiges Hornbüchschen und meinten, ſeine Hörnchen müßten noch ganz jung, zart und klein ſein, anſonſt er eine feſtere Büchſe brauchte. Er glaubte, ſein Unglück ſei alſo ſtadtbekannt und ſie zielten ſchnurſtraks auf das, was ihn dermal bewege; er ſpitzte die Ohren, ſtichelte wieder, um ſie zu mehrerem Schwatzen zu verleiten, und hielt mehrere Stunden einen peinlichen Krieg aus, ganz allein gegen die ganze Rathsſtube, ohne daß etwas Mehreres herauskam, als daß er ſich im Zorne betrank und höchſt unglückſelig wurde. Als er kein anderes Ziel erreichte, gab er ihnen endlich klar zu verſtehen, daß er ſie ſammt und ſonders für Lumpenkerle halte, worauf ſie ihn, nun ſelber höchlich aufgebracht, hinausfuhrwerkten. Er rückte ſich ſein *armes mißhandeltes* Hütchen zurecht und torkelte bitterlich wei-

nend nach ſeinem Hauſe, legte ſich zu Bett und ſchlief wie ein Murmelthier, bis es zur Kirche läutete, und er würde noch lange geſchlafen haben, wenn ihn nicht Knecht und Magd geweckt hätten mit der Frage und Klage nach der Hausfrau. Da ſtellten ſich ihm alle Erfahrungen des letzten Tages plötzlich dar, verzerrt und vergrößert durch die Verwirrung ſeines Kopfes; in fürchterlichem Zorn und mit wilden Geberden raffte er ſich auf, rieb ſich aber dann die Stirn und beſann ſich, bis ihm der Kellerſchlüſſel einfiel. Es war ihm zu Muth, als ob er ſeine Frau ſchon ſeit Wochen eingeſperrt hätte, ſo ſehr war er aus dem Häuschen; aber das dünkte ihn nur deſto wichtiger und großartiger, und er eilte mit rollenden Augen, das Gericht zu Ende zu bringen. Er öffnete den Keller, in welchem Gritli todtenblaß und erfroren auf einem alten Schemel ſaß. Sie hatte ſich bisher ruhig und ſtill verhalten in der Hoffnung, der Mann werde ohne Zeugen kommen und aufmachen, und ſie könne alsdann mit ihm reden; denn bei ſeinem erſten unerwarteten Anblicke hatte ſie gefühlt, daß er ihres Mißgriffs mit den Briefen bereits inne geworden, ohne daß ſie errathen konnte, auf welchem Wege. Wie ſie ſeiner daher nun anſichtig wurde, ſtand ſie auf, ergriff ſeine Hand und wollte ihn beſchwören, nur einige Minuten zuzuhören; doch da ſie ſah, daß die Dienſtboten hinter ihm ſtanden, konnte ſie nichts ſagen, und überdies nahm er ſie ſofort beim Arme und führte ſie unſanft mit den Worten auf die Gaſſe hinaus: „Hiermit verſtoße und verjage ich Dich, verbrecheriſches Weib! und nie mehr wirſt Du dieſe Schwelle betreten!“

Worauf er die Hausthür zuſchlug und ſeine Leute barſch an ihre Geſchäfte wies.

Hierauf begab er ſich, da ſeine Munterkeit bereits erſchöpft war, wieder in's Bett und ſchlief abermals wie ein Ratz bis in den Nachmittag hinein.

Vor dem Hauſe hatte ſich ſchon ſeit einer Stunde ein

Häufchen Nachbarweiber geſammelt, welche die Ausgeſtoßene neugierig umgaben und mit Lamentiren auf jedem Schritte begleiteten. Sie glaubte vor Erſchöpfung, Scham und Verwirrung in die Erde zu ſinken, wagte nicht aufzuſehen und wandte ſich unſchlüſſig bald auf dieſe, bald auf jene Seite; denn ſie hatte keine Eltern oder Verwandte mehr zu Seldwyla, ausgenommen eine alte Baſe, welche ihr endlich einfiel. Sie ſchlug den Weg nach der Wohnung derſelben ein und erreichte ſie, ohne die vielen Kirchgänger zu ſehen, durch welche ſie hindurch mußte; es herrſchte bei einem Theile der Einwohner gerade wieder eine ſtärkere religiöſe Strömung, welche jedoch nicht hinderte, daß nicht Einige vom Wege zum Tempel Gottes abſchweiften und mit dem Kirchenbuche in der Hand der irrenden Frau nachliefen.

Gritli wurde übrigens von der Alten gut und ſorglich aufgenommen. Nachdem ſie ſich etwas erholt, fing ſie heftig an zu ſchluchzen, und als auch dies vorüber war, ſchwur ſie, nie mehr in das Haus Viggi Störtelers zurückzukehren, und die Baſe, ſchnell berathen, ließ noch am gleichen Tage Gritlis nothwendigſte Sachen bei ihm abholen.

Als er endlich ausgeſchlafen hatte, fühlte er einen gewaltigen Hunger und wollte ſich ſtracks zu Tiſch ſetzen; doch die rathloſe Magd hielt nichts bereit und ſtatt mit dem Eſſen war der Tiſch noch mit dem Briefwechſel zweier Zeitgenoſſen gedeckt. Er tobte auf's Neue, befahl ſogleich zu kochen, was das Haus vermöchte, und verſchloß die Briefe bis auf Weiteres in ſeine Pult. Nachdem er gegeſſen, war er endlich etwas beruhigt und begann ſeiner Einſamkeit inne zu werden, und erſt jetzt wurde es ihm unheimlich; denn nach den Vorfällen der letzten Nacht konnte er nicht einmal Zuflucht in der Geſellſchaft ſeiner Mitbürger ſuchen. Als vollends eine Perſon kam und er das lieblich duftende Zeug ſeiner Frau aus den Schränken herausgeben mußte, liefen ihm *die Augen über*, und er wünſchte beinahe, daß ſie noch da wäre

und überlegte, ob ſich die Uebelthat nicht vielleicht verzeihen ließe nach genauerer Prüfung.

Er wartete daher zwei Tage, ob ſie nichts von ſich hören ließe, und als ſie das nicht that, begab er ſich zum Stadtpfarrer, um die Scheidung anhängig zu machen. Ueber den Verſöhnungsverſuchen, welche der geiſtlichen Behörde oblagen, dachte er, werde ſich das Ding vielleicht aufklären. Er war aber ſehr verwundert, als er vernahm, daß Gritli in gleicher Sache ſoeben dageweſen ſei, und als ihm der Pfarrer bereits mittheilen konnte, wie es mit den Briefen zugegangen ſei, wie Gritli ihren Fehlgriff einſehe, denſelben aber für abgebüßt halte und wegen des Ueberſchuſſes an Strafe und ſonſtiger unvernünftiger Behandlung ſich von ihm zu trennen wünſche.

Er hielt dieſe Erzählung für Flauſen und gedachte die Sünderin ſchon noch herumzubringen, ließ alſo der Sache ihren Lauf. Als er nach Hauſe kam, fand er einen Brief vor von einer Dame Namens Kätter Ambach. Es war dies ein Fräulein von ſechs- bis achtunddreißig Jahren, welche ſeit ihrem vierzehnten Jahre auf allen Liebhaberbühnen zu Seldwyla, ſo oft deren errichtet worden, die erſte Liebhaberin geſpielt hatte, und zwar nicht wegen ihrer ſchönen Geſtalt, ſondern wegen ihres höhern Geiſtes und ihrer kecken Vordringlichkeit. Denn was ihre Geſtalt betraf, ſo beſaß ſie einen ſehr langen hohen Rumpf, der auf zwei der allerkürzeſten Beinen einherging, ſo daß ihre Taille nur um ein Drittel der ganzen Geſtalt über der Erde ſchwebte. Ferner hatte ſie einen unverhältnißmäßigen Unterkiefer, mit welchem ſie beträchtliche Gaben von Fleiſch und Brot zermalmen konnte, der aber ihr Geſicht zum größten Theile in Kinn verwandelte, ſo daß dieſes wie ein ungeheurer Sockel ausſah, auf welchem ein ganz kleines Häuschen ruhte mit einer engen Kuppel und einem winzigen Erkerlein, nämlich der Naſe, welche ſich vor der vorherrſchenden Kinnmaſſe wie zerſchmettert zurückzog. Auf jeder

Seite des Gesichts hing eine lange einzelne Locke weit herunter, während am Hinterhaupte ein dünnes Rattenschwänzchen sich ringelte und mit seiner äußersten Spitze stets dem Kamme und der Nadel zu entfliehen trachtete. Denn steckte man eine Nadel hindurch, so ging es auseinander und spaltete sich in eine Schlangenzunge, und zwischen den engsten Kammzähnen schlüpfte es hindurch, hast du nicht gesehen!

Was ihren Geist betrifft, so war er, wie schon gesagt, ein höherer, was man alsobald aus ihrem Schreiben ersehen wird, welches Viggi zu Hause fand:

„Edler Mann!

Es gibt Lagen, welche uns die Rücksichten der beschränkten Alltagswelt vergessen lassen und selbst dem zarteren Weibe den Muth geben, ja die Pflicht auferlegen, aus sich herauszutreten und seine edelste Theilnahme offen dahin zu wenden, wo verkannte und mißhandelte Männergröße sich in unverdienten Leiden verzehrt. In einer solchen Lage scheine ich Endesunterzogene mich zu befinden, und über alle kleinlichen Bedenken erhaben durch meine Weltkenntniß wie durch meine Bildung, wage ich es daher, mich in der edelsten Absicht Ihnen zu nähern, geehrter Herr! und Ihnen freimüthig diejenigen Dienste anzubieten, welche Ihr Unglück vielleicht lindern können! Längst habe ich die Blüthen Ihres Geisteslebens im Stillen bewundert und um so inniger in mich aufgenommen, als ich darüber trauerte, daß ein Mann wie Sie so unverstanden und einsam in dieser barbarischen Gegend bleiben muß. Um so vertrauter und glücklicher, dachte ich, muß er im Allerheiligsten seiner Häuslichkeit, an der Seite einer seelenvollen Gattin sich fühlen! Nun steht auch Ihr Haus verödet, eine peinliche Kunde durchschweift unsere Stadt — verzeihen Sie, wenn ich hier den Schleier edler Weiblichkeit vorziehe! *Um es kurz zu sagen*: sollten Sie in Ihrer jetzigen Verlassenheit

der Theilnahme eines mitfühlenden Herzens, des ordnenden Rathes und der That einer ſorglichen weiblichen Hand irgendwie bedürfen, ſo würde ich Sie bitten, mir die Freude zu machen und ganz ungenirt über meine Zeit und meine Kräfte zu verfügen; denn ich bin durchaus unabhängig in der Verwendung meiner Muße und könnte täglich leicht das ein und andere Stündchen Ihren Angelegenheiten widmen. Gewiß, wenn auch Ihr ſtarker Geiſt keiner erleichternden Mittheilung bedarf, ſo iſt dafür Ihr Haushalt dann und wann der vorſorgenden Aufſicht um ſo bedürftiger; das weiß der ſichere Tact gebildeter Frauen noch beſſer, als der rohe Inſtinkt jener platten Weiber es ahnt, und ſo werde ich mir es nicht nehmen laſſen, heute oder morgen perſönlich an Ihrem verwaiſ'ten Herde zu erſcheinen, um Ihre etwaigen Wünſche und Bedürfniſſe entgegenzunehmen. Sobald Ihre Verhältniſſe wieder glücklicher geordnet ſind, werde ich mich mit der edelſten Uneigennützigkeit ſogleich zurückziehen in die geweihte Stille meines Arbeitszimmers.

Genehmigen Sie die herzlichſte Verſicherung der aufrichtigſten Hochachtung, womit ich mich zeichne

Ihre ergebenſte Käthchen Ambach."

Als Viggi dieſen Brief geleſen, beſchlich ihn eine ſehr gemiſchte Empfindung. Er war wie alle Welt gewohnt geweſen, über die Kätter zu lachen und hegte nicht die angenehmſten Vorſtellungen von ihrem Aeußern. Und doch war es ihm, als ob er ſchon lange nur auf einen ſolchen Brief gewartet habe, als ob hier eine Stimme aus einer beſſeren Welt ſich hören ließe, als ob hier ein verſtändnißvolles Gemüth ſich vor ihm enthülle. Indem er ſo darüber brütete, erſchien Kätter ſelbſt.

Sie trug ein Kleid von ſchwarzem Baumwollſammet, einen rothen Shawl und ein rundes graues Hütchen mit einer Feder. Dieſe Erſcheinung beſtach ihn plötzlich, und als ſie nun ihm

ſchweigend die Hand gab und ihn mit einem wehmüthig tröſtenden Blick anſah, da vergaß er vollends, daß er jemals über dieſe Perſon gelacht; vielmehr fand er ſich ſogleich trefflich in die Weiſe hinein.

Die Unterredung, welche zwiſchen dieſen beiden Geiſtern nun erfolgte, iſt nicht zu beſchreiben; genug, als ſie zu Ende war, fühlte Viggi ſich getröſtet und durchaus für Kätter eingenommen. Am Meiſten hatte ſie ihn gerührt, als er ihr die Geſchichte mit den Briefen erzählte und den ganzen Haufen vorwies. Sie hatte kein Wort erwiedert, ſondern nur geſeufzt und einige ſtille Thränen vergoſſen, und zwar ziemlich aufrichtig, weil ſie bedachte, wie viel weiſer und geſchickter ſie für eine ſolch' glückliche Stellung eingerichtet geweſen wäre; denn ſie ſchrieb für ihr Leben gern Briefe.

Zum Schluſſe ſtellte ſie mit der Magd ein Verhör an, beſichtigte die Küche, gab einige überflüſſige Anweiſungen und ſtieg endlich, das Kleid aufnehmend, mit großen Umſtänden und laut ſprechend die geräumige Treppe hinunter, welche ihr, verglichen mit ihrer Hühnerſtiege zu Hauſe, ausnehmend wohl gefiel. Der angehende Wittwer begleitete ſie bis auf die Straße, und es fand ein geſpreizter und anſehnlicher Abſchied Statt.

„Berg und Thal kommen nicht zuſammen, aber die Leut'!" ſagte ein Seldwyler, der eben vorbeiging und den ſtattlichen Auftritt beſah.

Der Unglücklichſte von Allen war Wilhelm, der Schulmeiſter. Er hatte ſich halbwegs ein Herz gefaßt und geſucht, mit Frau Gritli zu ſprechen; allein es mißlang ihm gänzlich, da ſie ſich nirgends blicken und nichts von ſich hören ließ. Da ſchrieb er einen Brief an ſie, in welchem er den Hergang mit ſeiner Brieftaſche erzählte und ſie um Aufſchluß bat, wie er ſich zu ihrem Beſten zu verhalten habe? Weiter wagte er nichts mehr *zu ſchreiben, als* daß er Alles thun wolle, was ſie für gut erachte.

Dieſen Brief trug er mehrere Stunden weit auf die Poſt und erhielt darauf nur wenige Zeilen zur Antwort, des Inhalts: Er ſolle ſich ganz ruhig verhalten, bis er gerichtlich befragt würde; dann ſolle er ſagen, was er wüßte, nicht mehr und nicht weniger, nämlich er habe auf ihren Wunſch die Antworten auf die ihm mitgetheilten Briefe geſchrieben.

So ſich ſelbſt überlaſſen, von allerlei Gerüchten gequält und in voller Ungewißheit, was alles das zu bedeuten habe, getraute er ſich nicht einmal mehr vor ſeine Thüre hinaus, um ſein Gärtchen zu beſorgen, und der rüſtige Briefſteller empfand nun eine nicht unverdiente Furcht vor Allem, was in dem Hauſe des Nachbar Viggi lebte und webte.

Während ſo die beſchuldigten Stündersleute ſich niemals ſahen, lebten Störteler und die Kütter bald im vertrauteſten Umgange. Sie beſuchte täglich zweimal ſein Haus und gab ſich in der ganzen Stadt das Anſehen, als ob ſie aus reiner Aufopferung den Mann aus den traurigſten Zuſtänden, wenigſtens aus dem Gröbſten, erretten müßte. Dabei ſchilderte ſie, wo ſie hinkam, die von Gritli hinterlaſſene Ordnung als die ſchlimmſte, kehrte auch richtig in Viggis Hauſe das Unterſte zu oberſt, indem ſie alle Möbeln anders ſtellte, in alle Ecken Epheuranken anbrachte, die ſchönen Vorhänge zerſchnitt und wunderliche gezackte Fähnchen daraus machte. Unter dem Vorwande des Ordnungſchaffens leerte ſie alle Schränke aus und wühlte beſonders in Gritlis ſtattlicher Ausſteuer herum, die noch im Hauſe war. Auch commandirte ſie die Küche; Viggi war erſtaunt und erfreut, immer friſches Fleiſch zu genießen und nie aufgewärmtes Gemüſe zu ſehen; denn Kütter aß in der Küche das kalte Fleiſch mit großen Stücken Brot, und wenn nichts Anderes da war, ſo that ſie die Fettſcheiben von der Bratenbrühe auf das Brot. Ebenſo aß ſie halbe Schüſſeln voll kalter Bohnen, Kohlrabi und Kartoffeln, und ſechs große Töpfe, welche Gritli noch mit ein-

gemachten Früchten gefüllt, hatte sie in weniger als vier Wochen ausgehöhlt, aber auch vollkommen. Nach diesen Thaten setzte sie sich auf ein Stündchen zu Viggi, tröstete ihn, las mit ihm seine Arbeiten durch, schwärmte mit ihm und wußte ihn gegen seine Frau aufzustacheln, ohne den Anschein zu haben, und endlich packte sie noch sein neuestes Schriftstellerwerk ein, um es die Nacht durchzustudiren. Ueberdies schleppte sie lernbegierig von seinen Büchern nach Hause, was sie unter den Arm fassen konnte, las aber dort nur die kurzweiligsten Sachen daraus, wie Kinder, welche die Rosinen aus dem Kuchen klauben.

Unter diesen Umständen war es nicht zu verwundern, wenn die Schlichtungsversuche der Behörden keinen Erfolg hatten und der Endprozeß der Scheidung endlich heranrückte. Frau Gritli wurde nicht im Mindesten geschont, indem eine ziemliche Anzahl Zeugen, deren Auffindung Kätter Ambach betrieben hatte, vernommen wurden. Auch Wilhelm wurde wiederholt verhört, aber alles dies ergab nichts, was die beiden Uebelthäter belästigen konnte. Nur ein Kind hatte mehrmals die Briefe in die Hecke thun oder daraus nehmen sehen; aber dieser briefliche Verkehr wurde von Gritli und Wilhelm selbst eingestanden.

So erschien denn der große Gerichtstag und Viggi hielt eine strenge und beredte Anklage. Er schilderte auf das Anmuthigste sein edles, geistiges Streben, wie er mit heiliger Mühe gesucht habe, seine Gattin an demselben theilnehmen zu lassen und jene Harmonie in der Gesinnung zu erringen, ohne welche ein glückliches Ehebündniß unmöglich sei; wie sie aber erst durch eigensinniges Verharren in der Unwissenheit und Geistesträgheit ihm das Leben verbittert, dann durch schlaue Verstellung ihn getäuscht und endlich wegen seiner mühevollen Geschäftsreisen, die er sich durch einen innigen und gebildeten Briefwechsel mit der Gattin habe erleichtern und erheitern wollen, zum förmlichsten *Treubruch geschritten* sei und die empörendste Comödie mit dem

vertrauensſeligen Gatten geſpielt habe! Er überlaſſe zutrauensvoll den Richtern, zu beurtheilen, ob das fernere Zuſammenleben mit einer ſolchen mit Geierkrallen bewaffneten Gans möglich ſei!

Mit dieſem ſchimpflichen Trumpf, den er ſich nicht verſagen konnte, ſchloß er ſeinen Vortrag. Ein allgemeines leiſes Gelächter erfolgte darauf; die gekränkte Frau verhüllte ihr Geſicht einige Augenblicke und weinte. Doch dann erhob ſie ſich und vertheidigte ſich mit einer Entrüſtung und mit einer Beredtſamkeit, welche ihren eiteln Mann ſogleich in Erſtaunen ſetzte und in die größte Beſchämung.

„Ob ſie roh und unwiſſend ſei, könne ſie ſelbſt nicht beurtheilen," ſagte ſie, „aber noch ſeien die Lehrer und die Geiſtlichen alle am Leben, welche ſie erzogen, denn es ſei noch nicht ſo lange her, daß ſie ein Kind geweſen. Ihr Mann habe ſie als ein einfaches Bürgermädchen geehelicht und ſie ihn als einen Kaufmann und nicht als einen Gelehrten und Schöngeiſt. Nicht ſie habe ihren Charakter geändert, ſondern er, und bis dahin habe ſie treulich und zufrieden mit ihm gelebt und er ſcheinbar mit ihr. Selbſt als er ſeine neuen Künſte angefangen, wie Jedermann bekannt ſei, habe ſie nicht mit den Leuten darüber gelacht, ſondern als ſie geſehen, daß es ſich um den häuslichen Frieden handle, ſei ſie ehrlich befliſſen geweſen, in ſeine Weiſe einzugehen, ſo lange nur immer möglich, ungeachtet der peinlichen und wenig rühmlichen Lage, in welche ſie dadurch gerathen. Zuletzt aber habe er das Unmögliche von ihr verlangt, nämlich ihre Frauengefühle in einer geſchraubten und unnatürlichen Sprache und in langen Briefen für die Oeffentlichkeit aufzuſchreiben, und ſtatt ihrem häuslichen Leben nachzugehen, die ſchöne Zeit mit einer ihr fremden und widerwärtigen, nutzloſen Thätigkeit zu verbringen. Nicht ſie habe ſich der Verſtellung hingegeben, ſondern gerade er, indem er, bei trockenen und durchaus nicht begeiſterten Gewohnheiten, ſich ſelbſt und ſie damit

gezwungen habe, eine höchſt lächerliche Comödie in Briefen zu ſpielen. Dennoch habe ſie, von ihm geängſtigt und in der Hoffnung, dieſe ganze Störung werde um ſo eher vorübergehen, ihn zufrieden zu ſtellen geſucht, allerdings auf einem in der Noth und Verwirrung falſch gewählten Wege, wie ſie unverhohlen bekenne.

„Jede Frau in Seldwyla wiſſe, daß der junge Lehrer Wilhelm ein ebenſo verliebter als beſcheidener, ſchüchterner und ehrbarer Menſch ſei, mit welchem man zur Noth einen unſchuldigen Scherz ausführen könne, ohne in eine bedenkliche Stellung zu gerathen. Um ſo eher habe ſie geglaubt, eine harmloſe Liſt gebrauchen und ihm die Beantwortung der Briefe ihres Mannes aufgeben, ja förmlich beſtellen zu können, wie man öfter ſchriftliche Arbeiten und namentlich auch Liebesbriefe durch Schullehrer anfertigen laſſe; ſie berufe ſich hierin auf manch wackeres Dienſtmädchen. Nicht ſie habe die zu beantwortenden Briefe verfaßt, ſondern Störteler, und hiermit ſei wohl die Anklage der Untreue kurz abgeſchnitten. Der Handel gehöre nach ihrer Meinung und nach ihren ſchwachen Begriffen vor ein literariſches Gericht und nicht vor ein Ehegericht. Dennoch habe ſie ſich dem letztern unterzogen, weil das Geſchehene ein unvermuthetes Licht über den innern Zuſtand dieſer Ehe aufgeſteckt habe. Sie empfinde keine Zuneigung mehr für Herrn Störteler, für ſie Grund genug, da die Dinge einmal ſo weit gediehen, ebenfalls auf gänzlicher Trennung zu beſtehen.“

Obgleich das Gericht, da ſich der Treubruch als ein bloßes äußerliches Fehlgreifen herausſtellte, wenigſtens für ein ſtreng altväteriſches Ehegericht, nun die Scheidung nicht hätte ausſprechen müſſen, ſo machte es den Herren und der ganzen Stadt zu viel Spaß, den armen Viggi ſeiner ſchmucken und feinen Frau zu berauben und ihn mit der komiſchen Kätter zuſammen*tennen zu laſſen*, als daß ſie die Scheidung nicht ausgeſprochen

hätten. Sie ward also erkannt auf Grund unvereinbarer Neigungen und Gewohnheiten, roher Mißhandlung von Seite des Mannes, wie Einsperrung in den Keller und rücksichtslose Ausstoßung auf die Straße, und leichtsinniger Fehlgriffe der Frau, wie der Briefverkehr mit dem Lehrer. Doch solle die Frau als unbescholten und unverdächtig gelten, jeder Theil in seinem Vermögen bleiben und zu keinerlei Leistung verpflichtet sein, so daß Störteler das Vermögen Gritlis, das sie zugebracht, von Stund' an herauszugeben oder sicherzustellen habe.

Biggi ging mehr niedergeschlagen als fröhlich nach Hause und wunderte sich selbst darüber, da er doch nun frei war von der bedrückenden Last einer geistesträgen und nichtsnutzigen Hausfrau. Allein es fehlte ihm nicht an Aufklärungen und Erläuterungen; denn schon unter der Thür des Gerichtshauses riefen ihm einige Herumsteher zu: „O Du Erznarr! Du mußt Dinte gesoffen haben, daß Du ein solches Weibchen kannst fahren lassen! Und das artige Vermögen, die runden Schultern, der treffliche Anstand! Hast Du gesehen," sagte Einer zum Andern, „wie auf allen Seiten glänzende Locken unter ihrem Hute hervorrollten? Ja," erwiederte der, „und hast Du gesehen den allerliebsten Zorn, das sanfte Feuer, das noch in ihren lachenden Augen brannte? Wahrlich, wenn ich die hätte, ich machte sie alle Tage bös, nur um sie in ihrem Zorne dann abküssen zu können! Nun, Gott sei Dank, die wird jetzt schon noch an einen Kenner gerathen!"

Auf dem Wege rief Jemand: „Da geht Einer, der wirft Aprikosen aus dem Fenster und ißt Holzäpfel!" — „Wohl bekomm's ihm!" antwortete es von der andern Seite. Ein Schuster rief: „Der gibt dem Quark eine Ohrfeig' und meint, er sei ein Fechtmeister!" Und ein Knopfmacher: „Laßt ihn, er ist halt ein Grübler, es gibt aber verschiedene Grübler, es gibt auch Mistgrübler." Der Kupferschmied endlich, der mit dem Werg

in einer verzinnten Pfanne herumfuhr, setzte hinzu: „Er hat's wie der Teufel; ich muß mich verändern! sagte der, nahm eine Kohle unter den Schwanz und setzte sich auf ein Pulverfaß."

Diese Reden kränkten und betrübten den Viggi über die Maßen; er trat recht muthlos in seine Stube und verfiel in große Traurigkeit. Allein bald zerstreuten sich diese Wolken vor der Sonne, die ihm aufging. Kätter Ambach trat herein in flottem Taffetkleide, geschmückt mit einem dünnschaligen, brüchigen, goldenen Uehrchen, das seit fünfzehn Jahren nie aufgezogen war, weil es längst keine Feder mehr in sich barg. Sie warf das Tuch ab und setzte sich, seine Hand theilnehmend ergreifend, neben Viggi auf das Sopha; sie bestrickte ihn völlig und das treffliche Paar wurde stracks einig, sich zu heirathen und das Musterbild einer Ehe im Geist und schöner Leidenschaft darzustellen. So hatte sich die lustige Kätter glücklich zur Braut gemacht; sie blieb gleich zum Essen da und sie trieben ein solches Caressiren, daß die Magd, welche der früheren Frau anhing, sich schämte. Sie bespitzten sich leicht in Viggis bestem Weine und zogen am Nachmittage Arm in Arm durch die Straßen, bis sie endlich in Kätters Wohnung einmündeten, einige Bekannte zusammenriefen und die Verlobung feierten. Das Beste war, daß Kätters alte Mutter bei dieser Gelegenheit reichliches Essen und Trinken herbeischleppen sah und sich seit langen Jahren einmal satt essen konnte; denn sie hatte seit dreißig Jahren nur besorgt sein müssen, die heißhungrige Tochter zu füttern und derselben mehr zugesehen als selbst gegessen. Doch da Kätter endlich noch einen wohlhabenden Schwiegersohn in's Haus führte, dachte sie nun gern zu sterben, weil die Tochter, die nichts zu arbeiten wußte, nicht verlassen und hülflos in der Welt zurückblieb. So ist jedes Unwesen noch mit einem goldenen Bändchen an die Menschlichkeit gebunden.

Die Hochzeit wurde so bald als möglich gehalten, glänzend,

reichlich und geräuſchvoll; denn Kätter wollte dieſe Action in allen Einzelheiten recht durchgenießen und ſich als den holden Mittelpunkt eines großen Feſtes ſehen, und Viggi benutzte die Gelegenheit, indem er eine Menge Menſchen einlud, ſich mit den gut bewirtheten Mitbürgern wieder auf einen beſſern Fuß zu ſtellen. Die neue Frau Störteler war nicht geſonnen, ein ſtilles und beſchauliches Leben zu führen, ſondern veranlaßte ihren Mann, die Luſtbarkeit, welche mit der Hochzeit begonnen, fortzuſetzen, alle Geſellſchaften mit ihr zu beſuchen, ſein eigenes Haus aufzuſperren und im vollen Galopp zu fahren.

Er befand ſich übrigens herrlich dabei und lebte zufrieden mit ihr in ſolchem Trubel; denn überall gab ſie ihn für ein Genie aus und machte ihn allerorten zum Gegenſtande des Geſprächs, bezog Alles auf ihn und nannte ihn nur Kurt.

„Mein Kurt hat dies geſagt und jenes geäußert," ſagte ſie alle Augenblicke; „wie haſt Du Dich doch neulich ausgedrückt, lieber Kurt, es war zu köſtlich! Ich muß Dich nur bewundern, beſter Kurt, daß Du nicht gänzlich abgeſpannt biſt bei Deinen Arbeiten und Studien! Ach! ich fühle recht die ſchwere Pflicht und was eine Gattin einem ſolchen Manne ſein könnte und ſollte! Wollen wir auch nicht lieber nach Hauſe gehen, guter Kurt? Du ſcheinſt mir doch müde; wickle ja Deinen Plaid recht um Dich, mein Kind! Heute darfſt Du mir aber nicht mehr ſchreiben, wenn wir heim kommen, das ſage ich Dir ſchon jetzt!"

Alles dies ſchwatzte ſie vor vielen Leuten und Viggi ſchlürfte es ein wie Honig, nannte ſeine Frau dafür „mein kühnes Weib" oder „trautes Weib" und ſtellte ſich leidend oder feurig, je nach den Reden ſeiner kurzbeinigen Fama.

Den Seldwylern aber ſchmeckte alles das noch beſſer als Auſtern und Hummerſalat, ja ein gebratener Faſan hätte ſie ſchwerlich weggelockt, wo Viggi und Kätter ſich aufſpielten. Für Jahre waren ſie mit neuem Lachſtoff verſehen; doch benahmen

ſich die abgefeimten Schlingel mit der äußerſten Vorſicht, um das Vergnügen zu verlängern, und es entſtand daraus eine neue Uebung, nämlich einen tollen Witz vorzuſchieben und ſcheinbar über dieſen zu lachen, wenn die Mundwinkel nicht mehr gehorchen wollten. Es wurde ſtets ein Vorrath ſolcher Schwänke in Bereitſchaft gehalten, vermehrt und verbeſſert und gedieh zuletzt zu einer Sammlung von ſelbſtändigem Werthe. Es gab Seldwyler, Handwerker und Beamte, welche Tage, ja Wochen über der Erfindung und Ausfeilung eines neuen Geſchichtchens zubringen konnten. Schien der Schwank gehörig durchdacht und abgerundet, ſo wurde er erſt in einem Kneipchen probirt, ob die Pointe die rechte Wirkung thäte, und je nach Befund, oft unter Zuziehung von Sachverſtändigen, nochmals verbeſſert, nach allen Regeln eines künſtleriſchen Verfahrens. Wiederholungen, Längen und Uebertreibungen waren ſtrenge verpönt oder nur ſtatthaft, wenn eine beſondere Abſicht zu Grunde lag.

Von dieſem gewiſſenhaften Fleiße beſaß Viggi keine Ahnung. Mit bedauerndem Hochmuth ſaß er in der Geſellſchaft, wenn dergleichen vorgetragen wurde und das Gelächter von ihm ablenkte. „Wie glücklich iſt man doch zu preiſen," ſagte er zu ſeiner Gemahlin, „wenn man über ſolche Kindereien hinweg iſt und etwas Höheres kennt!"

Auf dieſem Höheren fuhr er nun mit vollen Segeln dahin, aufgeblaſen durch den gewaltigen Odem ſeiner Frau. Und er fuhr ſo trefflich, daß er binnen Jahr und Tag mit Kätters Hülfe da landete, wo es den meiſten Seldwylern zu landen beſtimmt iſt, beſonders da ſein Capital mit Gritlis Vermögen aus dem Geſchäfte geſchieden war. Statt dieſem obzuliegen, trieb er mit einer Handvoll ähnlicher Käuze, die er im Lande aufgegabelt, eine wilde und ſchülerhafte Literatur, welche ſo neben der vernünftigen Welt herlief und ſich mit ewigen Wiederholungen als etwas Nagelneues und Unerhörtes ausgab, obgleich ſie nur an

weggeworfenen Abſchnitzeln laute oder reinen Unſinn hervorbrachte. Gegen Jeden, der ſich nicht auf ihren zudringlichen Ruf ſtellte, wurde der Spieß gedreht und der Einzelne als bösartige und feindliche Klike bezeichnet. Sie ſelbſt verachteten ſich gegenſeitig unter der Hand, und Viggi, der ſonſt ein ſo einfaches und ſorgloſes Leben geführt, war jetzt nicht nur von Sorgen und Verwicklungen, ſondern auch von thörichten Leidenſchaften und den Qualen des gehänſelten und ohnmächtigen Ehrgeizes geplagt. Bereits machte es ihm Beſchwerde, das Poſtgeld zu erlegen für all' die inhaltloſen Briefe, für die gedruckten oder lithographirten Sendſchreiben, Aufrufe und Proſpecte, die täglich hin und her flogen und weniger als nichts werth waren. Seufzend ſchnitt er ſchon die Frankomarken von den immer kürzer werdenden Riemchen, während die ſoliden, einträglichen und frankirten Geſchäftsbriefe immer ſeltener wurden. Endlich hatte er überhaupt keine Marken mehr im Hauſe und Kätter ging gemäß ihrer Miſſion mit den Sachen auf die Poſt, um ſie dort zu frankiren; aber ſie warf die Briefe in den Kaſten und vernaſchte das Geld. War es Vormittag, ſo ging ſie in den Wurſtladen und aß einen Schweinsfuß; nach Tiſche dagegen beſuchte ſie den Zuckerbäcker und aß eine Apfeltorte. Dafür bekam Viggi dann von den rachſüchtigen Correſpondenten doppelt ſo viele unfrankirte Zuſendungen mit „Gruß und Handſchlag" und heimlichen Verwünſchungen.

Während dieſer Zeit war Gritli wie von der Erde verſchwunden. Man ſah ſie nirgends und hörte nichts von ihr, ſo eingezogen lebte ſie. Wenn ſie ausging, ſo trat ſie aus der Hinterthür ihres Hauſes, welches an der Stadtmauer lag, in's Freie und machte einſame Spaziergänge; auch war ſie öfters abweſend, manchmal Monate lang, wo ſie ſich dann an andern Orten beſcheidentlich erholen und ihrer Freiheit freuen mochte. In Seldwyla war ſie für keinen Freier zu ſprechen; doch hieß es mehr-

mals, sie habe sich auswärts von Neuem verlobt, ohne dc
Jemand etwas Näheres wußte. Daß sie sich auch nichts u
Wilhelm zu kümmern schien und ihn niemals sah, wunde
Niemand; denn Niemand glaubte, daß sie ernstlich dem arm
jungen Menschen zugethan gewesen sei.

Desto schlimmer erging es ihm. Von ihm zweifelte Keine
daß er nicht bis über die Ohren in Gritli verliebt sei, u
Männer wie Frauen nahmen es ihm äußerst übel, die Aug
auf sie gerichtet zu haben, während er zugleich wegen seiner leich
gläubigen Briefstellerei verhöhnt wurde. Sogar die Mädch
am Brunnen sangen, wenn er vorüberging:

Schulmeisterlein, Schulmeisterlein,
Des Nachbars Aepfel sind nicht Dein!

Er schämte sich auch gewaltig und zwar nicht so sehr v
den Leuten als vor sich selbst. Die Art, wie ihn Gritli vor G
richt hingestellt hatte, war ihm als ein Stich in's Herz gegang
öffnete ihm, wie er meinte, die Augen über sich und die Weib
und er stieß die ganze Schaar von nun an aus seinen Gedank
Also ging er in sich, ließ alle Narrheit fahren und wandte s
mit Fleiß und Liebe seinen Schulkindern zu. Aber im bes
Zuge ging just seine Amtsdauer zu Ende, da er nur Verwe
und nicht fest angestellt war. Wie er nun auf's Neue gewä
werden sollte, wußte der Stadtpfarrer als Vorstand der Sch
pflege seine Bestätigung bei den Behörden zu hintertreiben, ind
er Bericht erstattete von Wilhelms Verwicklung in einem
denklichen Ehehandel und den jungen Sünder einer heilsan
Bestrafung empfahl. Er haßte den Schulmeister wegen sei
Unglaubens und seiner mythologischen Handtierungen; denn
wußte nicht, daß Wilhelm sich zum alleinigen und wahren G
bekehrt hatte, sobald er sich geliebt glaubte. So wurde er
zwei Jahre außer Amts gesetzt und stand brot- und erwerblos

Er ſchnürte darum ſein Bündel, um anderwärts ein Unterkommen zu ſuchen, und zwar entſchloß er ſich in ſeinem Neumuth, ſich in die Dunkelheit zu begeben und als ein armer Feldarbeiter bei den Bauern ſein Brot zu verdienen; denn als der Sohn einer verſchwundenen Bauernfamilie aus der Umgegend kannte er die ländlichen Arbeiten, denen er ſich von Kindesbeinen auf hatte unterziehen müſſen. In dieſer Abſicht wanderte er an einem trüben Märzmorgen über den Berg; als er aber auf die Höhe gekommen, verwandelte ſich der feuchte Nebel in einen heftigen Regen; Wilhelm ſah ſich nach einem Obdach um, da er hoffte, der Regen würde bald vorübergehen. Er bemerkte in einiger Entfernung ein Rebhäuschen, welches zu oberſt in einem großen Weinberge ſtand, am Rande des Gehölzes. Das Vordach dieſes Winzerhäuschens gewährte guten Schutz und er ging hin, ſich auf die ſteinerne Treppe darunter zu ſetzen. Es war ein maleriſches altes Häuslein mit einer Wetterfahne und runden Fenſterſcheiben. Das Vordach ruhte auf zwei hölzernen Säulen, die Treppe war mit einem eiſernen Geländer verſehen und bildete zugleich einen Balcon, von welchem man, wenn es ſchön war, weit in's Land hinein ſah, nach Süden und Weſten in die Schneeberge. Das Holzwerk und die Fenſterläden waren bunt bemalt, Alles jedoch etwas verwittert und verwaſchen.

Wie er ſo da ſaß, regte ſich's in der kleinen Stube, die Thür that ſich auf und der Eigenthümer des Weinberges trat heraus und lud Wilhelm ein, in's Innere zu kommen und mit ihm gemeinſchaftlich den Regen abzuwarten. Es ſtand eine Flaſche mit Kirſchgeiſt auf dem Tiſch; der Mann holte noch ein Gläschen aus einem Wandſchränkchen und füllte es für ſeinen Gaſt. „Brot habe ich keines hier oben," ſagte er, „doch wollen wir eine Pfeife zuſammen rauchen!" Er holte alſo aus dem Schränklein zwei neue lange Thonpfeifen nebſt gutem Knaſter; denn es war bei den Männern von Seldwyla, da ihnen die Cigarren verleidet

waren, soeben Mode geworden, wieder würdevoll aus alterthümlichen Thonpfeifen zu rauchen, wie holländische Kaufherren.

Dieser Seldwyler, obgleich er ein Tuchscheerer war, hatte den Einfall bekommen, Landwirthschaft zu treiben, weil deren Erzeugnisse hoch im Preise standen und die Betreibung zahlreiche Spaziergänge veranlaßte. Der Weinberg bildete mit mehreren großen Wiesen und einigen Bergäckern eine ehemalige Staatsdomaine, welche der Tuchscheerer gekauft, und er war jetzt hinaufgestiegen, um den Zustand der Reben zu untersuchen, weil die Frühlingsarbeit in denselben beginnen sollte. Er fragte Wilhelm, wo er hin wolle, was er im Sinne habe; denn er wußte noch nichts von seiner Absetzung. Wilhelm sagte, daß er bei Landleuten sein Auskommen suchen wolle, indem er ihnen in Allem an die Hand gehe, was zu thun sei; da er nicht viel bedürfe, so hoffe er, sich im Stillen durchzubringen. Der Tuchscheerer wunderte sich hierüber und drang weiter in ihn, bis er die Ursache von des Schulmeisterleins Auszug erfahren. „Das ist," sagte er, „ein recht hämischer Streich von dem Pfaffen, der eine Kinderei nicht von einer Schlechtigkeit unterscheiden kann. Wir wollen ihm übrigens sein ewiges Gehätschel und Getätschel mit seinen Unterweisungsschülerinnen auch einmal abschaffen; die Hübschen und die Feinen hält er sich allfort dicht in der Nähe, die Buckligen aber, die Einäugigen und die Armseligen setzt er in den Hintergrund und spricht kaum mit ihnen, und das ist ärgerlicher als Eure ganze Briefschreiberei. Wenn diese Stilübungen ihm übel angebracht schienen, so ist uns sein Schönheitssinn noch weniger am rechten Ort! Aber verstehen Sie denn etwas von der Feldarbeit und den ländlichen Dingen überhaupt?"

„O ja, ziemlich!" antwortete Wilhelm, „ich habe während der Krankheit meiner verstorbenen Eltern Alles gemacht und bin erst im achtzehnten Jahre, als sie gestorben und unser Gut verkauft wurde, mit dem kleinen Vermögensreste in's Lehrer-

ſeminar gegangen; es ſind erſt fünf Jahre ſeither, und im Seminar mußten wir auch Feldarbeit betreiben." „Und warum wollen Sie nicht lieber Ihre Kenntniſſe benutzen und eine beſſere Thätigkeit ſuchen, als den Bauern zu dienen?" fragte Jener; allein Wilhelm hatte ſeinen Entſchluß gefaßt und war nicht aufgelegt, ſich mit dem Manne weiter über ſeine Lage einzulaſſen.

Indeſſen hatte ſich der Regen wirklich gelegt und die Sonne beſchien ſogar die weite Gegend. Der Eigenthümer ſchickte ſich an, den Weinberg zu beſehen, und forderte Wilhelm auf, ihm noch eine Stunde Geſellſchaft zu leiſten, weil er für heute noch weit genug kommen würde.

In den Reben ſah der Seldwyler, daß Wilhelm in dieſen Dingen eben ſo ſichere Kenntniß als guten Verſtand beſaß, und als er hier und da eine Rebe ſchnitt und aufband, um ſeine Meinung zu zeigen, erwies ſich auch eine geübte Hand. Er ging daher mit ihm auch in die Matten und Aecker und befragte ihn dort um ſeine Meinung. Wilhelm rieth ihm kurzweg, die Aecker ebenfalls wieder in Matten umzuſchaffen, was ſie früher auch geweſen ſeien; denn was an Ackerfrüchten hier oben gedeihe, ſei nicht der Rede werth, während vom Walde her genug Feuchtigkeit da ſei, die Wieſen zu tränken. Dadurch würde ein Viehſtand erhalten, der an Milch und verkäuflichen Thieren ſchönen Vortheil verſpräche; ſchon die Herbſtweide allein ſei reiner Gewinn. Das leuchtete dem Tuchſcheerer ein; er beſann ſich kurze Zeit, worauf er dem Lehrer antrug, in ſeinen Dienſt zu treten. Er ſolle arbeiten, was er leicht möge, und im Uebrigen das Gut in Ordnung halten und alles beaufſichtigen. Was er irgend zu verdienen gedächte, das wolle er ihm auch geben und ihn darüber hinaus noch mit Rückſicht behandeln. Wilhelm bedachte ſich auch einige Minuten und ſchlug dann ein, aber unter der Bedingung, daß er in dem Rebhäuschen auf dem Berge wohnen dürfe und nicht in der Stadt zu verkehren brauche. Das war

Jenem sogar lieb, und so hatte der Flüchtling schon am Beginne seiner Wanderschaft ein Obdach gefunden.

Der Tuchscheerer ließ noch denselben Tag ein Bett hinaufbringen und etwas Lebensmittel, welche von Zeit zu Zeit erneuert werden sollten. Eine kleine Küche war vorhanden, um zur Zeit der Weinlese sieden und braten zu können; ebenso enthielt das Erdgeschoß einen Vorrathsraum und unter der Treppe war mit wenig Mühe ein Ziegenstall hergestellt für eine solche Milchträgerin. So ward Wilhelm plötzlich zu einem einsiedlerischen Arbeitsmanne und fügte sich mit Geschick und Fleiß in seine Lage. Er ließ die Aecker von den Tagelöhnern, welche der Tuchscheerer anstellte, sorgfältig zubereiten und besonders die Steine hinaustragen und besäete sie mit Heusamen. Die Reben bearbeitete er fast ganz allein und kam damit zu Ende, ehe man es gedacht; wie es denn öfter vorkommt, daß solche, die ausnahmsweise oder nach langer Unterbrechung ein Werk beginnen, im ersten Eifer mehr vor sich bringen, als die immer dabei sind. In wenigen Wochen gewann er Zeit, sich zunächst dem Häuschen ein Gemüsegärtchen anzulegen, um etwas Kohl und Rüben mit dem Fleische kochen zu können, welches man ihm wöchentlich zweimal schickte. In einer dunkeln Nacht holte er sich sogar in der Stadt Schößlinge von seinen Nelken und Levkojen und setzte sie, wo sich ein Raum bot; um das Gärtchen her zog er eine Hecke von wilden Rosen, an Geländer und Säulen empor ließ er Geisblatt ranken, und als der Sommer da war, sah das Ganze aus fast so bunt und zierlich wie ein Albumblatt.

Noch ehe die Sonne im Osten heraufstieg, war er täglich auf den Füßen und suchte seinen Frieden in rastloser Bewegung, bis der letzte Rosenschimmer im Hochgebirge verblichen war. Dadurch wurde seine Zeit ausgiebig und reichlich, daß er frei wurde in der Verwendung der Stunden, ohne seine Pflicht zu vernachlässigen. Um sich seinen Holzbedarf zu sammeln, machte

er weite Rundgänge durch den Wald, auf welchen ſich eine Bürde faſt von ſelbſt zuſammenfand. Er benutzte dazu die heiße Tageszeit, um im Schatten zu ſein und zugleich für die Erdſchwere der Handarbeit ein erbauliches Gegengewicht zu ſuchen. Denn der Wald war jetzt ſeine Schulſtube und ſein Studirſaal, wenn auch nicht in großer Gelehrſamkeit, ſo doch in beſchaulicher Anwendung des Wenigen, was er wußte. Er belauſchte das Treiben der Vögel und der andern Thiere, und nie kehrte er zurück, ohne Gaben der Natur in ſeinem Reiſigbündel wohlverwahrt heimzutragen, ſei es eine ſchöne Moosart, ein kunſtreiches, verlaſſenes Vogelneſt, ein wunderlicher Stein, oder eine auffallende Mißbildung an Bäumen und Sträuchern. Aus einem verfallenen Steinbruche klopfte er manches Stück mit uralten Reſten heraus von Kräutern und Thieren. Auch legte er eine vollſtändige Sammlung an von den Rinden aller Waldbäume in den verſchiedenen Lebensaltern, indem er ſchöne viereckige Stücke davon, mit Mooſen und Flechten bewachſen, herausſchnitt oder ſinnig zuſammenſetzte, die Nadelhölzer ſogar mit den glänzenden Harztropfen, ſo daß jedes Stück ein artiges Bild abgab. Mit alledem ſchmückte er in Ermangelung anderen Raumes die Wände und die Decke ſeines Stübchens. Nur nichts Lebendiges heimſ'te er ein; je ſchöner und ſeltener ein Schmetterling war, den er flattern ſah, und es gab auf dieſen Höhen deren mehrere Arten, deſto andächtiger ließ er ihn fliegen. Denn, ſagte er ſich, weiß ich, ob der arme Kerl ſich ſchon vermählt hat? Und wenn das nicht wäre, wie abſcheulich, die Stammtafel eines ſo ſchönen, unſchuldigen Thieres, welches eine Zierde des Landes iſt und eine Freude den Augen, mit einem Zuge auszulöſchen! Abzuthun, ab und todt, das Geſchlecht einer zarten fliegenden Blume, die ſich durch ſo viele Jahrtauſende hindurch von Anbeginn erhalten hat und welche vielleicht die letzte ihres Geſchlechtes in der ganzen

Gegend ſein könnte! Denn wer zählt die Feinde und Gefahren, die ihr auflauern?

Für dieſen frommen Sinn wurde er von einem untergegangenen Geſchlechte belohnt, indem eine Erderhöhung mitten im Forſte, welche ihm verdächtig erſchien und die er aufgrub, das Grab eines keltiſchen Kriegsmannes enthüllte. Ein langes Gerippe mit Schmuck und Waffen zeigte ſich vor ſeinen Blicken. Aber er baute das Grab ſorgfältig wieder auf, ohne Jemand davon zu ſagen, weil er nicht aus ſeiner Verborgenheit treten mochte. Indeſſen durchforſchte er den Wald aufmerkſam, entdeckte noch mehrere ſolche Erhöhungen mit darauf zerſtreuten Steinen und behielt ſich vor, in ſpäterer Zeit davon Anzeige zu machen. Die gefundenen Schmuck- und Waffenſachen fügte er den Merkwürdigkeiten ſeiner Einſiedelei bei.

Auf dieſe Weiſe erfuhr er, wie das grüne Erdreich Troſt und Kurzweil hat für den Verlaſſenen und die Einſamkeit eine geſegnete Schule iſt für Jeden, der nicht ganz roh und leer.

Um ſo ſchneller machte er ſich unſichtbar, wenn der Tuchſcheerer etwa mit großer Geſellſchaft heraufkam, um ſie in dem luſtigen Winzerhäuschen zu bewirthen und auf den Matten herumſpringen zu laſſen. Insbeſondere die luſtigen Damen ſuchten neugierig des einſiedleriſchen Jünglings anſichtig zu werden, der ſich ſo gut anſchickte und in Freiheit, Sonne und Bergluft ein hübſcher brauner Geſell geworden. Es ſchien auf einmal der Mühe werth, den Flüchtling nicht zu unabhängig von der Macht ihrer Augen werden zu laſſen. Auch einzeln dehnte dann und wann eine Vorwitzige ihre Spaziergänge bis zu dieſer Höhe aus und ſpukte wie von ungefähr um das Häuschen herum. Allein Wilhelm war wie umgewandelt. Anſtatt die Augen niederzuſchlagen und heimlich verliebt zu ſein, blickte er die Streifzüglerinnen ruhig und halb ſpöttiſch an und ging ſeiner Wege

ohne alle Anfechtung. Das war ein neues Wunder und vermehrte das Gerede über ihn in der Stadt.

Der Tuchſcheerer war zufrieden über ſeinen Beſitz. In der Ebene, wo er auch ein Stück Land beſaß, hatte er eine geräumige Stallung und eine Scheune gebaut. Dort ſtand das Vieh, deſſen Zucht und Verkauf Wilhelm mit gutem Verſtande berieth. Die zweimalige Heuernte brachte er ebenfalls glücklich unter Dach, und die Weinleſe, welche darauf folgte, zeigte, daß der Berg trefflich beſorgt war.

Als der Tuchſcheerer nun ſeine Rechnung machte, fand er, daß er für die Zukunft wohl beſtehen würde, wenn es ſo fortginge, und ſtatt nur ſeinen vorübergehenden Spaß an der Sache zu haben, wie es am Orte Sitte war, entſchloß er ſich, mit Ernſt dabei auszuharren und zu trachten, daß er ein gutes Ende gewänne. Obgleich er auch ein luſtiger Tuchſcheerer war, barg er doch eine gute Anlage in ſich von irgend einem Aederchen her, weshalb er durch die friſche Arbeitsluſt, Verſtändigkeit und Ausdauer Wilhelms aufmerkſam wurde, beſonders da er ſah, daß der träumende und verliebte Schulmeiſter ganz plötzlich dieſe Tugenden hervorgekehrt, als wenn er ſie auf der Straße gefunden hätte. Was ein Anderer könne, dachte er, das werde er auch im Stande ſein; und ſo wurde er in ehrgeiziger Laune ein ſorgfältiger und wachſamer Mann. Er ſtand früh auf und nahm ſeine Geſchäfte der Ordnung nach an die Hand. Statt in ſeiner Tuchſcheererei Alles den Arbeitern zu überlaſſen, ſah er ſelbſt dazu und förderte die Arbeit, daß ſie gut gethan wurde und raſch vor ſich ging, und er gewann noch hinlängliche Zeit für ſeine Landwirthſchaft. Den Aufenthalt in den Verſammlungen und Wirthshäuſern, wo die Spottvögel ſaßen, kürzte er immer mehr ab und gewöhnte ſich, zu jeder beliebigen Zeit aufzubrechen und ſich loszureißen, ohne gerade ein ſogenannter Leimſieder zu werden. Er bemerkte, daß die rechte Luſtigkeit erſt nach gethaner Arbeit ein-

ſteht, und daß Leute, welche immer in derſelben Wirthshausluft, bei denſelben Manieren ſitzen, zur ſchönſten Krähwinkelei gedeihen; daß der liederliche Spießbürger um kein Haar geiſtreicher iſt, als der ſolide, und daß überhaupt Männer, die ſich immerwährend und täglich mehrmals ſehen, einander zuletzt dumm ſchwatzen. Dennoch ſtieß ſeine Bekehrung auf große Schwierigkeiten und er mußte die tapferſten Anſtrengungen machen, um nicht zurückzufallen. Aber wenn die Verlockung und das Geräuſch zu ſtark wurden, verließ er die Stadt und floh zu Wilhelm hinauf, den er liebgewonnen und zu ſeinem Vertrauten machte. Hierdurch wurde dieſer wiederum angefeuert, daß er in ſeinem löblichen Weſen nicht mürbe wurde. Allein der Teufel ſuchte abermals Unkraut zu ſäen, indem des Tuchſcheerers Frau nicht von der alten Weiſe laſſen wollte und den Verkehr mit den Müßigen und Luſtigmachern ſtets erneuerte. Der Mann klagte dem Einſiedler ſeine Noth; Wilhelm dachte nach und rieth ihm dann, der Frau das Haar dicht am Kopfe wegzuſchneiden, damit ſie ein Jahr lang nicht ausgehen könne. Denn er hielt ſich für einen Weiberfeind und freute ſich, Einer eine Buße anzuthun. Doch der Tuchſcheerer ſagte, das ginge nicht an, das Haar ſeiner Frau ſei zu ſchön und, da ſie ſonſt nicht viel tauge, ein Hauptſtück ſeines Inventars. Da beſann ſich Wilhelm auf's Neue und rieth ihm dann, der Frau den Milchverkauf zu übergeben und ihr einen Theil des Gewinns zu laſſen. Dadurch würde ihre Habſucht gereizt, ſie werde nicht verfehlen, Waſſer unter die Milch zu miſchen, ſich deshalb mit der ganzen Stadt verfeinden und in eine wohlthätige Iſolirung gerathen. Dieſer Plan ward nicht übel befunden und bewährte ſich auch ſo ziemlich. Die Frau fand Freude an dem Gewinn und war, beſonders des Abends, an's Haus gebunden, um das Melken der Kühe zu überwachen und zu ſehen, daß ſie nicht zu kurz käme.

Inzwiſchen war der Herbſt gekommen und für Wilhelm

nichts weiter zu thun, als das Vieh zu hüten, welches jetzt auf die Weide getrieben wurde. Er ließ sich das demüthige Amt nicht nehmen und wollte wenigstens einen Herbst entlang mit den schönen Thieren allein auf der Weide sein. Allein gerade diese Uebertreibung, da er den Dienst eines kleinen Hirtenbuben verrichtete, bekam ihm übel und beraubte ihn plötzlich wieder der Freiheit und Gemüthsruhe, welche er sich erarbeitet hatte. Denn als er so da saß auf den sonnigen Hügeln, beim Getön der Heerdenglocken und die Stadt im goldenen Herbstrauch liegen sah, tauchte die Gestalt Gritlis immer deutlicher wieder empor, fast nach dem Sprüchworte: Müßiggang ist aller Laster Anfang! Im Grunde war es eine von den unfertigen und abgebrochenen Geschichten, welche wie ein abgeschossenes Bein mit der Veränderung der Jahreszeiten und des Wetters sich immer bemerklich machen. Jedes zurückgebliebene Restchen von Hoffnung auf ein verlorenes Glück erneut tausend Schmerzen, sobald die Seele müßig wird und die Sonne durchscheinen läßt.

Als er eines Tages, da es in den Thälern Mittag läutete, nach seinem Häuschen ging, um sein einfaches Essen zu bereiten, entdeckte er plötzlich eine zierliche Frau, welche unter dem Vordache stand und in die Ferne hinaussah. Er war kaum noch zweihundert Schritte entfernt und glaubte Gritli zu erkennen. Heftig erschreckend stand er still und sagte: Was will sie hier? was sucht sie da?

Er verbarg sich hinter einem wilden Birnbaum und wagte wohl fünf Minuten lang nicht mehr hinzusehen. Als er es aber endlich that, hatte sich die Erscheinung umgekehrt, guckte durch das Fenster in das Innere des Winzerhäuschens und schien die kleine Stube aufmerksam zu betrachten, darauf setzte sie sich auf die oberste Treppenstufe, zog, wie es schien, ein Brötchen oder dergleichen aus der Tasche und fing an es zu essen, und es war keine Aussicht, daß die Dame so bald wieder abziehen wolle.

Wilhelm machte Kehrtum und ging ohne Umſehen und ohne gegeſſen zu haben, zu ſeiner Heerde zurück, da er ſeine Behauſung ſolchergeſtalt bewacht fand. In großer Aufregung blieb er bis zum Abend fort, aber endlich trieb ihn der Hunger wieder hin; vorſichtig näherte er ſich ſeiner Klauſe und fand den Platz geräumt. Der Engel mit dem feurigen Schwert war abgezogen vor der Pforte. Wilhelm betrachtete Alles wohl, das Fenſter und die Treppe, und fand Alles, wie es geweſen, ſtill und unverfänglich. Doch ſeine Ruhe war dahin, wenngleich er nicht einmal beſtimmt wußte, ob es Gritli geweſen ſei.

Ohne es ſich geſtehen zu wollen, kleidete er ſich von dem Tage an ſorgfältiger, daß er für einen Rinderhirten faſt zu gut ausſah, und näherte ſich nicht ſelten behutſam dem Häuschen; aber die Erſcheinung kehrte nicht wieder. Dafür bevölkerte ſich der ganze Berg mit ihrem Bilde, auf Weg und Steg trat es ihm entgegen und guckte ihm durch die runden Scheiben; es ſchien ihm unerträglich, ſo nahe bei ihr zu wohnen, und doch hätte er nicht wegziehen mögen; denn der Umſtand, daß ſie jetzt frei und einſam war, vermehrte die Unordnung ſeiner Gedanken. Doch zuletzt wurde er nochmals Meiſter über dies Weſen und ſtellte ſich wieder ſteif auf die Beine.

Als der erſte Schnee fiel, war es mit dem Hirtenleben vorbei; der Tuchſcheerer wollte Wilhelm nun zu ſich in's Haus nehmen. Der aber ſträubte ſich dagegen und bat, ihn auf dem Berge zu laſſen; Jener mochte ihn in ſeiner Laune nicht hindern, ſchaffte ihm einen kleinen Ofen hinauf und verſah ihn mit allerhand Arbeit von ſich und Andern. Auch kaufte ſich Wilhelm für den Lohn, den er erhielt, einige Bücher, die ihm der Tuchſcheerer beſorgte, damit er der Pflege ſeiner Geiſteskräfte obliegen könne, und ſo wurde er bald eingeſchneit und ſah ſich einſamer als je.

Eigentlich nur ſo einſam, als ein rechter Einſiedel ſein kann,

denn ein ſolcher hat noch allerlei Zuſpruch. So bekam auch Wilhelm jetzt eine wunderliche Kundſchaft. Die Bauern der Umgegend, mehrere Stunden in die Runde, ſprachen von ihm als von einem halben Weiſen und Propheten, was hauptſächlich von ſeinem Treiben im Walde und der ſeltſamen Ausſtaffirung ſeiner Wohnung herrührte. Sobald die Bauern einen ſolchen Heiligen aufſpüren, der von Reue über irgend einen geheimnißvollen Fehltritt ergriffen, ſich auf außerordentlichem Wege zu helfen ſucht, in die Einſamkeit geht und ein ungewöhnliches Leben führt, ſo wird alſobald ihre Phantaſie aufgeregt und ſie ſchreiben dem Sonderling beſondere Einſichten und Kräfte zu, welche zu nutznießen ſie eine unüberwindliche Luſt verſpüren, im Gegenſatze zu den Städtern und Aufgeklärten, ſo ihren Rath bei denen holen, die niemals von der goldenen Mittelſtraße abweichen und nie über die Schnur gehauen haben.

Zuerſt kam eine bedrängte Wittwe mit einem ungerathenen Kinde, welches in der Schule nichts lernen wollte und ſonſt allerlei Streiche verübte, und bat ihn um Rath, indem ſie vor dem Kinde ihre bittere Klage vorbrachte. Wilhelm ſprach freundlich mit dem Sünder, fragte, warum es dies und jenes thue und nicht thue, und ermahnte es zum Guten, indem es ſich beſſer dabei befinden werde. Der weite Gang, die feierliche Klage der Mutter, die abenteuerliche Einrichtung des Propheten und deſſen freundlich-ernſte Worte machten einen ſolchen Eindruck auf das Kind, daß es ſich in der That beſſerte, und die Wittwe verbreitete den Ruhm Wilhelms.

Bald darauf kam eine andere Frau, welche über eine böſe Nachbarin klagte; dann kam ein alter Bauer, der ſich das Schnupfen abgewöhnen wollte, weil er es für Sünde hielt; Wilhelm ſagte, er ſolle nur fortſchnupfen, es ſei keine Sünde, und dieſer lobte und pries den Rathgeber, wo er hinkam. Endlich verging kaum ein Tag, wo er nicht ſolchen Beſuch empfing, und

alle möglichen moraliſchen und häuslichen Gebrechen enthüllten ſich vor ihm. Am meiſten beſuchten ihn Mädchen und Weiber, um geheime Briefe von ihm ſchreiben zu laſſen, welchen ſie eine beſondere Wirkung zutrauten, und ſogar abergläubiſche Leute kamen, denen er geſtohlene oder verlorene Sachen wieder verſchaffen oder geheimnißvolle Mittel gegen körperliche Uebel oder am Ende gar weiſſagen ſollte. Das wurde ihm denn doch läſtig und bedenklich, und er ſuchte die Bittſteller mit Scherzen oder barſchen Worten abzuweiſen. Allein nun hieß es erſt recht, er habe ſeine Mucken und ſtehe nicht Jedem Rede, woran er ganz recht thue. Am liebſten verkehrte er mit Kindern, die in der Schule nicht fortkamen und deren man ihm häufig brachte, ſo daß ſie nachher allein kommen konnten. Mit dieſen gab er ſich liebevoll ab und war froh, öfter eines oder mehrere um ſich zu haben. Er brachte faſt alle in's Geleiſe und erwarb ſich dadurch Dank und Anſehen und unter den Kleinen eine große Anhängerſchaft, die ihn an ſchönen Sonntagen manchmal in ganzen Schaaren beſuchte und ihm kindliche Geſchenke brachte, z. B. jedes einen ſchönen Apfel, ſo daß alle zuſammen ein Körbchen voll gaben, oder jedes zehn Nüſſe, ſo daß ſich eine Lade damit füllte. Sie mußten dann ſingen und er geleitete ſie eine Strecke weit heimwärts.

Von dieſen Thaten hörte Frau Gritli häufig erzählen und ſie nahm lebendigen Antheil, ohne es merken zu laſſen. Sie war ſehr neugierig und wünſchte eifrig, ſeine Wirthſchaft ſelbſt einmal zu ſehen und ihn ſprechen zu hören. Als eine auswärtige vertraute Freundin ſie für einige Zeit beſuchte, um ihr die Tage verbringen zu helfen, beſchloſſen die Beiden, zu dem Einſiedel zu gehen. Sie verkleideten ſich in junge Bäuerinnen, färbten ihre Geſichter mit vieler Kunſt und verhüllten überdieß die Köpfe mit großen Tüchern. So machten ſie ſich an einem hellen Wintermorgen auf den Weg und beſtiegen den Berg, der in ſeiner weißen

Decke blendend vom blauen Himmel abſtach. Als ſie vor dem Rebhäuschen anlangten, ſtanden ſie ſtill und betrachteten es neugierig und mit erſtaunten Blicken. Denn es glitzerte und leuchtete wie lauter Kryſtall und Silber. Vom Dache hingen rings herum große Eiszacken nieder mit feinen Spitzen, manche beinahe bis auf den Boden. Die Wetterfahne, die eiſernen Verzierungen des Geländers, noch aus der Zopfzeit, und die Geisblattranken waren mit Reif beſetzt, und das Alles wurde von der Sonne mit ſiebenfarbigen Strahlen umſäumt. Unter dem Vordache auf den Steinplatten wimmelte es von größern und kleinern Waldvögeln, die da ihr Futter pickten und luſtig durch einander hüpften; ſie waren ſo zahm, daß ſie kaum Platz machten vor den Füßen der Pilgerinnen und ſich der Reihe nach auf das Geländer und vor das Fenſter ſetzten. Jede der Frauen ſtieß die andere an, daß ſie anklopfen ſollte; die eine huſtete, die andere kicherte, aber keine wollte klopfen. Doch wagte es endlich die Freundin, pochte nun ſo ſtark wie ein Bauer, und öffnete zugleich die Thür, mit patzigen Schritten eintretend.

Wilhelm ſaß über einem großen Buche mit Pflanzenbildern; er war nicht ſehr erfreut über die frühe Störung, zumal er zwei junge friſche Weibsbilder ankommen ſah. Aber Aennchen, die Freundin, begann ſogleich ein geläufiges Kauderwälſch, in welchem ſie eine Anzahl Fragen und Anliegen bunt durch einander vorbrachte. Sie wollte eine Rechnung über verkauftes Stroh berichtigt haben, gegen welches ſie eine Zeitkuh eingetauſcht, zog ein Papier voll gegoſſenen Bleies hervor und forderte die Erklärung deſſelben; dann ſollte er aus ihrer Hand wahrſagen, Auskunft geben, wann es am beſten Hafer zu ſäen ſei, ob man im gleichen Jahre zweimal die Ehe verſprechen dürfe, ob er nicht eine verhexte Kaffeemühle herſtellen könne, in welcher ein Kobold ſitze; ferner brachte ſie ein dickes Bündel Hühner-, Enten- und Gänſefedern zu Tage und bat ihn, dieſelben zu

ſchneiden für Geld und gute Worte, ſie wolle ſie dann ſchon gelegentlich abholen; denn ſie ſchreibe für ihr Leben gern, habe aber keine Federn; und endlich verlangte ſie zu wiſſen, ob das neue Jahr gedeihlich zum Heirathen ſein würde für eine ehrbare junge Bäuerin. Dieß alles, Stroh, Zeitkuh, Hafer, Blei, Kaffeemühle, Kobold, Federn und Heirath, warf ſie ſo behend und verworren untereinander, daß kein Menſch darauf antworten konnte, und wenn Wilhelm den Mund aufthat, unterbrach ſie ihn ſogleich, widerſprach ihm, ſie habe nicht das, ſondern jenes gemeint, und machte den ergötzlichſten Auftritt. In der Zeit ſtand Gritli da, die Hände unter der Schürze, und rührte ſich nicht, aus Furcht, ſich zu verrathen. Sie beſchaute ſich eifrig Wilhelms ſonderliche Behauſung, welche inwendig noch märchenhafter ausſah als von außen. Die Wände waren mit bemooster Baumrinde, mit Ammonshörnern, Vogelneſtern, glänzenden Quarzen ganz bekleidet, die Decke mit wunderbar gewachſenen Baumäſten und Wurzeln, und allerhand Waldfrüchte, Tannzapfen, blaue und rothe Beerenbüſchel hingen dazwiſchen. Die Fenſter waren herrlich gefroren; jedes der runden Gläſer zeigte ein anderes Bild, eine Landſchaft, eine Blume, eine ſchlanke Baumgruppe, einen Stern oder ein ſilbernes Damaſtgewebe; es waren wohl hundert ſolcher Scheiben, und keine glich der andern, gleich dem Werk eines gothiſchen Baumeiſters, der einen Kreuzgang baut und für die hundert Spitzbogen immer neues Maßwerk erfindet.

Das alles gefiel der Frau, welche von Biggi und ſeiner Kätter als eine platte und proſaiſche Natur verſchrieen wurde, über die Maßen wohl; doch ließ ſie zuweilen auch einen Blick über den Bewohner dieſes Raumes gleiten, und derſelbe gefiel ihr nicht minder. Er war in einen röthlichen Fuchspelz gehüllt, den ihm der Tuchſcheerer für den Winter gegeben; ſein dunkles *Haar* war dicht und lang gewachſen, ein dunkles Bärtchen war

auf seiner Oberlippe erstanden und der ganze Gesell hatte an selbstbewußter und freier Haltung gewonnen. Ein langes rothes Tuch, welches er lose um den Hals geschlungen trug, vermehrte noch die kecke Wirkung seines Aussehens, welche freilich kaum so keck gewesen wäre, wenn er gewußt hätte, wen er vor sich habe.

Aennchen machte aber ihre Sache so gut, daß er keinen Verdacht schöpfte und ein tolles Weibsstück zu sehen glaubte, begleitet von einer blöden und schüchternen Person. Als ihm der Handel endlich zu bunt wurde, unterbrach er die Schwätzerin gewaltsam und sagte: „Eure Rechnung über Stroh und Kuh beträgt so und so viel, alles Uebrige ist dummes Zeug, das Ihr anderwärts anbringen mögt, liebe Frau!“

„So!“ sagte Aennchen in köstlichem Tone, und Wilhelm: „Ja, so! Geht in Gottes Namen und laßt mich in Ruhe!“

„Auf die Weise!“ erwiederte Aennchen, „aha! So so! Nun, so habt denn Dank, Herr Hexenmeister! und nichts für ungut! Behüt' Euch Gott wohl und zürnet nicht! Komm, Frau Barbel!“

Doch als sie bereits unter der Thür war, kehrte sie nochmals um und rief: „Ei, so hätte ich bald vergessen, Euch den Gruß auszurichten! Oder hab' ich's schon gethan?“ „Nein! von wem?“ „Ei, von einer gar feinen und hübschen Frau, Ihr werdet sie besser kennen als ich, denn ich weiß ihren Namen nicht zu sagen!“ „Ich weiß nicht, ich kenne keine solche Frau!“ „He, so besinnt Euch nur, sie wohnt an der Stadtmauer, ist nicht gar groß, aber ebenmäßig gewachsen und trägt den Kopf voll brauner Haarlocken wie ein Pudel! Da, die Barbel und ich haben ihr Eier gebracht, wir sagten, daß wir da hinaufgehen wollten, um uns wahrsagen zu lassen, und da war's, daß sie uns den Gruß bestellte!“

Wilhelm wurde hochroth, rief hastig: „Ich weiß nicht, wen Ihr meint!“ und wandte sich stracks zu seinem Buche, ohne die Frauen weiter eines Blickes zu würdigen. So trollten sich diese

davon und polterten in ihren ſchweren Schuhen muthwillig die Stufen hinunter.

Kaum waren ſie außer dem Bereiche des Häusleins, ſo ſagte Aennchen: „Höre, wenn ich nicht ſchon einen Mann hätte, ſo würde ich Dir den wegfangen! Dieß iſt ja ein netter Kerl, obgleich er ein grober Lümmel iſt!“

„Ach, er gefällt mir nur gar zu wohl,“ ſeufzte Gritli, „aber ich trau' ihm nicht! Er könnte trotz der ſoliden Manier, die er angenommen hat, leicht wieder ein verliebter Zeiſig werden oder noch ſein, der ſich in alle Welt vergafft, und dann käme ich vom Regen in die Traufe. Man müßte ihn auf irgend eine Art auf die Probe ſtellen!“

„Nun, das kann man ja thun!“ ſagte die Freundin; ſie beriethen ſich über den Weg, den ſie einſchlagen wollten, und Aennchen verſprach, die Sache auszuführen, ſobald der Winter vorüber ſei. Da ſeufzte Gritli abermals und meinte: „Ach, das iſt noch lange hin und im Frühling ſollte es ſchon gethan ſein!“

Lachend erwiederte Aennchen: „Da kann ich nicht helfen, meine Liebe! Ich muß jetzt wieder zu meinem Mann; auch habe ich doch nicht Luſt, durch dieſen Schnee öfter in die Wildemannshütte zu klettern, ſo hübſch eingefroren ſie auch iſt! Alſo Geduld! ſobald die Veilchen blühen, werde ich wieder kommen und Deine Vergamſel probiren, aber auf Deine Gefahr hin!“

Gritli fügte ſich darein; ſie verbrachte den Reſt des Winters in größter Stille; aber der Schnee ſchien ihr nicht weichen zu wollen und ſie ſchwankte manchmal, ob ſie die Probe überhaupt anſtellen und nicht lieber die Sache gleich zu Ende führen wolle. Da kam endlich der gewaltige Südwind und goß ſeine warmen Regenfluthen ſchief über Berg und Thal hin. In eilender Flucht ſchmolzen die Schneemaſſen und Waſſer ſprangen von allen Abhängen, lachend, redend und ſingend mit tauſend Zungen. Gritli

lauſchte dem Klingen, als ob es ein Hochzeitsgeläute wäre. Sobald die nächſte Wieſe trocken war, lief ſie hinaus, um nach den Veilchen zu ſehen; ſie fand keines, dafür aber einige Schneeglöckchen, und als ſie zurückkam, war dennoch die Freundin angekommen mit einem großen Koffer, worin ſie das nöthige Handwerkszeug für ihr Vorhaben mitbrachte.

Es war die vollſtändige ſtattliche Sonntagstracht einer Landfrau mit mehreren Stücken zum Wechſeln, alles neu und zierlich, beinahe köſtlich gemacht. Am erſten Sonntag in aller Frühe kleidete ſich Aennchen mit Gritlis Hülfe ſorgfältig darein und ließ ihrer Schönheit, die nicht gering war, mit übermüthiger Berechnung den Zügel ſchießen. Ueber eine kurze Scharlachjuppe wurde eine genau ſo lange ſchwarze angezogen, ſo daß der Scharlach nur bei einer raſchen Bewegung ſichtbar wurde und das blendende Weiß der Strümpfe um ſo reizender erſcheinen ließ. Rücken, Schultern und die runden Arme zeichnete eine knappe, braune, ſeidene Jacke vortrefflich und ließ die Bruſt frei, welche dafür mit einem Bruſtlatz von ſchwarzem Sammet bedeckt und mit dergleichen Bändern eingeſchnürt war, die durch ſilberne Haken gingen. Ueber der Stirn wurden einige kokette bäuerliche Löcklein gebrannt; das übrige Haar hing in dicken Zöpfen faſt bis auf die Erde und endigte in breiten, mit Spitzen beſetzten Sammetbändern. Mit jedem Stück, das ſie der lachenden Freundin neſteln half, wurde Frau Gritli ernſthafter und beſorgter, und als endlich die Uebermüthige ganz geſchmückt war und ſich in bewußter Schönheit ſpiegelte, bereute Jene die ganze Erfindung und erhob allerlei Bedenklichkeiten. Doch ſie wurde nur ausgelacht und Aennchen rief: „Was man thun will, das ſoll man recht thun! Willſt Du Deinen Waldbruder mit einer Vogelſcheuche verſuchen? Dergleichen Heilige hatten von je einen beſſeren Geſchmack!“

Da meinte Gritli, ſie ſollte wenigſtens die weißen Strümpfe

mit schwarzen wollenen vertauschen, es sei noch kühl und feucht! „Dafür hab' ich starke Schuhe," sagte Aennchen, „die Waden erkältet keine Frau, das weißt Du wohl, mein Schatz!" „Jedenfalls mußt Du den Hals besser verwahren!" bat die Besorgte noch kläglich und die Unverbesserliche antwortete: „Da hast Du Recht! gieb mir jenes seidene Tüchlein, ich kann es nachher in die Tasche stecken, sobald ich an die warme Sonne komme!"

Dann öffnete sie das Fenster und guckte in die Sonntagsfrühe hinaus; es war noch Alles still und die Zeit schien günstig, rasch hinweg zu huschen. Allein Gritli hielt sie mit dem Frühstück so lange als möglich auf und brockte ihr alle möglichen Lieblingsbissen vor, um den Augenblick hinauszuschieben; dennoch erschien er und als Aennchen nun ging, brach die Bekümmerte in Thränen aus. Da kehrte Jene mit großen Augen um und sagte ernsthaft: „Nun, Du närrisches Ding! wenn Du wirklich meinst, es sei nicht zu trauen, so lassen wir's einfach bleiben! Entscheide Dich! Ich bin bald wieder umgekleidet!"

Gritli weinte heftiger, aber sie kämpfte mit sich und rief dann entschlossen: „Nein, geh' nur und thu', was Du für gut findest! Es muß ja sein!"

Frau Aennchen ging also wohlgemuth durch das Frühlingsland und badete unternehmungslustig ihre Gestalt in der glänzenden Luft. Ihre Röcke schwangen sich hin und wieder, daß der rothe Scharlachsaum bei jedem Schritt aufleuchtete; im Arme trug sie einen frisch gebackenen Eierzopf und eine Schiefertafel in ein weiß und blau gewürfeltes Tuch gewickelt. Dergestalt erreichte sie das Rebhäuschen; diesmal klopfte sie nur mittelmäßig stark an die Thür und trat mit gutem Anstande in die Stube. Wilhelm erkannte sie nicht sogleich, war aber betroffen über die anmuthvolle Erscheinung. Er kochte eben seinen Sonntagskaffee, welcher angenehm durch den Raum duftete. Aennchen machte einen zierlichen Knix und sagte: „Da komme ich

gerade recht! Habt Ihr meine Federn geſchnitten, Herr Hexenmeiſter? Ich will ſie abholen; und hier habt Ihr auch eine kleine Gabe für Eure Mühe, nur um den guten Willen zu zeigen!" Damit entwickelte ſie das Gebäck, das ſie trug und legte es auf den Tiſch. „So könnt Ihr das Geſchenk wieder mitnehmen," erwiederte Wilhelm, „denn Eure Federn ſind nicht zum Schreiben und ich habe ſie weggeworfen!" „So? nun, da muß ich mir Federn in der Stadt kaufen; aber das thut nichts, ich laſſe den Zopf dennoch hier und eſſe ſelbſt einen Zipfel davon, wenn Ihr mir eine Taſſe Kaffee dazu gebt! Das thut Ihr doch, nicht wahr?" Sie ſetzte ſich ohne Umſtände zum Tiſche und fing an, das feine Brot zu ſchneiden. Wilhelm wußte nicht, was er daraus machen ſollte, es war ihm zu Muthe, wie wenn da ein gefährlicher Geiſt durch ſein ſtilles Häuschen wehte, und die Frühlingsſonne funkelte gar ſeltſam durch die klaren Fenſter und über die ſchöne Bäuerin her. Doch fügte er ſich, holte eine von des Tuchſcheerers Porzellantaſſen, welche dieſer hier aufbewahrte, und theilte ſeinen Kaffee ehrlich mit dem Eindringling.

„Ihr könnt wahrlich guten Kaffee machen, Herr Hexenmeiſter," ſagte ſie, „wo habt Ihr's nur gelernt?" „Freut mich, wenn er Euch ſchmeckt!" ſagte Wilhelm, „doch bitte ich Euch, mich nicht immer Hexenmeiſter zu nennen; denn ich kann leider nicht hexen!" „Nicht? ich hab's geglaubt!" ſagte ſie lächelnd, indem ſie einen glänzenden Blick zu ihm hinüber ſchoß, „wenigſtens habt Ihr mir es ſchon ein Weniges angethan, obgleich Ihr nicht der Höflichſte ſeid! Aber ein hübſcher Menſch ſeid Ihr! iſt es Euch nicht langweilig ſo ganz allein?" „Es ſcheint nicht ſo!" erwiederte Wilhelm erröthend, „ſonſt würde ich wohl unter die Leute gehen; Ihr ſcheint aber gut aufgelegt, ſchöne Frau!"

„Schöne Frau? Ei ſeht, das tönt ſchon beſſer! Ihr ſolltet noch ein *wenig in* die Schule gehen, ich glaube, es könnte

doch noch gut mit Euch kommen! Aber leider muß ich ſelbſt in die Schule gehen. Da habe ich noch ein Anliegen, daß ich es nicht vergeſſe, das iſt die Hauptſache, warum ich gekommen bin, wenn's erlaubt iſt! Die Rechnung, die Ihr mir neulich ſo ſchnell gemacht, daß ich es nicht einmal merkte, hat mir guten Dienſt geleiſtet. Ich habe aber einen großen Hof und kein Mann iſt da, der das Weſen in Ordnung hält und rechnet; ich ſelbſt habe als Schulkind niemals aufgemerkt und nichts gelernt, wie ich denn auch ſonſt nicht viel taugte. Nun muß ich es erſt büßen und bereuen, denn ich weiß nie, wie ich ſtehe und ob ich betrogen werde oder nicht? Gut! dacht' ich, Du biſt noch nicht zu alt zum Lernen, ein Jahr fünf- oder ſechsundzwanzig, Du gehſt alſo zum Hexenmeiſter und bitteſt ihn, daß er Dir zeige, wie man dies und jenes ausrechnet. Für guten Lohn wird er's gewiß thun, ein Sack Erdäpfel oder eine halbe Speckſeite ſollen mich nicht reuen, wenn er's zurecht bringt, daß ich mit den verwünſchten Zahlen umgehen kann. Seht, da habe ich ſchon eine Tafel mitgebracht und auch eine Kreide, nun, wo hab' ich die Kreide?"

Sie legte die Tafel auf den Tiſch, fuhr mit der Hand in die Rocktaſche und klapperte ungeduldig darin. Dann zog ſie eine Hand voll Zeug heraus und warf es auf den Tiſch, ein geringes Taſchenmeſſer, einen eiſernen Fingerhut, einige Geldſtücke, Brotkrummen, eine Hundepfeife, eine gedörrte Birne und ein kleines Stück Kreide. Die Birne ſteckte ſie ſchnell in den Mund und rief kauend: „Da iſt die Teufelskreide! Jetzt fangt nur an!" Zugleich rückte ſie mit ihrem Stuhle ihm dicht zur Seite und ſchaute ihm erwartungsvoll in's Geſicht.

„So große Schülerinnen bin ich eigentlich nicht gewöhnt," ſagte Wilhelm verlegen und rückte ein Bischen zur Seite, „doch wenn Ihr gut aufmerken wollt, ſo will ich wohl ſehen, was zu machen iſt!" Hierauf begann er, der Frau die vier Species vorzumachen, und ſie ſtellte ſich, als ob ſie nagelneue Dinge

hörte. Sie rückte ihm wieder näher, nahm ihm alle Augenblicke die Kreide aus der Hand, verdarb die Rechnung und trieb tausend ſchnackiſche Dinge, über welchen ſie zuweilen plötzlich die Augen voll zu ihm aufſchlug. Er ſah ſie dann verwundert und nicht ohne Wohlgefallen an, ohne jedoch aus der Faſſung zu gerathen, und auch wenn ſie auf die Tafel blickte, betrachtete er ruhig den hübſchen Kopf, wie man etwa ein edles Gewächs betrachtet. Indeſſen wurde er dabei ſtill und vergaß ein paar Mal zu antworten. Unverſehens ſtand ſie auf und ſagte: „Für heute muß es gut ſein, ſonſt werde ich zu gelehrt! Uebermorgen auf den Abend komm' ich wieder, wenn Ihr dann Zeit habt; behüt' Euch Gott, Herr!“

Womit ſie, ohne ſeine Antwort abzuwarten, ſich entfernte, ſo unerwartet als ſie gekommen war.

Wilhelm ſah ihr nach, ohne von ſeinem Stuhle aufzuſtehen. Dann grübelte er etwas in ſeinen Gedanken herum und ſagte ſchließlich: „Am Ende werde ich hier auch fortgetrieben; es ſcheint mir mit dieſer Perſon nicht ganz richtig zu ſein!“

Frau Aennchen gefiel ſich ſo gut in der ländlichen Tracht, daß ſie auf einſamen Feldwegen herumſpazierte, bis es Mittag läutete. Sie betrachtete gedankenvoll bald die junge Saat, bald den emſigen Lauf eines Bächleins; doch ſie bedachte weder die Saat noch das Waſſer, ſondern erwog, wie weit ſie die Probe mit dem jungen Manne treiben wolle; ſie glaubte den Erfolg in ihrer Gewalt zu haben und war nur unſchlüſſig, ob ſie denſelben erſt ein wenig zu ihrer eigenen Luſtbarkeit lenken oder ob ſie als ehrliche Frau und Freundin handeln ſolle. Denn der Einſiedler ſchien ihr wie geſchaffen zu einer erſprießlichen Zerſtreuung und zu einem Luſtſpiel für eigene Rechnung. Wenn Wilhelm ſich verlocken ließ, ſo war ja ihrer Freundin von einem unbeſtändigen Mann geholfen und trefflich gedient und er ſelbſt wurde durch einen luſtigen Betrug gehörig beſtraft. Sie ſtand eben

vor einer ſtillen Anſammlung eines Wäſſerleins und beſchaute darin ihr Spiegelbild. Sie kam ſich faſt zu ſchön vor für ihren eigenen theilnahmloſen Mann; auf der andern Seite aber ſchien das Abenteuer doch bedenklich und konnte ihr zuletzt übel bekommen und ihre behagliche Ruhe in die Luft ſprengen; auch war der Freundin ein freundliches Loos zu gönnen und ſie wußte wohl, daß Gritli den Vogel feſthalten würde, wenn ſie ihn nur erſt unverſehrt in der Hand hielte. So ſchwebten ihre ernſten Erwägungen im Gleichgewicht; ſie ſtellte die Entſcheidung endlich auf ein welkes Blatt, das in der Waſſerſtille langſam kreiste und einen Ausweg ſuchte. Legte es ſich an's rechte Bord, ſo wollte ſie der Freundin dienen, wenn an's linke, für ſich ſelbſt ſorgen. Allein das Blatt ſchwamm plötzlich abwärts und in's Weite, und ſie beſchloß, der Sache den Lauf zu laſſen, wie es gehen möge. Da erklang die Mittagsglocke und Aennchen ſchritt, von keinem menſchlichen Auge geſehen, nach der Hinterthür in der Stadtmauer; denn es war die Zeit, da in der alten Welt der große Pan ſchlief und in der neuen die Seldwyler mit Kind und Kegel ſo vollzählig um den Sonntagsbraten ſaßen, daß die Straßen ſtiller waren als in dunkler Mitternacht.

Mit ängſtlicher Erwartung verſchlangen Gritlis Augen die muthwillige Freundin, als ſie lachend in die Stube trat. Dieſe umarmte und küßte ſie ſogleich, indem ſie rief: „Komm, es iſt mir ganz küfferlich zu Muthe geworden bei Deinem Schatz!“ „O! ſei nicht ſo häßlich!“ rief Jene vorwurfsvoll, „Du haſt doch nicht ſo tolles Zeug getrieben! Wie iſt es gegangen? Wie hat er ſich gehalten?“ „Sei ruhig, wie ein Stück Holz hat er ſich gehalten!“ ſagte Aennchen und Gritli rief: „Gott ſei Dank! ſo wollen wir es denn dabei bewenden laſſen!“ „Bewenden laſſen? das wäre eine ſchöne Geſchichte!“ fuhr Aennchen dazwiſchen, „da wüßten wir erſt recht nichts! Er war wie ein Stück Holz, aber *nun* kommt erſt die Hauptſache, wo er ſich immer noch zum

Schlimmen wenden kann, freilich auch zum Guten! Nun, wie er sich bettet, so wird er liegen!"

Da ermannte sich Gretchen abermals und sagte: „Ja! es muß durchgeführt sein! Wenn er Deinen Teufeleien entrinnt, so hat er sich gründlich gebessert und wird um so preiswürdiger sein!"

Also machte sich die Verfucherin am zweiten Tage wieder auf den Weg und zwar in der Abenddämmerung. Sie trug dieselbe Tracht, nur mit einiger Abwechselung und größerer Einfachheit, wie eine Bäuerin etwa während der Woche zu tragen pflegt, wenn sie über Land geht. Sie trug aber Sorge, daß nichtsdestoweniger Alles gut und reizend saß. Die Haare waren merkwürdigerweise städtisch geflochten und mit einem Tuche bedeckt.

Wilhelm war absichtlich weggegangen und dachte, die sonderbare Schöne, wenn sie wirklich wiederkommen sollte, einen vergeblichen Gang thun zu lassen. Als es aber dunkelte, beschleunigte er mehr als nothwendig seine Schritte, die Wohnung zu erreichen, sei es aus Neugier oder aus dem Bedürfnisse, sich an der scherzhaften Dame zu erheitern. Er traf richtig mit ihr an der Thür zusammen, als sie eben vergeblich gepocht hatte. „Ach, da kommt Ihr!" sagte sie sanft, „ich habe schon geglaubt, Ihr hättet mich im Stich gelassen! Nun, da bin ich wieder, wenn's erlaubt ist, ich konnte den Tag über nicht abkommen." Er zündete das Licht an und sagte: „Wie steht's? Habt Ihr noch was behalten vom neulichen Unterricht oder habt Ihr's schon wieder vergessen?" „Ich weiß es selber kaum," erwiederte sie bescheidentlich und schien überhaupt in einer weichen Stimmung zu sein, so daß der Lehrer wieder nicht aus ihr klug wurde.

Als sie zu rechnen begannen, war die Frau still und zerstreut, und in der Zerstreuung machte sie nicht nur keinen Fehler sondern rechnete die Aufgaben wie aus Versehen rasch und rich-

tig zu Ende und machte von selbst die Proben dazu. Sie konnte plötzlich so gut rechnen wie der Schulmeister selbst, schien es aber durchaus nicht zu wissen. Er sah ihr eine geraume Weile zu, während es ihm pricklig im Gemüth wurde. Da fiel es ihm endlich auf, welch' weiße Hand die Bauersfrau besaß, und ihr künstlich geflochtenes Haar duftete nicht weit von seiner Nase. Einesmal sagte er: „Sie sind keine Bäuerin! Woher kommen Sie? Was wollen Sie hier?"

Sie legte erschrocken die Kreide hin, sah ihn furchtsam an und dann vor sich nieder, indem sie die Hände in einander legte. Es herrschte eine große Stille. Endlich begann sie mit einem leichten Seufzer und leise: „Ich bin eine junge Wittfrau, die aus langer Weile schon mehr als eine Thorheit begonnen hat. Neulich wurde ich mit einer Freundin einig, den weisen Einsiedler zu beschauen, der so viel von sich reden macht. Sie haben gesehen, wie wir unsern Vorsatz ausführten; aber die Neugierde ist mir nicht gut bekommen!"

„Und warum nicht?" fragte Wilhelm lachend, obgleich es ihm anfing, schwül zu werden. Da sagte sie noch leiser: „Ich habe mich leider in Sie verliebt!" und zugleich schlug sie lächelnd die Augen zu ihm empor. Es war freilich kein echter und ursprünglicher Blick, sondern einer aus der Fabrik, ein böhmischer Brillant, das fühlte Wilhelm wohl; dennoch war er feurig genug, in ihm eine Reihe von Gefühlen und Gedanken zu erwecken, welche sich schnell wie der Blitz an einander entzündeten.

„Man muß am Ende die Weiber nehmen wie die Skorpione, den Stich des einen heilt man mit dem Safte, den man dem andern ausquetscht! Was nützt es, die Süßigkeit der Frauen zu verschmähen, weil sie schwach und betrüglich sind? Pflücke die Rosen vorsichtig oben weg, und lasse den Stock unberührt, so wirst Du nicht gestochen! Trinke den Wein und stelle den Becher *dahin, so wirst Du* in Frieden leben! Wer durch die Wüste

wandelt, der trinke vom Brunnen der Gelegenheit, und wer einsam ist, der locke die Amsel! Sieh! die Eine geht, die Andere kommt, die ist braun und jene golden; gut ist nur die, so Dich küßt!"

Nicht diese ausführlichen Worte, aber deren frevelhafter Sinn drängte sich in Wilhelms Empfindung zusammen, als er Aennchens Hand ergriff und sie unschlüssig, aber lächelnd ansah. Freilich waren seine Handlungen viel zaghafter als seine Gedanken, und so kam es, daß nach einer Minute nicht er die Schöne, sondern sie ihn im Arme hielt und ihm eben einen Kuß aufdrücken wollte, als abermals eine Reihe von Gedanken und Vorstellungen sich in dem Augenblick und in Wilhelms Gemüthe zusammendrängte.

„Das ist also," dachte er ungefähr, „das vielgewünschte Glück in Frauenarmen! Nun, schön genug ist's und gar nicht unangenehm! Gott sei Dank, daß ich mal Eine dicht bei mir habe! Was würde wohl Gritli dazu sagen, wenn sie mich so sähe?"

Zugleich sah er Gritli im Geiste auf der Treppe vor dem Häuschen stehen und dann sitzen. „Wie," dachte er, „wenn sie Dich gesucht, wenn sie Dich doch lieb hätte?" Ein großes Mitleiden mit ihr ergriff ihn, er erschrack ordentlich über seine Hartherzigkeit; kurz, zerstreut und in Gedanken verloren fuhr er zurück und entzog damit plötzlich und unerwartet seinen Mund dem Kusse, den Aennchen eben darauf absetzen wollte. Er starrte in's Blaue hinaus und sah immer deutlicher Frau Gritlis vermeinte Gestalt, wie sie still vor seiner Thür saß und auf ihn zu warten schien. Dann besann er sich und sagte unversehens zu Aennchen: „Was hatte es denn für eine Bewandtniß mit dem Gruße, den Sie mir das erste Mal, da Sie hier waren, von jener Frau gebracht haben? Und was macht sie, wie geht es ihr?"

„*Welche Frau, welcher Gruß?*" fragte sie etwas betroffen

und verlegen, und als er sich genauer erklärt, sagte sie kalt: „Ach, das war nur eine Neckerei von mir! Ich kenne die Frau gar nicht!“ Diese schnöde und kühle Antwort gefiel ihm nicht und kränkte ihn; unwillkürlich machte er sich frei und trat an's Fenster, öffnete es und guckte verstimmt hinaus in die Nacht.

Der gestirnte Himmel spannte sich über das Thal, in welchem die Lichter von Seldwyla in einem dichten Haufen glänzten; darüber vergaß er, was in der Stube war, seine Gedanken irrten um die dunkle Stadtmauer in der Tiefe, und eben that er einen ordentlichen Seufzer, als dicht unter seinem Fenster eine weibliche Gestalt vorüberging mit den Worten: „Gute Nacht, Herr Hexenmeister!“ Es war Frau Aennchen, welche unbemerkt aus dem Häuschen gehuscht war und lachend den Berg hinuntersprang. Er machte eine Bewegung und eine Stimme rief in ihm: Laß sie nicht entwischen! Aber dennoch wich er nicht von der Stelle und seine Sehnsucht flog über die spukhafte Bäuerin hinweg in das Thal, wo Gritli war. Alle Geister der Leidenschaft waren nun aufgeweckt, und taumelten wie trunken in seinem Herzen umher, und er verbrachte die Nacht schlaflos und aufgeregt.

„Dem wollen wir abhelfen!“ rief er, als die Sonne schon hoch am Himmel stand und er aus dem unruhigen Morgenschlaf erwachte, „ich will für einige Zeit den Platz räumen, und andere Luft suchen!“ Gesagt, gethan! Er hing zum zweiten Mal die Reisetasche um, ergriff einen Stecken, schloß Fensterladen und Thür und machte sich auf den Weg, dem Tuchscheerer den Schlüssel zu bringen und sich bei ihm zu beurlauben.

Ein leichter und rascher Schritt weckte ihn aus dem Brüten, in dem er Alles gethan hatte. Er kannte den Schritt und lauschte ihm einige Augenblicke, eh' er aufzuschauen wagte. Schon warf die Morgensonne den leichten Schatten eines Schleiers auf den *glänzenden Weg, dicht* unter seine Augen; der Florschatten um-

flatterte ein Paar rund gezeichnete Schultern. Wilhelm war plötzlich wie in ein Fegefeuer gesteckt und bemerkte dennoch in aller Verwirrung, daß der wohlklingende Schritt fast unmerklich zögerte. Endlich blickte er in die Höhe und sah Frau Gritli nahe vor sich, welche ihrerseits erröthete und verlegen lächelnd vor sich hinsah. Beide Personen beschleunigten in der Verwirrung ihren Gang und eilten sich vorüber, wahrscheinlich um sich nie wieder zu treffen. Da zog Wilhelm doch noch seinen Hut und Gritli erwiederte den Gruß mit einer raschen Verbeugung. Wie an einem Drahte gezogen sah Jedes zurück, stand still und wendete sich mit mehr oder weniger langsamer Bewegung; endlich schossen sie zusammen wie zwei Hölzchen, die auf einem Wasserspiegel dahin treiben, und stehenden Fußes gingen sie eilig neben einander fort. „Sie wollen doch nicht verreisen, weil Sie Tasche und Stab tragen?“ sagte Gritli. Wilhelm erwiederte, er wolle allerdings fortgehen, und als sie fragte, warum und wohin? erzählte er von Geschäften, von schönem Wetter, von diesem und jenem, und Gritli flocht eben so inhaltlose Dinge dazwischen, aber Alles in tiefster Bewegung. Sie gingen rasch, athmeten schnell und sahen sich abwechselnd an; so waren sie, ohne es zu sehen, auf einen Waldpfad gerathen und gingen schon tief in den Bäumen, als Gritli endlich rief: „Wo sind wir denn hingekommen? Ist das Ihr Weg?“ „Meiner?“ sagte Wilhelm ernsthaft, „nein!“ „Nun, das ist gut!“ meinte sie lachend, „so müssen wir nur sehen, daß wir bald wieder hinauskommen!“ Er sagte: „Da wollen wir hier quer durchgehen!“ und wanderte auf einem schmalen Seitenpfade voran durch den Forst. Nach einer Weile kamen sie auf eine kleine Lichtung, die von hohen Föhren eingeschlossen war, deren Kronen sich in einander bauten. Unter den Föhren lagen große röthliche Steine übereinander, denn es war das Grab des keltischen Mannes, und rings herum war der Platz von den weißen Sternen der Anemonen bedeckt.

„Hier ist's schön!“ rief Gritli, „hier muß ich ein wenig ausruhen, ich bin müde geworden!“ Sie setzte sich auf die Steine und Wilhelm blieb vor ihr stehen. „Machen Sie nicht, daß der aufwacht, der da unten liegt!“ sagte er; erschreckt fragte sie, was er meine, und er erzählte ihr die Geschichte von dem Grabe. Nach einer Weile bemerkte sie: „Wo mag wohl seine Frau liegen? Gewiß nicht weit!“ „Das kann man freilich nicht wissen!“ antwortete Wilhelm lachend, „vielleicht liegt sie auf einem Schlachtfelde in Gallien, vielleicht auf einem andern Berge in dieser Gegend, vielleicht hier ganz in der Nähe, und vielleicht hat er gar keine gehabt!“

Hierauf trat eine Stille zwischen die zwei Leute und Jedes schien in eigenthümliche Gedanken vertieft. Gritli hatte ihren Hut abgelegt und zeigte plötzlich statt der Locken, die dem Schulmeister sonst in die Augen gestochen, ein glänzend glattgekämmtes Haar, einen schlichten runden Kopf. Das verblüffte und verblendete ihn gänzlich, denn durch die ungewohnte Veränderung erschien sie ihm schöner als je. Auch war sie außerordentlich fein und anmuthig gekleidet, obschon einfach, aber Alles frisch und wohlgemacht; nichts Einzelnes fiel auf und doch machte Alles einen angenehmen Eindruck, der sich wieder der Herrschaft des schlichten blühenden Kopfes durchaus unterordnete. Diese Frau war in ihren Kleidern und bei sich selbst zu Hause, und wer da einkehrte, befand sich in keiner Marktbude. Das Alles versetzte Wilhelm in tiefe Melancholie und er sah die schöne Frau vor sich, wie man in die frühlingsblaue Ferne sieht, in die man nicht hinein kann.

Als die tiefe Stille einige Minuten gedauert, während Gritlis Busen unruhig wallte, rief der Kuckuck aus der Tiefe des Waldes, zwar nur ein einziges Mal, aber hell und wiederhallend. Beide sahen sich an, und ohne weitere Zeit zu verlieren, sagte *Gritli mit einem* freundlichen Lächeln: „Es ist mir lieb, Sie noch

getroffen zu haben; denn halb und halb hatte ich die Absicht, Sie in Ihrem Häuschen aufzusuchen!"

Wilhelm sah sie mit großen Augen an; diese Worte weckten ihn aus seiner Vergessenheit und machten ihm das Verhältniß gegenwärtig, in welchem er eigentlich zu der Frau stand. Er brachte deswegen nur ein mißtrauisches und kurzes „Warum?" hervor und glaubte sich mit heißen Wangen einer neuen Comödie ausgesetzt. Sie aber sagte: „Ich wollte Sie gern fragen, ob Sie mir noch zürnen wegen der Geschichte mit den Liebesbriefen?"

„Ich habe Ihnen nie gezürnt," erwiederte er, „sondern nur mir selbst; dennoch war das, was Sie vor Gericht von mir sagten, nicht gut und auch undankbar; denn ich habe Ihre Schönheit und Lieblichkeit so hoch gehalten, daß ich mir nicht anders zu helfen wußte, als an einen Gott zu glauben, der Sie geschaffen und mir geschenkt habe, was freilich ein eitler und eigennütziger Gedanke war!"

Eine prächtige Röthe überflog Gritlis Gesicht. „Ich war nicht undankbar!" sagte sie, indem sie die Handschuhe auszog und ihre Fingerspitzen betrachtete, „als ich jene Worte sprach, dachte ich —" sie stockte und Wilhelm sagte mit fast tonloser Stimme: „Nun, was dachten Sie?" „Ich dachte," flüsterte sie, die Augen niederschlagend, „nun, ich dachte in meinem Herzen, daß dafür meine Person, wie sie ist, Ihnen für immer angehören solle, wenn die Zeit gekommen sei! Und da bin ich nun!"

Zugleich reichte sie beide Hände hin und schlug die Augen zu ihm auf. Es war kein so blitzender Blick, wie sie ihm einst über die Hecke zugeworfen, aber doch viel tiefer und klarer. Er ergriff ihre Hände, sie stand auf; doch wußte der gute Pascha, der in seinen Gedanken eine ganze Stadt voll Weiber beherrscht hatte, mit dieser Einzigen sogleich nichts anzufangen, als daß er wie betäubt mit ihr auf der Lichtung hin und her ging und sie anlachte, ohne ihre Hand loszulassen. Endlich setzten sie den Weg

wieder fort, Wilhelm ging voraus, sah sich aber von Zeit zu Zeit wieder um, ob sie ihm auch folge auf dem schmalen Pfade, und immer war sie lächelnd hinter ihm. Da trat sie einsmals hinter eine dicke Buche und verbarg sich dort, und als er wieder rückwärts blickte, fand er sie nicht mehr. Ungewiß und erschrocken stand er still, und als er nichts mehr von ihr hörte und sah, ging er langsam etwa zwanzig Schritte zurück, und mit jedem Schritte stieg schwärzer der betrübte Verdacht in ihm auf, daß er abermals der Gegenstand einer Posse geworden sei, so abenteuerlich das auch gewesen wäre; denn er konnte sich kaum in seine Stellung als beglückter Liebhaber finden. Da hustete es schalkhaft hinter der Buche, und als er näher trat, breitete die Vermißte die Arme nach ihm aus. Jetzt endlich umschlang er sie, bedeckte sie mit Küssen, die mit jeder Secunde besser gelangen, und sie hielt ihm schweigend still und fand, daß sie bis jetzt auch nicht viel von Liebe gewußt habe.

Nachdem Wilhelm sich fürs Erste in etwas beruhigt, ließ er sich mit der Geliebten auf eine mächtige bemooste Wurzel der Buche nieder, streichelte ihr die Wangen und fragte, ob sie nicht einmal eines Mittags im Herbste schon vor seinem Häuschen gewesen sei? „Hast Du mich also doch gesehen?“ erwiederte sie und bejahte seine Frage. Er erzählte ihr das Abenteuer und offenherzig auch dasjenige mit der Frau Aennchen und wie nur die Erinnerung an jenen Anblick, da Gritli auf seiner Treppe gesessen, ihn vor dem Abfalle bewahrt habe.

Gritli streichelte ihn hinwieder, küßte ihn und sagte: „So bist Du also einer von den Rechten, bei denen keine Mühe verloren ist!“

Als der Mai gekommen, hielten sie unter blühenden Bäumen eine fröhliche Hochzeit. Während sie die Reise machten, suchte der Tuchscheerer in der Gegend für sie ein beträchtliches Landgut, welches sie nach ihrer Rückkehr kauften und bezogen. Wilhelm

aute den Beſitz mit Fleiß und Umſicht und mehrte ihn, ſo daß r ein angeſehener und wohlberathener Mann wurde, während eine Frau in geſegneter Anmuth ſich immer gleich blieb. Wenn in Schatten des Unmuthes über ihren Mann kam oder ein leiner Streit entſtand, ſo entrollte ſie ihre Locken, und wenn eren Macht nicht mehr vorhalten wollte, ſo ſtrich ſie dieſelben ieder hinter die Ohren, worauf Wilhelm aufs Neue geſchlagen var. Sie hatten wohlerzogene Kinder, welche ſich, als ſie erwachſen waren, andere Wohlerzogene zur Ehe herbeiholten. Auch er Tuchſcheerer blieb in der Freundſchaft und erhielt ſich als ein eborgener Mann, ſo daß nach und nach eine kleine Colonie von Gutbeſtehenden anwuchs, welche, ohne einem heitern Lebensenuſſe zu entſagen, dennoch Maß hielten und gediehen. Sie urden von den Seldwylern ironiſch „die halbluſtigen Gutbeſtehenden“ oder die „Schlaukopfe“ genannt, waren aber wohl elitten, weil ſie in manchen Dingen nützlich waren und dem Orte zum Anſehen gereichten.

Viktor Störteler aber und ſeine Kätter waren ſammt jenen Liebesbriefen, welche ſie aus Hunger und Noth doch wieder herſtellt, auf ſich bezogen und unter vielem Gezänke vermehrt atten, längſt vergeſſen und verſchollen.

Dietegen.

An den Nordabhängen jener Hügel und Wälder, ar
chen südlich Seldwyla liegt, florirte noch gegen das End
fünfzehnten Jahrhunderts die Stadt Ruechenstein im k
Schatten. Grau und finster war das gedrängte Korpus
Mauern und Thürme, schlecht und recht die Räth' und B
der Stadt, aber streng und mürrisch, und ihre Nationalbe
tigung bestand in Ausübung der obrigkeitlichen Autorit
Handhabung von Recht und Gesetz, Mandat und Verordn
in Erlaß und Vollzug. Ihr höchster Stolz war der Besitz
eigenen Blutbannes, groß und dick, den sie im Verlauf der J
aus verschiedenen zerstreuten Blutgerichten von Kaiser und
so eifrig und opferfreudig an sich gebracht und abgerundet
ten, wie andere Städte ihre Seelenfreiheit und irdisches
Auf den Felsvorsprüngen rings um die Stadt ragten Ga
Räder und Richtstätten mannigfacher Art, das Rathhaus
voll eiserner Ketten mit Halsringen, eiserne Käfige hinger
den Thürmen, und hölzerne Drehmaschinen, worin die W
gedrillt wurden, gab es an allen Straßenecken. Selbst an
dunkelblauen Flusse, der die Stadt bespülte, waren verschie
Stationen errichtet, wo die Uebelthäter ertränkt oder geschwe
wurden, mit zusammengebundenen Füßen oder in Säcke
nach der feineren Unterscheidung des Urtheils.

Die Ruechenſteiner waren nun nicht etwa eiſerne, robuſte und ſchreckhafte Geſtalten, wie man aus ihren Neigungen hätte ſchließen können; ſondern es war ein Schlag Leute von ganz gewöhnlichem, philiſterhaftem Ausſehen, mit runden Bäuchen und dünnen Beinen, nur daß ſie durchweg lange gelbe Naſen zeigten, eben dieſelben, mit denen ſie ſich gegenſeitig das Jahr hindurch beſchnarchten und anherrſchten. Niemand hätte ihrem kümmelſpalteriſchen Leiblichen, wie es erſchien, ſo derbe Nerven zugetraut, als zum Anſchau'n der unaufhörlichen Hochnothpeinlichkeit erforderlich waren. Allein ſie hatten's in ſich verborgen.

So hielten ſie ihre Gerichtsbarkeit über ihrem Weichbilde ausgeſpannt gleich einem Netz, immer auf einen Fang begierig; und in der That gab es nirgends ſo originelle und ſeltſame Verbrechen zu ſtrafen, wie zu Ruechenſtein. Ihre unerſchöpfliche Erfindungsgabe in neuen Strafen ſchien diejenige der Sünder ordentlich zu reizen und zum Wetteifer anzuſpornen; aber wenn dennoch ein Mangel an Uebelthätern eintrat, ſo waren ſie darum nicht verlegen, ſondern fingen und beſtraften die Schelmen anderer Städte; und es mußte Einer ein gutes Gewiſſen haben, wenn er über ihr Gebiet gehen wollte. Denn ſobald ſie von irgend einem Verbrechen, in weiter Ferne begangen, hörten, ſo fingen ſie den erſten beſten Landläufer und ſpannten ihn auf die Folter, bis er bekannte, oder bis es ſich zufällig erwies, daß jenes Verbrechen gar nicht verübt worden. Sie lagen wegen ihren Competenz-Conflikten auch immer im Streit mit dem Bunde und den Orten und mußten öfter zurechtgewieſen werden.

Zu ihren Hinrichtungen, Verbrennungen und Schwemmungen liebten ſie ein windſtilles, freundliches Wetter, daher an recht ſchönen Sommertagen immer etwas vorging. Der Wanderer im fernen Felde ſah dann in dem grauen Felſenneſt nicht ſelten das Aufblitzen eines Richtſchwertes, die Rauchſäule

eines Scheiterhaufens, oder im Fluſſe wie das glänzende Springen eines Fiſches, wenn etwa eine geſchwemmte Hexe ſich emporſchnellte. Das Wort Gottes hätte ihnen übel geſchmeckt ohne mindeſtens ein Liebespärchen mit Strohkränzen vor dem Altar und ohne Verleſen geſchärfter Sittenmandate. Sonſtige Freuden, Feſtlichkeiten und Aufzüge gab es nicht, denn Alles war verboten in unzähligen Mandaten.

Man kann ſich leicht denken, daß dieſe Stadt keine widerwärtigeren Nachbaren haben konnte, als die Leute von Seldwyla; auch ſaßen ſie dieſen hinter dem Walde im Nacken, wie das böſe Gewiſſen. Jeder Seldwyler, der ſich auf Ruechenſteiner Boden betreten ließ, wurde gefangen und auf den zuletzt gerade vorgefallenen Frevel inquirirt. Dafür packten die Seldwyler jeden Ruechenſteiner, der ſich bei ihnen erwiſchen ließ, und gaben ihm auf dem Markt ohne weitere Unterſuchung, bloß weil er ein Ruechenſteiner war, ſechs Ruthenſtreiche auf den Hintern. Dies war das einzige Birkenreis, was ſie gebrauchten, da ſie ſich ſelbſt untereinander nicht weh zu thun liebten. Dann färbten ſie ihm mit einer hölliſchen Farbe die lange Naſe ſchwarz und ließen ihn unter ſchallendem Jubelgelächter nach Hauſe laufen. Deshalb ſah man zu Ruechenſtein immer einige beſonders mürriſche Leute mit geſchwärzten, nur langſam verbleichenden Naſen herumgehen, welche wortkarg nach Armenſünderblut ſchnupperten.

Die Seldwyler aber hielten jene Farbtunke ſtets bereit in einem eiſernen Topfe, auf welchen das Ruechenſteiner Stadtwappen gemalt war und welchen ſie „den freundlichen Nachbar" benannten und ſammt dem Pinſel im Bogen des nach Ruechenſtein führenden Thores aufhingen. War die Beize aufgetrocknet oder verbraucht, ſo wurde ſie unter närriſchem Aufzug und Gelage erneuert zum Schabernack der armen Nachbaren. Hierüber wurden dieſe einmal ſo ergrimmt, daß ſie mit dem Banner aus-

zogen, die Seldwyler zu züchtigen. Diese, noch rechtzeitig unterrichtet, zogen ihnen entgegen und griffen sie unerschrocken an. Allein die Ruechensteiner hatten ein Dutzend graubärtige verwitterte Stadtknechte, welche neue Stricke an den Schwertgehängen trugen, in's Vordertreffen gestellt, worüber die Seldwyler eine solche Scheu ergriff, daß sie zurückwichen und fast verloren waren, wenn nicht ein guter Einfall sie gerettet hätte; denn sie führten Spasses halber den „freundlichen Nachbar" mit sich und statt des Banners einen langen ungeheuren Pinsel. Diesen tauchte der Träger voll Geistesgegenwart in die schwarze Wichse, sprang muthig den vordersten Feinden entgegen und bestrich blitzschnell ihre Gesichter, also daß alle, die zunächst von der verabscheuten Schwärze bedroht waren, Reißaus nahmen und keiner mehr der Vorderste sein wollte. Darüber gerieth ihre Schaar in's Schwanken; ein unbestimmter Schreck ergriff die Hintern, während die Seldwyler ermuthigt wieder vordrangen unter wildem Gelächter und die Ruechensteiner gegen ihre Stadt zurückdrängten. Wo diese sich zur Wehre setzten, rückte der gefürchtete Pinsel herbei an seinem langen Stiele, wobei es keineswegs ohne ernsthaften Heldenmuth zuging; schon zweimal waren die verwegenen Pinselträger von Pfeilen durchbohrt gefallen, und jedesmal hatte ein Anderer die seltsame Waffe ergriffen und von Neuem in den Feind getragen.

Am Ende aber wurden die Ruechensteiner gänzlich zurückgeschlagen und flohen mit ihrem Banner in hellem Haufen durch den Wald zurück, die Seldwyler auf den Fersen. Sie konnten sich mit Noth in die Stadt retten und das Thor schließen, welches ihre Verfolger sammt der Zugbrücke so lange mit dem verwünschten Pinsel schwarz beklecksten, bis Jene sich etwas gesammelt und die lärmenden Maler mit Kalktöpfen bewarfen.

Weil nun einige angesehene Seldwyler in der Hitze des Andranges in die Stadt gerathen und dort abgeschlossen, dafür

aber auch ein Dutzend Ruechensteiner von den Siegern gefangen worden waren, so verglich man sich nach einigen Tagen zur Auswechslung dieser Gefangenen und hieraus entstand ein förmlicher Friedensschluß, so gut es gehen wollte. Man hatte sich beiderseitig etwas ausgetobt und empfand ein Bedürfniß ruhiger Nachbarschaft. So wurde ein freundnachbarliches Benehmen verheißen; zum Beginn desselben versprachen die Seldwyler den eisernen Topf auszuliefern und für immer abzuschaffen, und die Ruechensteiner sollten dagegen auf jedes eigenmächtige Strafverfahren gegen spazierende Seldwyler feierlich Verzicht leisten, sowie die diesfälligen Rechte überhaupt sorgfältig ausgeschieden werden.

Zur Bestätigung solchen Uebereinkommens wurde ein Tag angesetzt und die Verglichtung zur Zusammenkunft gewählt, auf welcher das Haupttreffen stattgefunden hatte. Von Ruechenstein fanden sich einige jüngere Rathsherren ein; denn die Alten brachten es nicht über sich, in Minne mit den Leuten von Seldwyla zu verkehren. Diese erschienen auch wirklich in zahlreicher Abordnung, brachten den „freundlichen Nachbar" mit lustigem Aufwand und führten ein Fäßchen ihres ältesten Stadtweines mit nebst einigen schönen silbernen und vergoldeten Ehrengeschirren. Damit bethörten sie denn die jungen Ruechensteiner Herren, denen ein ungewohnter Sonnenblick aufging, so glücklich, daß sie sich verleiten ließen, statt unverweilt heimzukehren, mit den Verführern nach Seldwyla zu gehen. Dort wurden sie auf das Rathhaus geleitet, wo ein gehöriger Schmaus bereit war; schöne Frauen und Jungfrauen fanden sich ein, immer mehrere Stäuffe, Köpfe, Schaalen und Becher wurden aufgesetzt, so daß über all' dem Glänzen der feurigen Augen und des edlen Metalles die armen Ruechensteiner sich selbst vergaßen und ganz guter Dinge wurden. Sie sangen, da sie nichts anderes *konnten, einen lateinischen* Psalm um den anderen zwischen die

Zechlieder der Seldwyler und endeten höchst leichtsinnig damit, daß sie diese dringend einluden, ihrer Stadt mit ihren Frauen und Töchtern einen Gegenbesuch zu machen, und ihnen den freundlichsten Empfang versprachen. Hierauf erfolgte die einmüthige Zusage, hierauf neuer Jubel, kurz die Geschäftsherren von Ruechenstein verabschiedeten sich in vollständiger Seligkeit und hielten sich, Schnippchen schlagend, dazu noch für glückliche Eroberer, als die lachenden Damen ihnen bis zum Thore das Geleit gaben.

Freilich verzog sich das liebliche Antlitz der Sache, als die fröhlichen Herren am andern Tage in ihrer finstern Stadt erwachten und nun Bericht erstatten mußten über den ganzen Hergang. Wenig fehlte, als sie zum Punkte der Einladung gediehen, daß sie nicht als Behexte inhaftirt und untersucht wurden. Indessen fühlten sie auch obrigkeitliches Blut in ihren Adern, und obgleich sie das Ding selbst schon gereute, so blieben sie doch fest bei der Stange, ihr gegebenes Wort zu lösen, und stellten den Alten vor, wie die Ehre der Stadt es schlechterdings erfordere, die Seldwyler gut zu empfangen. Sie gewannen einen Anhang unter der Bürgerschaft, vorzüglich durch ihre Beschreibung des reichen Stadtgeräthes, womit die Seldwyler so herausfordernd geprahlt hätten, sowie durch das Herausstreichen ihrer Frauen und deren zierlicher Kleidung. Die Männer fanden, das dürfe man sich nicht bieten lassen, man müsse den eigenen Reichthum dagegen auftischen, der in den eisernen Schränken funkle, und die Frauen juckte es, die strengen Kleidermandate zu umgehen und unter dem Deckmantel der Politik sich einmal tüchtig zu schmücken und zu putzen. Denn das Zeug dazu hatten sie alle in den Truhen liegen, sonst wären ihnen die strengen Verordnungen längst unerträglich gewesen und durch ihre Macht gestürzt worden. Der Empfang der neuen Freunde und alten Widersacher ward also durchgesetzt, zum großen Verdruß der Be-

jahrteren. Auch beſchloſſen dieſe ſogleich, den ärgerlichen Tag durch eine vorzunehmende Hinrichtung zu feiern und damit eine zu lebhafte Fröhlichkeit heilſam und würdig zu dämpfen. Während die jüngeren Herren mit den Zurichtungen zum Feſte bethätigt waren, trafen Jene in aller Stille ihre Anſtalten und nahmen einen ganz jungen, unmündigen armen Sünder beim Kragen, der gerade im Netze zappelte. Es war ein bildſchöner Knabe von eilf Jahren, deſſen Eltern in kriegeriſchen Zeitläuften verſchollen waren und der von der Stadt erzogen wurde. Das heißt, er war einem niederträchtigen und böſen Bettelvogt in die Koſt gegeben, welcher das ſchlanke, wohlgebildete und kraftvolle Kind faſt wie ein Hausthier hielt und dabei an ſeiner Frau eine wackere Helferin fand. Der Knabe wurde Dietegen genannt, und dieſer Taufname war ſein ganzes Hab und Gut, ſein Morgen- und Abendſegen und ſein Reiſegeld in die Zukunft. Er war erbärmlich gekleidet, hatte nie ein Sonntagsgewand beſeſſen und würde an den Feiertagen, wo Alles beſſer gekleidet ging, in ſeinem Jammerhabitchen wie eine Vogelſcheuche ausgeſehen haben, wenn er nicht ſo ſchön geweſen wäre. Er mußte ſcheuern und fegen und lauter ſolche Mägdearbeiten verrichten, und wenn die Bettelvögtin nichts Schnödes für ihn zu thun hatte, ſo lieh ſie ihn den Nachbarsweibern aus gegen Miethsgeld, um ihnen alle Lumpereien zu thun, die ſie begehrten. Sie hielten ihn trotz ſeiner Anſtelligkeit für einen dummen Kerl, weil er ſich ſtillſchweigend Allem unterzog und nie Widerſtand leiſtete; und dennoch vermochten ſie nicht lang ihm in die feurigen Augen zu blicken, wenn er in unbewußter Kühnheit blitzend umherſah.

Vor mehreren Tagen nun war Dietegen gegen Abend zum Küfer geſchickt worden, um Eſſig zu holen, da es ſeine Pflegeeltern nach einem Salat gelüſtete. Der Eſſig wurde ſeit alter Zeit in einem kleinen Kännchen gehalten, welches, ſchwarz ange-

laufen, wie es war, für schlechtes Blech angesehen wurde und schon von der Mutter der Bettelvögtin einst für einige Pfennige nebst anderem Gerümpel gekauft worden, das aber in der That von gutem Silber war. Der Küfer, der den Essig machte, wohnte in einer einsamen Gegend hinter der Stadtmauer. Wie nun der Knabe mit seinem Kännchen so daher kam, schlich ein alter Jude mit seinem Sack vorbei, welcher schnell einen Blick auf das zierlich gearbeitete, obwohl schmutzige Gefäß warf, und es dem Burschen mit schmeichlerischen Worten zur näheren Betrachtung abforderte. Dietegen gab es hin, der Jude schürfte heimlich mit seinem großen Daumnagel daran und bot dem Erstaunten sogleich eine hübsch aussehende Armbrust dafür zum Tausch an, welche er aus dem Sacke zog, nebst einigen Bolzen in einer Tasche von zerfressenem Otterfell. Begierig griff der Junge nach der Waffe und spannte sie sogleich mit geschickter und kräftiger Hand, während der Hebräer sachte seines Weges ging, ohne daß Jener sich weiter um ihn kümmerte. Im Gegentheil fing er alsobald an, nach der Thüre eines kleinen Thurmes zu schießen, der dort an die Mauer gebaut war, und ohne von Jemand gestört zu werden, setzte er, die ganze Welt vergessend, das Spiel fort, bis es dunkelte, und schoß immer fort im Scheine des aufgegangenen Mondes.

Unterdessen hatte der Bettelvogt auch noch einen Gang um die Stadt gemacht und den Juden gefangen, welcher eben aus dem Thore schlüpfen wollte. Als der Sack des Juden untersucht wurde, erkannte der Vogt verwundert sein Essigkrüglein, das er soeben dem Pflegling selbst in die Hand gegeben. Der Jud, in der Angst um seinen Hals, gestand sogleich, daß es von Silber sei, und gab vor, ein junger Mensch habe es ihm mit Gewalt für eine herrliche Armbrust aufgedrängt, die gleichwohl nicht so viel werth sein möge. Jetzt lief der Bettelvogt und holte einen Goldschmied; der prüfte das Kännchen und bestätigte, daß es ein

altes feines Ding von Silber ſei und von trefflicher Arbeit. Da geriethen der Bettelvogt und ſein Weib, das mittlerweile auch herbeigelaufen, in die größte Aufregung und Wuth, erſtens, weil ſie, ohne es zu wiſſen, ein ſo koſtbares Eſſighäfelchen beſaßen, und zweitens, weil ſie faſt darum gekommen wären. Die Welt ſchien ihnen voll des ungeheuerſten Unrechtes zu gähren, das Kind erſchien ihnen als der Erbfeind, der ihre ewige Seligkeit, den Lohn unendlicher Duldungen und Verdienſte, beinahe entführt hätte. Sie ſtellten ſich plötzlich, als ob ſie von je gewußt hätten, daß die Kanne von Silber ſei und als ob ſie immer in ihrem Hauſe dafür gegolten. Mit den tollſten Verwünſchungen klagten ſie den Knaben des ſchweren Diebſtahls an, und während der Argloſe noch immer mit ſeinen Pfeilen beſchäftigt war und mit jedem Schuſſe das Ziel beſſer traf, zogen ſchon zwei Haufen von Häſchern aus, den Entflohenen zu ſuchen; an der Spitze des einen zog der Bettelvogt einher, vor dem andern die Frau, die es ſich nicht nehmen ließ. So ſtießen ſie von verſchiedenen Seiten bald auf den Schützen, welcher rüſtig im Mondlicht handtierte und wie aus einem Traum erwachte, als er unverſehens umringt war. Nun fiel ihm erſt ſeine Verſäumniß ein und zugleich der Mangel des Kännchens. Aber er glaubte, einen guten Handel gemacht zu haben, reichte auch lächelnd dem Bettelvogt die Armbruſt hin, um ihn zu begütigen. Nichts deſto weniger wurde er auf der Stelle gebunden, in's Gefängniß geſchleppt, verhört und er gab den ganzen Hergang zu, ohne ſich im Mindeſten vertheidigen zu können.

Dies arme Kind wurde nun zum Galgen verurtheilt und die Hinrichtung auf den Tag verlegt, da die Seldwyler zum Beſuch kommen wollten.

Sie erſchienen denn auch in ſtattlichem Zuge, in leuchtenden Farben und ihre Stadttrompeter an der Spitze; übrigens waren ſie alle mit guten Schwertern und Dolchen bewaffnet, führten

aber nichts deſto minder ein Dutzend ihrer keckſten jungen Frauen, reich geſchmückt, in der Mitte, und ſogar einige Kinder in den Stadtfarben, welche Geſchenke trugen. Die jungen Rathsherren von Ruechenſtein, ihre Freunde, ritten ihnen eine Strecke vor das Thor entgegen, bewillkommten ſie und führten ſie etwas kleinmüthig in die Stadt. Das Thor war möglichſt abgekratzt, friſch übertünkt und mit etwas magerem Kranzwerk behangen. Innerhalb des Thores aber ſtanden die ſämmtlichen Stadtknechte aufgeſtellt in voller Rüſtung, welche raſſelnd und klirrend den Zug durch die ſchattig dunklen Straßen begleiteten. Die Leute guckten ſtumm, aber neugierig aus den Fenſtern, wie wenn ein Meerwunder ſich durch die Gaſſe gewälzt hätte, und wo ein Seldwyler luſtig hinaufſah und grüßte, da fuhren die Weiber ſcheu mit den Köpfen zurück. Ihre Männer hingegen drückten ſich ſeltſam die Naſenſpitzen an den grünlichen Glasſcheiben platt, um die ungewohnte Erſcheinung bloßer Frauenhälſe zu beobachten.

Alſo erreichte der Zug die große Rathsſtube. Die war reich, aber düſter anzuſehen, Wände und Decke ganz mit ſchwarz gefärbtem Eichenholz getäfert mit etwas Vergoldung. Eine lange Tafel war mit gewirktem Linnenzeug gedeckt, worein Laubwerk mit Hirſchen, Jägern und Hunden mit grüner Seide und Goldfäden gewoben war. Darüber lagen noch feine Tüchlein von ganz weißem Damaſt, welche bei näherem Hinſehen ein gar kunſtreiches Bildwerk von ſehr fröhlichen Göttergeſchichten zeigte, wie man ſie in dieſem gravitätiſchen Saale am wenigſten vermuthet hätte. Auf dieſem prächtigen Gedecke ſtand nun alles bereit, was zu einer öffentlichen Mahlzeit gehörte, und darunter beſonders eine große Zahl köſtlicher Geſchirre, welche wiederum in getriebener Arbeit, bald halb erhaben, bald rund, eine glänzende Welt bewegter Nymphen, Najaden und anderer Halbgötter zur Schau trugen; ſogar das Hauptſtück, ein hoch aufgetackeltes

ſilbernes Kriegsſchiff, ſonſt ganz ehrbar und ſtaatsmäßig, zeigte als Galion eine Galatea von den verwegenſten Formen.

Längs dieſer Tafel ging eine Anzahl von Rathsfrauen auf und ab, in ſtarre ſchwarze oder blutrothe Seidengewänder gekleidet, von ſteifem Spitzenſchmuck bis an das Kinn verhüllt. Sie trugen vielfache goldene Ketten, Gürtel und Hauben, und über den Handſchuhen eine Menge Ringe an allen Fingern. Dieſe Frauen waren nicht häßlich, ſondern eher hübſch zu nennen; wenigſtens waren faſt alle mit einer zarten durchſichtigen Geſichtsfarbe und zierlichen rothen Wänglein begabt; aber ſie ſahen ſo unfreundlich, ſtreng und ſauer aus, daß man zweifelte, ob ſie je in ihrem Leben gelacht, wenn nicht höchſtens einmal in dunkler Nacht, wenn ſie dem Mann die erſte Nachtmütze aufgeſchwatzt hatten.

Die Begrüßung war denn auch befangen genug und man war allerſeits froh, bald am Tiſche zu ſitzen und die Verlegenheit mit Eſſen und Trinken zu vertreiben. Die Seldwyler fanden zuerſt ihre natürliche Heiterkeit wieder und zwar durch die Bewunderung des reichen Tafelzeuges. Dies gefiel den Ruechenſteinern nicht übel und ſie ſchickten ſich eben an, ein ſteifes Geſpräch zu führen, als die Sache eine Wendung nahm, die ſie ſich nie geträumt hätten. Denn die Seldwyler, welche ihre Augen gebrauchten, entdeckten alſobald die heitern und anmuthigen Darſtellungen der gewirkten Decken ſowohl, wie der Trinkgeſchirre, ließen die Blicke voll lachenden Vergnügens über die freien und üppigen Scenen ſchweifen, machten ſich gegenſeitig aufmerkſam und wußten ſcherzend und zierlich das Dargeſtellte zu deuten und zu benennen, und die Damen hielten ſich ſo wenig zurück, als die Herren. Dies dünkte die Wirthe und Wirthinnen doch etwas kindiſch und ſie ſahen jetzt auch näher zu, was denn da ſo luſtig zu betrachten wäre. Wie vom Himmel gefallen, erſtarrten ſie mit offenem Munde! Sie hatten in ihrem beſchränk-

en Sinne all die Herrlichkeit noch gar nie genauer beſchaut und Zierrath ſchlechtweg für Zierrath genommen, der ſeinen Dienſt u thun habe, ohne daß ernſthafte Leute ihn eines ſchärferen Blickes würdigen. Nun ſahen ſie mit Entſetzen, welch' eine heidniſche Gräuelwelt ſie dicht unter ihren ehrbaren Augen hatten. Aber ſie waren empört über die neugierige und ungezogene Art, mit welcher die Seldwyler den unbedeutenden Tand an's Licht zogen, anſtatt geſetzt und würdig darüber wegzuſehen und nur die Koſtbarkeit der Stoffe zu bewundern. Die Herren lächelten sauer und mißvergnügt, wenn hier eine Leda und dort eine Europa entdeckt wurde; die Frauen aber erröthteten und wurden blaß vor Zorn, und ſie waren eben daran, entrüſtet aufzubrechen, als der traurige Klang einer Glocke ſie plötzlich beruhigte. Es war das Armenſünderglöckchen von Ruechenſtein; ein dumpfes Geräuſch auf der Straße verkündete, daß der junge Dietegen jetzt zum Galgen hinausgeführt werde. Die ganze Tiſchgeſellſchaft erhob ſich und eilte an die Fenſter, wobei die Ruechenſteiner ihren aufgeräumten Gäſten mit hämiſchem Lächeln den Platz frei ließen.

Ein Pfaffe, ein Henker mit ſeinem Knecht, einige Gerichtsperſonen und Schaarwächter zogen vorbei und an ihrer Spitze ging der gute Dietegen barfuß und nur mit einem weißen, ſchwarzgeſäumten Armenſünderhemde bekleidet, die Hände auf den Rücken gebunden und vom Henker an einem Stricke geführt. Das ſchöne Haar fiel ihm auf den glänzenden bloßen Nacken, verwirrt und flehend ſah er, wie Hülfe und Erbarmen ſuchend, an die Häuſer hinauf. Unter dem Portale des Rathhauſes ſtanden die feſtlich geputzten Knaben und Mädchen der Seldwyler, welche nach Kinderart vom Tiſche geſprungen und in's Freie geeilt waren. Als der arme Sünder dieſe hübſchen und glücklichen Kinder erblickte, dergleichen er noch nie geſehen, wollte er vor ihnen ſtehen bleiben und die Thränen liefen ihm heiß über

die Wangen; doch der Henker stieß ihn vorwärts, daß der Zug vorüberging und bald verschwand. Die Seldwylerinnen oben erblaßten und auch ihre Männer faßte ein tiefes Grauen, da sie überhaupt nicht Liebhaber von dergleichen Vorgängen waren. Es ward ihnen unheimlich bei diesen Menschen, so daß sie dem Drängen ihrer Frauen, welche fort wollten, nachgaben, und sich, so höflich sie konnten, beurlaubten. Die Ruechensteiner dagegen waren mit dem Trumpf, welchen sie ausgespielt, zufrieden und fast heiter geworden; sie führten daher ihre werthen Gäste, wie sie sagten, guter Dinge wieder zum Thore hinaus, galant und gesprächig.

Vor dem Thore stieß der Zug auf die zurückkehrenden Richtmenschen, welche mürrisch vorbeigingen. Gleich darauf folgte ein einzelner Knecht, der einen Karren vor sich her stieß, auf welchem der Gerichtete in einem schlechten Sarge lag. Scheu und ehrerbietig hielt der arme Teufel an und stellte sich zur Seite, um die glänzenden Leute vorüberziehen zu lassen, und er rückte den losen Sargdeckel zurecht, welcher stets herabzufallen und den Gehängten zu enthüllen drohte. Nun war unter den Kindern der Seldwyler ein siebenjähriges Mädchen, keck, schön und lockig, das hatte nicht aufgehört zu weinen, seit es den Knaben hatte dahinführen sehen, und konnte nicht getröstet werden. Wie der Zug jetzt an dem Karren vorbeiging, sprang das Kind wie ein Blitz hinzu, stieg auf das Rad und warf den Deckel hinunter, so daß der leblose Dietegen vor Aller Augen lag. In demselben Augenblicke schlug er die Augen auf und that einen leisen Athemzug; denn er war in der Zerstreuung des Tages schlecht gehenkt und zu früh vom Galgen genommen worden, weil die Beamteten noch etwas von der Mahlzeit zu erschnappen gedachten. Das heftige Mädchen schrie laut auf und rief: „Er lebt noch! er lebt noch!“ Sogleich drängten sich die Frauen von Seldwyla um den Sarg, und als sie den schönen erbleichten Knaben sich regen

sahen, bemächtigten sie sich seiner, nahmen ihn vom Karren und riefen ihn vollends in's Leben zurück, indem sie ihn rieben, mit Wasser besprengten, ihm Wein einflößten und ihn auf jede Weise pflegten. Die Männer unterstützten sie dabei, während die Herren Ruechensteiner ganz betroffen umherstanden und nicht wußten, was sie thun sollten. Als der Knabe endlich wieder auf den Füßen stand und sich umschaute, wie wenn er im Paradies erwacht wäre, erblickt' er plötzlich den Henkersknecht, der ihm den Strick umgelegt hatte, und entsetzt, daß auch dieser, wie er meinte, mit in den Himmel gekommen sei, flüchtete und drängte er sich auf's Neue in die Frauen hinein. Gerührt baten diese die gestrengen Nachbarn, daß sie ihnen den Buben schenken möchten, zum Zeichen guter Freundschaft; die Männer stimmten ihnen bei und die Ruechensteiner, nachdem sie eine Weile gerathschlagt, erklärten, daß sie nichts dagegen einzuwenden hätten, wenn sie den kleinen Sünder mitnähmen, und daß er ihnen, wie er da wäre, geschenkt sein solle sammt seinem Leben. Da waren die hübschen Frauen und ihre Kinder voll Freuden, und Dietegen zog, wie er war, in seinem Armensünderhemde mit ihnen davon. Es war aber ein schöner Sommerabend, weswegen, als die Seldwyler auf der Höhe des Berges und auf ihrem Gebiete angekommen waren, sie beschloffen, sich hier in dem abendlichen Sommerwalde auf eigene Rechnung zu belustigen und von dem gehabten Schrecken zu erholen, zumal ihnen aus ihrer Stadt noch ein ansehnlicher Zuzug entgegenkam, voll Neugierde, wie es ihnen ergangen sei. So mußten denn die Musikanten wieder aufspielen und die mitgeführten Becher kreisten erst jetzt in voller Fröhlichkeit.

Dietegen blickte so glückselig, neugierig und harmlos umher, daß man von Weitem sah, daß das ein unschuldiges Kind war, was seine Erzählung auch bestätigte. Die Seldwylerinnen konnten sich nicht satt an ihm sehen, flochten ihm einen Kranz

von Laub und Waldblumen auf den Kopf, daß er in seinem langen weiten Hemde gar lieblich aussah, und endlich küßten sie ihn der Reihe nach, und wenn ihn die letzte aus den Armen ließ, nahm ihn die erste wieder beim Kopf.

Aber jenes kleine Mädchen, welches den Dietegen eigentlich gerettet hatte, trat jetzt plötzlich aus der Menge hervor und stellte sich zornig zwischen den Knaben und die Frau, welche ihn eben küssen wollte; es nahm ihn eifrig bei der Hand, um ihn in den Kreis der Kinder zu führen, so daß die Gesellschaft in neue Heiterkeit ausbrach und rief: „So ist es recht! die kleine Küngolt hält ihre Eroberung fest! und Geschmack hat sie auch, seht nur, wie gut das Männchen zu ihr paßt!“ Küngolts Vater aber, der Forstmeister der Stadt, sagte: „der Bub gefällt mir wohl, er hat sehr gute Augen! Wenn es den Herren recht ist, so nehme ich ihn einstweilen bei mir auf, da ich doch nur Ein Kind habe, und will sehen, daß ich einen ehrlichen Waidmann aus ihm mache!“

Dieser Vorschlag erhielt den Beifall der Seldwyler, und so ließ Küngolt, wohl zufrieden, ihren Dietegen nicht mehr von der Hand, sondern hielt ihn fest bei sich. Das Pärchen nahm sich in der That höchst anmuthig aus; auch das Mädchen trug einen üppigen Kranz auf dem Köpfchen und war in grün und roth gekleidet. Deshalb gingen sie wie ein Bild aus alter Märchenzeit vor dem fröhlichen Volke her, als dieses endlich beim glühenden Abendroth berghinunter heimwärts zog. Bald jedoch trennte sich der Forstmeister von dem Zuge und ging mit den Kindern seitwärts nach seinem Forsthause, welches unweit der Stadt im Walde lag. Ein dunkler Baumgang führte zu dem Hause, in welchem die stille Frau des Försters saß und mit Erstaunen die Kinder eintreten sah. Sogleich sammelte sich auch das Gesinde, und während die Frau den müden Kindern zu essen gab, erzählte der Mann das Abenteuer mit dem Knaben. Der war aber jetzt *gänzlich erschöpft*, auch fror es ihn in seiner allzuleichten Tracht;

daher wurde herumgefragt, wer den Ankömmling für die erste Nacht in seinem Bette aufnehmen wolle? Aber die Knechte, sowie die Magd wichen scheu zurück und hüteten sich, ein Kind zu berühren, das soeben am Galgen gehangen hatte. Da rief Küngolt eifrig: „Er soll in meinem Bettchen schlafen, es ist groß genug für uns Beide!“ Als hierüber Alles lachte, sagte die Forstmeisterin freundlich: „Das soll er, mein Kind!“ Und den Jungen liebevoll betrachtend, setzte sie hinzu: „Gleich als der arme Schelm hereintrat, befiel mich eine sonderbare Ahnung, als ob ein guter Engel erschiene, der uns noch zum Heil gereichen würde. Soviel ist sicher nach meinem Gefühle: Unheil wird er uns nicht bringen!“

Damit führte sie die Kinder in das Kämmerchen neben der großen Stube und beförderte sie zu Bette. Dietegen, welcher kaum mehr sah und hörte, was um ihn vorging, machte die gewohnten Bewegungen, um sich zu entkleiden; da er aber sozusagen schon im Hemde war, so machten seine schlaftrunkenen vergeblichen Versuche einen so komischen Eindruck auf das Mädchen, welches inzwischen schon unter die Decke geschlüpft war, daß es vor Vergnügen laut auflachte und rief: „O seht mir den Hemdlemann! Er will sich immer ausziehen und hat doch weder Wämmschen noch Stiefelchen an!“ Auch die Mutter mußte lächeln und sagte: „Geh in Gottes Namen nur in Deinem Armensünderhemdchen zu Bett, Du lieber Schelm! Es ist ja ganz neu und dazu von guter Leinwand! Wahrlich, die bösen Leute zu Ruechenstein betreiben ihre Gräuel wenigstens mit einem gewissen Aufwand!“

Damit deckte sie die Kinder behaglich zu und konnte sich nicht enthalten, beide zu küssen, so daß nun Dietegen herrlicher aufgehoben war, als er es sich noch am Morgen oder je in seinem Leben geträumt hätte. Aber seine Augen waren schon geschlossen und seine Seele in tiefem Schlafe. „Nun hat er aber gar nicht gebetet!“ sagte *Küngolt* halblaut und bekümmert, worauf die

Mutter erwiederte: „So bete Du auch für ihn, mein Kindchen!“ und in die Stube zurückging. In der That ſprach das Mädchen nun zwei Vaterunſer, eines für ſich und eines für ſeinen Schlafkameraden, worauf es ſtill wurde im dunklen Kämmerlein.

Geraume Zeit nach Mitternacht erwachte Dietegen, weil nun erſt ihn ſein Hals zu ſchmerzen begann von dem unfreundlichen Strick. Das Gemach war ganz hell vom Mondſchein, aber er konnte ſich durchaus nicht entſinnen, wo er war und was aus ihm geworden ſei. Nur das erkannte er, daß es ihm, vom Halsweh abgeſehen, unendlich wohl ergehe. Das Fenſter ſtand offen, ein Brunnen klang lieblich herein, die ſilberne Nacht webte flüſternd in den Waldbäumen, über welchen der Mond ſchwebte: alles dies ſchien ihm unbegreiflich und wunderbar, da er noch nie den Wald, weder bei Tag noch bei Nacht, geſehen hatte. Er ſchaute, er horchte, endlich richtete er ſich auf und ſah neben ſich Küngoltchen liegen, welcher der Mond gerade in's Geſicht ſchien. Sie lag ſtill, aber ganz wach, weil ſie vor Freude und Aufregung nicht ſchlafen konnte. Deshalb glänzten ihre Augen weit geöffnet und ihr Mund lächelte, als ihr der nahe Dietegen in's Geſicht ſchaute und ſich nun beſann. „Warum ſchläfſt Du nicht? Du mußt ſchlafen!“ ſagte das Mädchen; allein er klagte nun, daß ihm der Hals weh thäte. Sogleich ſchlang Küngolt ihre zarten Aermchen um ſeinen Hals und ſchmiegte mitleidig ihre Wangen an die ſeinigen, und wirklich glaubte er bald nichts mehr von dem Schmerze zu verſpüren, ſo heilſam ſchien ihm dieſer Verband. Nun plauderten ſie halblaut; Dietegen mußte von ſich erzählen; allein er war einſilbig, weil er nicht viel zu ſagen wußte, was ihn freute, und vom erlebten Elend konnte er keine Darſtellung machen, weil er noch keinen Gegenſatz davon kannte, den heutigen Abend ausgenommen. Doch fiel ihm plötzlich ſein Vergnügen mit der Armbruſt ein, das er ſeither ganz vergeſſen, *und er erzählte von* dem alten Juden, wie der ihn in die Dinte

gebracht, wie er aber herrlich geſchoſſen habe länger als eine Stunde, und wie er ſich nur wieder eine ſolche Armbruſt wünſche. „Armbrüſte und Schießzeug hat mein Vater genug, da kannſt Du gleich morgen anfangen zu ſchießen, ſo viel Du willſt!“ ſagte Klüngoltchen, und nun fing ſie an herzuzählen, was alles für gute Dinge und ſchöne Sachen im Hauſe ſeien, was ſie ſelbſt für Hauptſachen in einer kleinen Truhe beſitze, zwei goldene Regenbogenſchüſſelchen, ein Halsband von Bernſtein, ein Legendenbüchlein mit bunten Heiligen und auch einen ſchönen Schnecken, in welchem eine kleine Mutter Gottes ſitze in Gold und rother Seide, mit einem Glasſcheibchen bedeckt. Auch gehöre ihr ein vergoldeter ſilberner Löffel mit einem gewundenen Stiel, mit dem dürfe ſie aber erſt eſſen, wenn ſie einſt groß ſei und einen Mann habe; dann bekomme ſie zur Hochzeit den Brautſchmuck ihrer Mutter und deren blaues Brokatkleid, welches ganz allein aufrecht ſtehen könne, ohne daß Jemand drin ſtecke. Hierauf ſchwieg ſie ein Weilchen; dann ihren Schlafgeſellen feſter an ſich ſchließend, ſagte ſie leiſer: „Du, Dietegen!“ „Was?“ fragte er, und ſie erwiederte: „Du mußt mein Mann werden, wenn wir groß ſind, Du gehörſt mein! Willſt Du freiwillig?“ „Ja freilich,“ ſagte er. „So gieb mir die Hand darauf!“ meinte die Heirathsluſtige; er that es, und nach dieſem Eheverſprechen ſchliefen ſie endlich ein und erwachten nicht, bis die Sonne ſchon hoch am Himmel ſtand. Denn die gute Mutter hatte abſichtlich, um dem Knaben ſeine Erholung zu gönnen, auch ihr Kind nicht geweckt.

Jetzt aber trat ſie ſorglich in die Kammer, ein vollſtändiges Knabengewand auf dem Arme tragend. Vor zwei Jahren war ihr von einer gefällten Eiche ein Sohn erſchlagen worden, deſſen Kleider, obgleich er ein Jahr älter geweſen als Dietegen, dieſem recht fein mochten, da er vollkommen die Größe jenes verlorenen Kindes beſaß. Es war das Feiertagskleid, welches ſie mit Leid

und Weh aufbewahrt; darum war sie mit der Sonne aufgestanden, um einige bunte Bänder davon abzutrennen, welche dasselbe zierten, und die Schlitze zuzunähen, die das seidene Unterfutter durchschimmern ließen. Ihre Thränen waren über dieser Arbeit wieder geflossen, als sie die rothe Seide, welche wie ein verlorener Frühling hervorglänzte, allmälig hinter dem schwarzen Tuche des Wämschens und der kleinen Pumphose verschwinden sah. Aber ein süßer Trost beschlich sie, da ihr das Schicksal jetzt ein so schönes, dem Tod abgejagtes Menschenkind zusandte, welches sie mit der dunklen Hülle ihres eigenen Kindes bekleiden konnte, und sie ließ nicht nur aus Eile, sondern absichtlich die helle Seide darunter, wie das verborgene Feuer ihres eigenen Herzens; denn sie meinte es viel besser und lieblicher mit allen Wesen, als sie in ihrer Stille zu zeigen vermochte. Wenn der Junge sich gut anließ, so wollte sie die Schlitze wieder auftrennen; er sollte das Kleid ohnehin nur einige Tage für die Woche tragen, bis ein handfesteres Werkelkleid gezimmert war. Während sie aber dem Knaben Anleitung gab, das ungewohnte Staatskleid sich anzuziehen, war Klingolfchen längst aus dem Bette und hatte unversehens das abgelegte Galgenhemd erwischt und aus Muthwillen sich über den Kopf gezogen, so daß sie jetzt darin herumspazierte und es auf dem Boden nachschleppte. Dazu trug sie die Hände auf dem Rücken, wie wenn sie gebunden wären, und sang: „Ich bin ein armes Sünderlein und habe keinen Strumpf am Bein!“ Darüber erschrack die Frau Forstmeisterin tödtlich und erbleichte. „Um Christi willen,“ sagte sie dennoch sanft und leise, „wer lehrt Dich nur solche schlimmen Späße!“ und sie nahm dem vergnügten Kind das böse Hemd. Dietegen aber ergriff es voll Zorn und zerriß es mit wenig Zügen in zwanzig Stücke.

Nun die Kinder angekleidet waren, ging es endlich zum *Frühstück in* die Stube. Es war in der Frühe Brod gebacken

worden, daher gab es frische Kümmelkuchen zu der Milchsuppe, und statt des kleinen Extrabrödchens, das sonst für Küngolt sorglich gebildet und gebacken werden mußte, daß es in seiner Gestalt den großen Broden gleich sah, waren heute zwei gemacht worden und das Mädchen ruhte nicht, bis Dietegen das vollkommenere gewählt hatte. Er aß ohne Schüchternheit alles, was man ihm gab, wie wenn er von fremden bösen Leuten in das Vaterhaus zurückgekommen wäre. Aber er war ganz still dabei und besah sich fortwährend die freundliche milde Frau, die helle Stube und die stattlichen Geräthe; als er gegessen, setzte er diese Betrachtungen fort, denn die Wände waren mit Tannenholz getäfert und mit buntem Blumenwerk übermalt und in den Fenstern glänzten zwei gemalte Scheiben mit den Wappen des Mannes und der Frau. Als er auch das Buffet mit dem blanken Zinngeschirr aufmerksam beschaut, erinnerte er sich plötzlich des schmutzigen Silberkännchens, das ihn in's Unglück gebracht, und der unfreundlichen Bettelvogtswohnung, und in der Meinung, er müsse wieder dahin zurückkehren, sagte er ängstlich: „Muß ich jetzt wieder nach Haus gehen? Ich weiß den Weg nicht!“

„Den brauchst Du auch nicht zu wissen,“ sagte die Mutter gerührt und streichelte ihm das Kinn; „hast Du noch nicht gemerkt, daß Du bei uns bleiben mußt? Geh' jetzt mit ihm herum, Küngoltchen, und zeig' ihm das Haus und den Wald und Alles, aber geht nicht zu weit!“

Da nahm ihn Küngoltchen bei der Hand und führte ihn in des Forstmeisters Kammer, wo er seine Waffen bewahrte. Sechs oder sieben schöne Armbrüste hingen dort, ferner Jagdspieße, Hirschfänger, Waidmesser und Dolche; auch des Forstmeisters langes Schwert stand in einer Ecke. Dietegen beschaute Alles, ohne ein Wort zu sprechen, aber mit glänzenden Augen; Küngolt stieg auf einen Stuhl, um ihm die Armbrüste herunter zu reichen, von denen einige mit eingelegter Arbeit künstlich verziert waren.

Er bewunderte Alles mit ehrerbietigen Blicken, wie etwa ein talentvoller Junge ſich in der Werkſtatt eines großen Malers umſieht, während dieſer nicht zu Hauſe iſt. Küngolts Verſprechen, eine Schießbeluſtigung anzuſtellen, konnte freilich nicht ausgeführt werden, weil die Bolzen in einem Kaſten verſchloſſen waren; dafür gab ſie ihm einen ſchönen kurzen Spieß in die Hand, damit er eine Waffe trage, und führte ihn nun in den Forſt hinaus. Zunächſt kamen ſie durch einen eingehegten Wildgarten, in welchem die Stadt zahmes Rothwild pflegen ließ, damit es ja nie an einem guten Braten fehle zu ihren öffentlichen Schmauſereien. Das Mädchen lockte einen Hirſch herbei und einige Rehe; ſolche Thiere hatte Dietegen bisher nur todt geſehen; er ſtand deshalb ganz verzückt mit ſeinem Spieß auf der Schulter und konnte ſich nicht ſatt ſchauen an dem Stehen und Gehen des ſchönen Wildes. Begierig ſtreckte er die Hand aus nach dem ſtolzen Hirſch, um ihn zu ſtreicheln, und als derſelbe mit einem Satze ſeitwärts ſprang und läſſig davontrabte, lief er ihm aufjubelnd und jauchzend nach und ſprang mit ihm in die Wette im weiten Kreiſe herum. Es war vielleicht das erſte Mal in ſeinem Leben, daß er auf dieſe Weiſe ſeine Glieder brauchte und ſeiner Lebensluſt inne ward, und der Hirſch, voll Anmuth und Kraft, ſchien den behenden Knaben zu ſeinem Vergnügen zu verlocken und, indem er vor ihm floh, ſeine ſchönſten Sprünge zu üben.

Doch Dietegen wurde wieder ſtill und beſchaulich, als ſie den Hochwald betraten, in welchem die Tannen und die Eichen, die Fichten und die Buchen, der Ahorn und die Linde dicht in einander zum Himmel wuchſen. Das Eichhörnchen blitzte röthlich von Stamm zu Stamm, die Spechte hämmerten, hoch in der Luft ſchrieen die Raubvögel und tauſend Geheimniſſe rauſchten unſichtbar in den Laubkronen und im dichten Geſtäude. *Küngolt lachte* wie närriſch, weil der arme Dietegen nichts von

Allem verstand und kannte, obgleich er in einem Berg- und Waldstädtchen aufgewachsen, und sie wußte ihm alles geläufig zu weisen und zu benennen. Sie zeigte ihm den Häher, der hoch in den Zweigen saß, und den bunten Specht, der eben um einen Stamm herumkletterte, und über alles wunderte er sich höchlich, und daß die Bäume und Sträucher so viele Namen hatten. Nicht einmal die Haselnuß und die Brombeersträucher hatte er gekannt. Sie kamen an einen rauschenden Bach, in welchen, von ihren Füßen aufgescheucht, eben eine Schlange schlüpfte und davon schwamm oder sich in den Steinen verkroch. Schnell riß sie ihm den Spieß aus der Hand und wollte damit in dem Wasser herumstechen, um die Schlange aufzustöbern. Aber als Dietegen sah, daß sie die blankgeschliffene schöne Waffe mißhandeln wollte, nahm er ihr dieselbe stracks wieder aus den Händen und machte sie aufmerksam, wie sie die glänzende scharfe Spitze an den Steinen verderben würde. „Das ist wohl gethan von Dir, Du wirst gut zu brauchen sein!“ sagte plötzlich der Forstmeister, der mit einem Knechte hinter den Kindern stand. Sie hatten ihn wegen des Bachgeräusches nicht kommen hören. Der Knecht trug einen geschossenen Auerhahn an der Hand, denn sie waren in der Morgenfrühe schon ausgezogen. Dietegen durfte den prächtigen Vogel an seinen Spieß hängen und über der Schulter vorantragen, daß die entfächerten Flügel seine schlanken Hüften verhüllten, und der Forstmeister betrachtete voll Wohlgefallen den schönen Knaben und verhieß, einen rechten Gesellen aus ihm zu machen.

Vor der Hand jedoch sollte er nur nothdürftig etwas lesen und schreiben lernen und mußte zu diesem Ende hin jeden Tag mit Klingoltchen zur Stadt gehen, wo in einem Nonnen- und in einem Mönchskloster für die Bürgerkinder einiger Unterricht ertheilt wurde. Aber die Hauptunterweisung erhielt Dietegen auf dem Hin- und Herwege, auf welchem das Mädchen ihm die Welt

aufthat und ihm Auskunft gab über Alles, was am Wege ſtand oder darüber lief. Hierbei befolgte die kleine Lehrjungfer eine Erziehungsart von eigenthümlicher Erfindung. Sie neckte, hänſelte und belog den unwiſſenden und leichtgläubigen Knaben erſt über alle Dinge, indem ſie ihm die dickſten Bären und Erfindungen aufband, und wenn er dann ihre Lügen und Märchen gutmüthig glaubte und ſich darüber verwunderte, ſo beſchämte ſie ihn mit der Erklärung, daß alles nicht wahr ſei; nachdem ſie ihm dann ſeinen blinden Glauben ſpottend verwieſen, verkündigte ſie ihm mit großer Weisheit den wahren Beſtand der Welt, ſo weit er ihrem Kinderköpfchen bekannt war, und er befliß ſich erröthend eines größeren Scharfſinnes, bis ſie ihm eine neue Falle ſtellte. Nach und nach aber wurde er dadurch gewitzigt, den Weltlauf beſſer zu verſtehen, was ein anderer Junge zu ſeinem Schrecken erfahren mußte; denn als dieſer es dem Mädchen nachthun wollte und den Dietegen mit einem frechen Aufſchnitt bewirthete, ſchlug der ihn unverweilt in's Geſicht. Küngolt, hierüber verblüfft, war neugierig, ob ſich ein ſolcher Zorn auch gegen ſie wenden könnte, und probirte den Schüler auf der Stelle, aber ſachte, mit neuen Lügen. Von ihr jedoch nahm er alles an, und ſie ſetzte ihren wunderlichen Unterricht kecklich fort, bis ſie entdeckte, daß er gutmüthig mit ihren Lügen zu ſpielen anfing und einen zierlichen Gegenunterricht begann, indem er ihre muthwilligen Erfindungen mit nicht unwitzigen Querzügen durchkreuzte, ſo daß ſie manchmal auf ein glattes Eis geſetzt wurde. Da fand ſie, daß es Zeit ſei, ihn aus dieſer Schule zu entlaſſen und einen Schritt weiter zu führen. Sie begann ihn jetzt zu tyranniſiren, daß er faſt in ärgere Dienſtbarkeit verfiel, als er einſt bei dem Bettelvogt erduldet hatte. Alles gab ſie ihm zu tragen, zu heben, zu holen und zu verrichten; jeden Augenblick mußte er um ſie ſein, ihr das Waſſer ſchöpfen, die Bäume ſchütteln, die Nüſſe aufklopfen, das Körb-

chen halten und die Schuhe binden; und selbst ihr das Haar zu strählen und zu flechten, wollte sie ihn abrichten; aber das schlug er ab. Da schmollte und zankte sie mit ihm, und als ihn die Mutter unterstützte und sie zur Ruhe verwies, wurde sie sogar gegen diese ungeberdig.

Doch Dietegen erwiederte ihre Unart nicht, gab ihr kein böses Wort und war immer gleich geduldig und anhänglich. Das sah die Forstmeisterin mit großem Wohlgefallen, und um ihn dafür zu belohnen, erzog sie den Knaben wie ihr eigenes Kind, indem sie ihm alle jene zarteren und feineren Zurechtweisungen und unmerklichen Leitungen gab, welche man sonst nur dem eigenen Blute zukommen läßt und durch welche man ihm die schöne Farbe herkömmlicher guter Sitte verleiht. Freilich hatte sie davon den Gewinn, daß sie in dem Pflegling einen kleinen Sittenspiegel für das muthwillige Mädchen schuf, und es war drollig anzusehen, wie die unruhige Küngolt bald beschämt ihrem besseren Vorbild nachzuleben trachtete, bald eifersüchtig und zornig auf dasselbe wurde. Einmal war sie so gereizt, daß sie mit einer Scheere leidenschaftlich nach ihm stach; Dietegen fing rasch und still ihr Handgelenk, und ohne ihr weh zu thun, ohne einen bösen Blick wand er die Scheere sanft aber sicher aus ihrer Hand. Dieser Auftritt, welchem die Mutter im Verborgenen zugesehen, bewegte sie so heftig, daß sie hervortrat, den Knaben in die Arme schloß und liebevoll küßte. Still und bleich vor Aufregung ging das Mädchen hinaus. „Geh', versöhne Dich mit ihr und mach' den Trotzkopf wieder gut!" sagte die Mutter; „Du bist ihr guter Engel!"

Dietegen suchte sie und fand sie hinter dem Hause unter einem Hollunderbaum; sie weinte wild und krampfhaft, zerriß ihre Halsschnur, indem sie dieselbe zusammenzog, als ob sie sich erdrosseln wollte, und zerstampfte die zerstreuten Glasperlen auf dem Boden. Als Dietegen sich ihr näherte und ihre Hände er-

greifen wollte, rief sie schluchzend: „Niemand darf Dich küssen, als ich! denn Du gehörst mir allein, Du bist mein Eigenthum, ich allein habe Dich aus dem Sarge befreit, in dem Du auf ewig geblieben wärest!“

Da der Knabe gar stattlich heranwuchs, erklärte der Forstmeister eines Tages, daß es nun Zeit für ihn sei, mit in den Wald zu gehen und die Jägerkunst zu lernen. So wurde er von Küngolts Seite genommen und war die meisten Tage vom Morgengrauen bis zur sinkenden Nacht mit den Männern in den Wäldern, auf Moor und Haide. Erst jetzt reckten sich seine Glieder aus, daß es eine Freude war; rasch und gelenksam wie ein Hirsch gehorchte er auf den Wink und lief zur Stelle, wohin man ihn schickte. Schweigsam und gelehrig war er überall zur Hand, trug die Geräthe, half die Netze stellen, sprang über Halden und Gräben und erspähte den Stand des Wildes. Bald kannte er die Fährten aller Thiere, wußte den Lockruf der Vögel nachzuahmen, und ehe man sich's versah, ließ er ein junges Schwarzwild auf den Saufpieß rennen. Nun gab ihm der Forstmeister auch eine Armbrust. Mit derselben übte er sich zu jeder Stunde nach der Scheibe sowohl wie nach lebendigen Zielen, kurz, als Dietegen sechszehn Jahre zählte, war er bereits ein junger Waidmann, den man überall hinstellen durfte, und der Forstmeister sandte ihn schon etwa allein hinaus, die Knechte anzuführen und die Stadtforste zu überwachen.

Dietegen war daher nicht nur mit der Armbrust auf dem Rücken, sondern auch mit dem Schreibzeug im Gürtel auf den Bergen zu sehen, und er gereichte mit seinen wachsamen Augen, mit seinem frischen Gedächtniß seinem Pflegvater zu guter Aushilfe. Da er sich nun so gut anließ, gewann ihn der Forstmeister täglich lieber und sagte, er müsse ihm gänzlich ein ehr- und wehrbarer Stadtmann werden.

Es war begreiflich, daß Dietegen dem Forſtmeiſter mit Leib und Seele anhing; denn nichts gleicht der Neigung eines Jünglings zu dem Manne, von welchem er weiß, daß er ihm ſein Beſtes zuwenden und lehren will und den er für ſein untrügliches Vorbild hält.

Der Forſtmeiſter war ein Mann von etwa vierzig Jahren, groß und feſt, von breiten Schultern und ſchönen Anſehens. Sein goldblondes Haar war bereits von einem Silberſchimmer überflogen, dagegen die Geſichtsfarbe friſch geröthet und die blauen Augen groß, offen und voll Feuer. In ſeiner Jugend war er denn auch der luſtigſte und wildeſte der Seldwyler geweſen, der ſtets die wunderlichſten Streiche angegeben; als er aber ſeine junge Frau heimgeführt, änderte er ſich augenblicklich und blieb ſeit der Zeit der geſetzteſte und ruhigſte Mann von der Welt. Denn die Frau war von äußerſt zarter Beſchaffenheit, von einer wehrloſen Herzensgüte, und obgleich nicht unwitzig, hätte ſie doch mit keinem ſcharfen Worte einer Unbilde zu widerſtehen vermocht. Eine rüſtig Streitbare würde den lebhaften Mann wahrſcheinlich zu weiterem Thun gereizt haben; gegen die anmuthige Schwäche der zarten Frau aber benahm er ſich wie die wahre Stärke; er hütete ſie wie ſeinen Augapfel, that was ihr Freude gewährte und blieb nach vollbrachtem Tagwerk ruhig an ſeinem Herde.

Nur bei den wichtigſten Feſtlichkeiten der Stadt, des Jahres etwa drei oder vier Mal, ging er unter die Räth' und Burger, führte dort mit friſcher Kraft den Reigen, und nachdem er die Alltagszecher einen um den andern unter den Tiſch getrunken, ging er als der Letzte aufrecht von der Rathsſtube und ſtieg fröhlich in den Wald hinauf.

Aber die Hauptluſtbarkeit ergab ſich jedesmal am andern Tag, wenn ihm dann doch der Kopf gelinde ſummte und der Mann mit einer halb verdrießlichen, halb heitern Löwenlaune

erwachte, welche sich in der That zu dem kleinen Katzenjammer der heutigen verhielt, wie der Löwe zur Katze. Zeitig in der hellen Morgensonne erschien er beim Frühstück, und das Unwohlsein bezwingend, eröffnete er dasselbe mit einem mürrischen Scherzworte, einem drolligen Einfall. Seine Frau, welche stets hungrig nach den Witzen ihres sonst schweigsamen Mannes war, lachte sogleich mit so hellem Geklingel, wie man hinter dem sanften Wesen nie gesucht hätte; es lachten die Kinder, die Jäger und das Gesinde. Auf diese Art ging es fort; unter allgemeinem Gelächter wurden die Geschäfte gethan, der Forstmeister immer voran, die Axt schwingend oder Lasten hebend. An einem solchen Tage war einst Feuer in der Stadt ausgebrochen; über brennenden Dächern ragte ein unzugängliches hölzernes Fachwerk, in welchem eine vergessene alte Frau jammerte und auf deren Schulter ein zahmer Staar sich kläglich und drollig geberdete. Niemand wußte ihr beizukommen, als der Forstmeister zur Stelle kam. Der erklomm einen Absatz an einer gegenüberstehenden hohen Mauer, zog mit gewaltiger Kraft eine Leiter nach sich, schwenkte sie in der Luft und legte sie nach dem Fenster der Verlassenen hinüber. Auf dieser Schwindelbrücke ging er hin und schritt wieder herüber, das Weib auf den Armen, den Vogel auf dem Kopfe und das leckende Feuer unter sich. Alles dies that er wie zum Scherze, mit launigen Ausdrücken und Bewegungen.

War dann ein tüchtiges Stück Arbeit gethan, so bewirthete er sein Haus auf das Beste und hielt eine lustige Nachfeier mit den Seinen. Dabei war er ungewöhnlich zärtlich gegen seine Frau, nahm sie wohl auf die Kniee, zum großen Vergnügen der Kinder, und nannte sie sein Weißkehlchen und seine Schwalbe, und sie, die Arme über einander gelegt in selbstvergessener Behaglichkeit, verwandte lachend kein Auge von ihm.

An einem solchen Tage war es auch, daß er einen Tanz veranstaltet, da es gerade der erste Mai war. Er ließ einen

Spielmann holen und einige junge Leutchen aus der Stadt dazu laden. So wurde denn auf dem glatten Rasen unter den blühenden Bäumen zunächst des Hauses zierlich getanzt, und der Forstmeister eröffnete den Reigen mit seiner Frau, die sich bescheiden geschmückt hatte, aber ihre feine Gestalt lächelnd herumdrehte. Da sah auch Dietegen, welcher sich die letzten Jahre eifrig zu den Männern gehalten, daß Küngolt ein schönes Weib zu werden begann. Ihr Gesicht, von zarten und lieblichen Zügen, erinnerte an die Mutter; der Wuchs aber artete dem Vater nach; denn sie schoß wie eine junge Tanne in die Höhe, die Brustknochen waren so kühn gewölbt, daß sie trotz ihrer vierzehn Jahre fast vollbusig schien; goldgelbes Ringelhaar fiel üppig über den Rücken und verhüllte die noch eckigen aber schön und festgeformten Schulterblätter. Sie ging grün gekleidet, trug um den bloßen Hals ihr Bernsteinband und auf dem Haupte, gleich den andern Mädchen, nach damaliger Sitte ein Rosenkränzchen. Ihre Augen leuchteten offen und freundlich umher; aber unversehens blitzten sie einmal muthwillig auf und streiften wie Pfeile über die Jünglinge hin, bis sie einen Augenblick auf Dietegen ruhten und dann wieder weiter fuhren. Dietegen sah unverwandt hin, sie flüchtig noch einmal zurück, worauf er den Blick errötheud niederschlug und Küngolt sich an ihrem Haar zu schaffen machte. Das war das erste Mal, daß sie sich nicht mehr unbefangen ansahen; aber bald darauf waren sie wieder in der Nähe und fanden sich Hand in Hand in einem Ringreihen. Ein neues süßes Gefühl durchströmte ihn und verließ ihn auch nicht mehr, als der Ring sich wieder löf'te. Küngolt aber ging von ihm wie von einer Sache, die Einem zu eigen gehört und deren man sicher ist; nur zuweilen warf sie einen Blick über ihn, und wenn er etwa in die Nähe anderer Mädchen gerieth, war sie unversehens da und stand dazwischen.

Dergestalt herrschte ein glückseliges Leben bis in die Nacht;

die Jungen wurden ſo munter und flügge wie die jungen Holztauben und thaten es bald dem luſtigen Forſtmeiſter zuvor, und dieſer ſpiegelte ſich wohlgemuth in dem fröhlichen Nachwuchs, gab aber vor Allen ſeiner Frau die Ehre, deren Wohlgefallen ihn höchlich zu erquicken ſchien, beſonders da ſie nun anfing, ihm auch allerlei luſtige Spitznamen anzuhängen. So ehrbar nun all' die Luſtbarkeit war, ſo hätte ſie doch der Bürger einer andern Stadt vielleicht um ein kleines Maß zu warm befunden; der Würzwein, welchen die Leutchen tranken, war untadelhaft gemiſcht, aber in ihnen ſelbſt war ein klein Bischen zu viel Zucker und in ihrer Freude um ein Weniges zu viel Süßigkeit. Die Hände der jungen Mädchen lagen fortwährend auf den Schultern der Jünglinge und das Völkchen nahm ſich auf den Schooß und küßte ſich gelegentlich, ohne ein Pfänderſpiel vorzuſchützen, wie die heutigen Philiſter. Kurz, es fehlte ihnen das Glas und der Kryſtall einer gewiſſen Sprödigkeit, mit welcher Dietegen dafür zu reichlich geſegnet war als ein Abkömmling von Ruechenſtein. Denn obgleich er bereits verliebt war, floh er das Liebkoſen, welches ziemlich allgemein begonnen hatte, wie das Feuer und hielt ſich vorſichtig außerhalb der gefährlichen Linie. Deſto kecker und zuthulicher wurde Küngolt, welche in kindlicher Unwiſſenheit, nach Art unerwachſener Mädchen, ſich nicht beherrſchte, ſondern den ſpröden Knaben aufſuchte, der im Schatten dunkler Bäume ſaß und ſich neben ihn ſetzte, ſeine Hand ergreifend und halb kindlich mit ſeinen Fingern ſpielend. Als er dies geſchehen ließ und ihr mit der Hand gönnerhaft und ſanft, faſt wie wenn er ihr Pathe wäre, durch das Ringelhaar fuhr, legte ſie ſogleich den Arm um ſeinen Hals und liebkoſ'te ihn mit der Unbefangenheit, aber auch mit all' dem rückhaltloſen Ungeſtüm eines Kindes, während es doch ſchon die Jungfrau in ihr war, die ſie bewegte. Dietegen, der kein Kind mehr war, wollte für Beide Verſtand brauchen und war ängſtlich befliſſen, ſich aus

ihren Armen loszumachen, als die fröhlich erregte Forſtmeiſterin herbeikam und mit Vergnügen die Kinder beiſammen ſah.

„Das iſt recht, daß Ihr auch zuſammenhaltet,“ ſagte ſie, indem ſie Beide zumal in die Arme ſchloß, „ſei nur dem Dietegen recht gut, mein Kind! er verdient es, daß er eine Heimat nicht nur in unſerem Hauſe, ſondern auch in Deinem Herzchen behält; und Du, Dietegen! ſei meinem Küngoltchen allezeit ein treuer Wächter und Beſchützer und laß es nie aus Deinen Augen, denen ich alles Gute zutraue!“

„Er gehört Niemand als mir, und das ſchon lange!“ ſagte Küngolt faſt trotzig und küßte ihn keck und leicht hin auf die Wange, halb wie einen Bräutigam und halb wie ein Kind ein junges Kätzchen küßt. Jetzt ward dem armen Burſchen zu heiß und unheimlich zwiſchen Tochter und Mutter; er machte ſich ziemlich unſanft von ihnen los und trat einige Schritte weit hinweg, Küngolt verfolgte ihn muthwillig, und als er fliehend wieder in die Nähe der hübſchen Mutter kam, fing ihn dieſe ſcherzend auf, hielt ihn feſt und rief: „Hier haſt Du ihn, mein Töchterchen! Komm' und halt' ihn feſt!“

Als er auf's Neue ſo gefangen war, klopfte ihm das Herz vor großer Aufregung, und indem er ſich ſo wohl geborgen ſah, empfand er erſt recht ſeine Einſamkeit in der Welt. Er kam ſich vor wie eine vom Baume des Lebens geſchüttelte verlorene Seele, welche, von weichen Händen aufgehoben und gepflegt, nun für immer des eigenen freien Daſeins beraubt wäre. Deshalb, wie nun das Gefühl der perſönlichen Freiheit mit der zärtlichen Zuneigung in ihm rang, ſtand er zitternd und ſchweigend, halb in Empörung gegen die eigenmächtige Zuthulichkeit der Frauen, halb in Verſuchung, das Mädchen ungeſtüm an ſich zu ziehen und beim Kopf zu nehmen. Er liebte die Mutter mit der treueſten und dankbarſten Anhänglichkeit, aber ihre unbefangene Aufmunterung *zum Koſen* machte ihm wunderlich und ſchwül zu

Muthe; er betrachtete sich als dem Töchterchen ganz zu eigen gehörig; aber höchst ernsthaft war er um ihre gute Sitte besorgt, und als ihn Küngolt nun heftig auf den Mund küssen wollte, hielt er plötzlich die Hand dazwischen und sagte wohlwollend aber mit dem Tone eines alten Schulmeisters: „Du bist noch zu jung zu diesem! Das schickt sich nicht für Dich!"

Das Mädchen wurde blaß vor Unmuth und Beschämung; plötzlich ging sie hinweg und mischte sich wieder unter die Gesellschaft, wo sie mit zorniger Ausgelassenheit einige Mal herumsprang und sich dann finster zur Seite setzte. Die Forstmeisterin streichelte dem jungen Sittenprediger lächelnd die Wange und sagte: „Ei Du bist ja ein gar gestrenger Gespan! Aber um so treuer wirst Du um mein Kind sorgen! Versprich mir, es nie zu verlassen! Sieh, wir sind alle ein lustiges Völklein und es mag sein, daß wir zu wenig an die Zukunft denken!"

Dietegen gab ihr mit nassen Augen die Hand und sie führte ihn ebenfalls zu den Leuten zurück. Doch Küngolt kehrte ihm schnöde den Rücken und schaute mit wirklichem Kummer und Zorn in die Mainacht hinaus.

Wunderbar! Nun war das Kind auf einmal groß genug, dem spröden Jünglinge Liebessorge zu machen; denn traurig und betreten stand er auch zur Seite und war noch mehr beschämt als das Mädchen. „Was ist das? Was gibt's da zu grämen?" sagte der vergnügte Forstmeister, als er es bemerkte, und leidenschaftlich fing Küngolt an zu weinen und rief vor aller Welt: „Er ist mir geschenkt worden von den Richtern, da er nichts als ein Leichnam war, den ich zum Leben erweckt habe! Drum hat nicht Er über mich zu richten, sondern ich allein über ihn, und er muß thun alles, was ich will, und wenn ich ihn gern küsse, so habe ich es allein zu verantworten und er hat nur still zu halten!"

Alles lachte über diese wunderliche Aeußerung; die Forst-

meisterin aber nahm den Dietegen bei der Hand, führte ihn zu dem Kinde hin und sagte: „Komm! versöhne Dich mit ihr und laß Dich diesmal noch küssen! Nachher sollst Du auch Deinen Willen haben und ihr Vorgesetzter sein in solchen Sachen!“ Erröthend wegen der vielen Zuschauer bot Dietegen dem Mädchen halbwegs den Mund hin; sie ergriff ihn herrisch bei den Locken, küßte ihn, und nachdem sie noch einen Blick voll Zorn auf ihn geworfen, ging sie so rasch und trotzig hinweg, daß der goldene Flug ihres Ringelhaares in der Nachtluft wehte und Dietegens Gesicht im Vorübergehen streifte. Jetzt glühte auch in ihm ein leidenschaftliches Wesen an; er verließ bald nach ihr den Kreis und suchte die wilde Küngolt schnell und schneller, bis er sie auf der andern Seite des Hauses fand, wie sie träumerisch am Brunnen saß und mit der Bernsteinkette an ihrem Halse spielte. Dort ergriff er ihre beiden Hände, preßte sie in seine rechte Hand, faßte mit der linken ihre Schulter, daß das glänzende, noch unvollkommene Gebilde unter seiner festen Hand zusammenzuckte, und sagte hastig: „Höre, Du Kind! Ich lasse nicht mit mir spielen! Von heut an bist Du so gut mein Eigenthum, wie ich das Deinige, und kein anderer Mann soll Dich lebendig bekommen! Daran denke, wenn Du einst groß genug bist!“

„O Du großer und alter Mann!“ sagte Küngolt leise lächelnd, indem sie etwas erblaßte: „Du bist mein und nicht ich Dein! Aber das hat Dich nicht zu kümmern; denn ich werde Dich wohl niemals fahren lassen!“

Damit stand sie auf und ging, ohne den Gespielen weiter anzusehen, um das Haus herum.

Die gute Forstmeisterin aber erkältete sich in der kühlen Mainacht und trug eine tödtliche Krankheit davon, welcher sie in wenigen Monaten erlag. Auf dem Todbette war sie sehr bekümmert um ihren Mann und um das Kind; auch suchte sie hartnäckig die Ursache der Krankheit zu läugnen; denn sie fühlte

wohl, daß das nicht die rechte Todesart für eine Hausmutter ſei, die von Unvorſichtigkeit in der Freude herrührt.

Weil ſie nun todt im Hauſe lag, waren Alle ſehr traurig und die ganze Stadt bedauerte ſie, da ſie keinen einzigen Feind hatte. Der Forſtmeiſter ſelbſt weinte des Nachts in ſeinem Bette; des Tages ſprach er kein Wort und ging nur ab und zu vor den Sarg und beſah ſich die ſtille Leiche, worauf er kopfſchüttelnd wieder wegging.

Er ließ einen ſchweren Kranz von jungem Tannengrün binden und legte ihn auf den Sarg; Küngolt häufte noch ein Gebirge von Waldblumen darauf, und dergeſtalt wurde die Leiche von der Höhe hinunter zur Kirche getragen, gefolgt von den Verwandten und Freunden und den Jägerknechten.

Als ſie in der kühlen Erde lag, führte der Forſtmeiſter das Leichenbegleit in die Herberge, wo er ein reichliches Todtenmahl hatte anrichten laſſen. Das Wildbret dazu, einen Rehbock und zwei prächtige Auerhähne, hatte er eigenhändig geſchoſſen, voll Schmerz über ſeinen Verluſt, und als die ſchön gefiederten Vögel nun auf dem Tiſche prangten, gedachte er abermals des hohen Bergwaldes, in welchem ſie geſeſſen und welchen er in den jungen Jahren ſeiner Liebe ſo oft durchſtreift hatte, das Bild der Todten im Sinne tragend. Doch durfte der Forſtmeiſter nicht lange ſolchen Gedanken nachhängen; denn als der Claret und der Malvaſier nun kredenzt und die Tafel mit einem großen Korbe voll vermiſchten Zuckerwerkes überſchüttet wurde, belebten ſich die Gäſte und der Traueranlaß war bald von einem Taufmahle nicht mehr zu unterſcheiden.

Der Forſtmeiſter ſaß zwiſchen Küngolt und Dietegen, die ſich wegen ſeiner großen Geſtalt nicht ſehen konnten, ohne ſich *vorn überzubeugen* oder hinter ihm durch, und dies mochten ſie

nicht thun, da ſie allein in der erwachenden Fröhlichkeit traurig und ernſt blieben. Ihm gegenüber ſaß eine Perſon von vielleicht bald dreißig Jahren, eine Baſe des Forſtmeiſters Namens Violande. Dieſe Dame fiel auf wegen ihrer ausgeſuchten, ſonderbaren Kleidung, welches nicht die Kleidung einer Zufriedenen und Glücklichen, ſondern eher einer Unruhigen und Hohlherzigen zu ſein ſchien. Sie war ſchön und wußte anmuthig zu blicken, wenn nicht gerade etwas unſelig Verlogenes und Selbſtſüchtiges über ihr Weſen zuckte.

Als vierzehnjähriges Mädchen ſchon war ſie in den nachmaligen Forſtmeiſter verliebt geweſen, weil er juſt der größte und ſchönſte junge Mann war unter denen, die ihr zu Geſicht kamen. Er merkte aber nichts von dieſer frühen Leidenſchaft, da er überhaupt auf das kleine Bäschen nicht achtete und ſeinen Sinn mehr auf erwachſene Perſonen richtete, die ihm gefielen. Voll Neid und Eiferſucht und ebenſo ſchon voll Ränke wußte das junge Weſen nun zwei oder drei Liebesverhältniſſe des Forſtmeiſters zu zerſtören, indem es durch faſt unbemerkbare Zwiſchenträgereien die Dinge entſtellte und verwirrte. Wenn er eine Schöne zu gewinnen im Begriffe war, ſo erfand und verbreitete das verſchlagene Kind unter der Hand ganz unbefangen Züge und Thatſachen, woraus hervorzugehen ſchien, daß er eigentlich die in Rede ſtehende Perſon gar nicht leiden könne, vielmehr eine Andere im Auge habe und überhaupt ein hinterliſtiger und verſtellter Menſch ſei. So wußte er wiederholt nicht, wie es kam, daß die, welche er liebte, ſich plötzlich und mißtrauiſch von ihm abwandte, während eine Andere, an die er nie gedacht, ihn unverſehens mit ihrer Gunſt beehrte und, einmal im Zuge, nicht mehr nachließ, bis er mit ihr im Gerücht war. Dann pflanzte er in Ungeduld und Verwirrung die Eine wie die Andere hin und ergab ſich auf kurze Zeit der Freiheit. Auf dieſe Weiſe verdarb ihm, obgleich er ein ſchöner und tüchtiger Geſell war, Alles,

bis er an die nun verstorbene Forstmeisterin gerieth. Diese hielt ihn fest, da sie so ehrlich war wie er selbst und alle Künste der kleinen Hexe waren vergeblich, ja sie bemerkte dieselben nicht einmal, weil sie nur auf die Augen des Geliebten sah. Hiefür war er ihr auch dankbar und treu geblieben und hielt sie für eine theure Errungenschaft, so lang sie lebte.

Violande dagegen, als sie den Mann endlich versorgt sah, übte die erworbenen Geschicklichkeiten, um sie nicht brach liegen zu lassen, nun auch anderwärts aus, und je älter sie wurde, mit desto mehr Einsicht und Erfolg, aber ohne Glück für sie selber; denn sie blieb unverheirathet und die Männer, welche sie ihren Freundinnen abspenstig machte, wendeten sich deswegen nicht zu ihr, da sie eher Haß und Verachtung für sie empfanden. Da wandte sie sich dem Himmel zu und sagte, sie wolle eine Nonne werden; doch überlegte sie sich das Ding noch in der letzten Stunde und trat statt in ein Kloster in ein solches Ordenshaus, aus welchem sie allenfalls wieder herausgehen, und sogar noch heirathen konnte. Sie verschwand nun aus den Augen der Leute, da sie von einem Haus in's andere in verschiedenen Städten herumzog und nirgends Ruhe fand. Plötzlich, als die Forstmeisterin auf dem Krankenbette lag, erschien sie wieder in weltlicher Tracht zu Seldwyla, und so fügte es sich, daß sie am Todtenmahle dem trauernden Wittwer gegenüber saß.

Sie bezwang ihre Unruhe und sah manche Augenblicke bescheiden und kindlich aus, und als die Frauen sich erhoben und unter sich umhergingen, während die zechenden Männer am Tisch blieben, ging sie auf Küngolt zu, küßte sie und schloß Freundschaft mit ihr. Das Mädchen fühlte sich geehrt durch diese Annäherung einer halbgeistlichen Frau, die weit herumgekommen war und voll Weltkenntniß schien; sie führten sogleich ein langes und vertrautes Gespräch, als ob sie seit Jahren bekannt wären, *und beim allgemeinen* Aufbruch bat Küngolt ihren Vater, er

möchte Violanden in ſein Haus berufen, daſſelbe zu beſorgen, denn ſie ſelbſt fühle ſich noch zu jung und unerfahren dazu. Der Forſtmeiſter, deſſen Stimmung jetzt aus einer wunderbaren Miſchung von Trauer und Weinlaune beſtand und deſſen Gedanken weit abweſend bei der Todten waren, gab ohne weiteres Nachdenken ſeine Zuſtimmung, obgleich er ſich nicht viel aus der Baſe machte und ſie für eine ſchnurrige Perſon hielt.

Sie zog alſo in den nächſten Tagen in's Forſthaus und ſtellte ſich mit gutem Anſtand und nicht ohne Rührung an deſſen Herd, an welchem ihr endlich, nach langem Irrſal, die Wünſche ihrer frühſten Jugend in ruhige Erfüllung zu gehen ſchienen. Sie öffnete beſcheiden die Schränke ihrer Vorgängerin und ſah das Linnen und die Vorräthe wohlgeordnet und im tiefen Frieden liegen; zierlich gereiht ſah ſie die Töpfe und die Keſſel, die Krüge und die Büchſen und lauſchig hingen die Flachsbüſchel unter dem Dache. In dieſem Frieden ließ ſie alles ein paar Wochen beſtehen; dann aber begann ſie allmälig die kleinen Töpfe zwiſchen die großen zu ſtellen, die Leinwand durcheinander zu werfen, den Flachs zu zerzauſen, und bis ſie damit zu Ende war, hatte ſie auch die menſchlichen Dinge im Hauſe in beginnende Unordnung gebracht.

Da ſie beabſichtigte, endlich doch noch des Forſtmeiſters Frau zu werden, um ſich wenigſtens zu verſorgen, ſo galt es vor Allem, ſein Kind und den jungen Dietegen, deren Lage ſie bald inne geworden, auseinander zu bringen und für immer zu trennen. Denn ſie dachte richtig, daß Dietegen, wenn er das Mädchen zur Frau bekäme, als des Forſtmeiſters Nachfolger im Hauſe bleiben und dieſer, bei ſeiner Anhänglichkeit an ſeine todte Frau, dann nicht mehr heirathen würde, was dagegen leichter geſchehen dürfte, wenn beide Kinder fort kämen und er ſich in ſeinem Hauſe vereinſamt ſähe.

Wie nun Küngolt mit jedem Tage zuſehends ſich entwickelte

und ſchöner wurde, weckte ſie in ihr das frühzeitige Bewußtſein dieſer Schönheit und den Geiſt einer wenn auch noch kindiſchen Buhlſucht, indem ſie, ohne daß es Jemand merkte, das Mädchen mit wenigen Worten zu allen jungen Leuten in ein befangenes Verhältniß zu bringen wußte, ſo daß das Kind Jeden drum anſehen lernte, ob er ſeine Schönheit auch fühle und anerkenne, und hinwieder Jeder vermeinte, er ſei dem jungen hübſchen Mädchen beſonders in's Auge gefallen.

Dann zog Violande noch andere junge Frauenzimmer herbei, daß da öfter gute Compagnie beiſammen war und unter ihrer Führung immer gelinde courtoiſirt wurde.

So kam es, daß Küngolt, noch ehe ſie völlig ſechszehn Jahre zählte, ſchon einen Kreis unruhiger Gemüther um ſich verſammelt ſah.

Es gab allerlei kleine und größere Feſtlichkeiten, Geſchichtchen, Streitigkeiten, Geräuſch und Geſang, und wie es zu gehen pflegt, machten ſich vorwitzige oder thörichte Leutchen unangenehm und wurden dabei am eheſten gelitten.

Hierüber wurde Dietegen nicht glücklich. Im Anfang ſah er mit einer gewiſſen ſcheuen Wehmuth zu, welche heranwachſenden Jünglingen nicht ſonderlich geſchickt anſteht; als aber die Geſellſchaft davon eher beluſtigt als gerührt ſchien und Küngolt ſelbſt es kalt beachtete, wollte er ſich gegen ſolche Unluſt mit linkiſchem Schmollen und Trotz erwehren. Allein das brachte ihn noch weniger auf einen grünen Zweig und endigte damit, daß er eines Tages zu bemerken glaubte, wie Küngolt allein in einem Kreiſe von ſpöttiſch ausſehenden Jünglingen ſaß und mit Wohlgefallen die Mißreden mit anhörte, die ſie offenbar über ihn führten.

Da wendete er ſich ab und mied von nun an ſchweigend die Geſellſchaft. Er war ohnehin in das Alter getreten, in welchem die kräftigeren Knaben ſich wehrbar zu machen begannen.

Auf dem Grundstücke der Försterei ruhte von Alters her die Verpflichtung zum Bereithalten von drei oder vier Mannsrüstungen, und der Forstmeister hatte immer darauf gesehen, eigene Leute dazu stellen zu können. Mit Wohlgefallen fand er, daß Dietegen, schlank und wohlgebaut aufwachsend, bald in einen zierlichen Harnisch taugen würde, in dem er einst seinen eigenen Sohn zu erblicken gehofft hatte.

So ging denn Dietegen mit andern jungen Knechten an den langen Winterabenden in die Fechtschule, wo er die kürzeren Waffen führen lernte nach heimischer Kriegsart; und im Frühjahr, den Sommer hindurch, weilte er manchen Sonn- und Feiertag auf dem weiten Felde oder in Waldlichtungen, wenn die Jünglinge sich im behenden Marsch und im festgeschlossenen Vordrange übten, an ihren langen Spießen über breite Gräben setzten und die Körper in jeder Weise sich dienstbar machten, oder endlich der Kunst der Büchsenschützen oblagen.

Da durch alles dies das Leben im Hause sich änderte und besonders das weibliche Treiben ihn störte, ohne daß er recht beachtete, wie es eigentlich damit beschaffen war, so nahm seinerseits der Forstmeister öfter, als zu Lebzeiten seiner Frau geschehen, den Weg in die Trinkstuben seiner Stadtgenossen. Fern von der kindischen Thorheit des Hauses lag er der reiferen Thorheit der Männer ob und trug sein Haupt zuweilen beladen, aber immer aufrecht den Forst hinan, wenn die Mitternachtsglocke verhallte.

So gingen die Dinge ihre verschiedenen Wege und die Zeit vorüber, bis an einem sonnenhellen Johannistag allerlei Geschicke sich zu erfüllen begannen.

Der Forstmeister ging in die Stadt auf seine Zunft, welche ihr Hauptgebot mit großem Jahresschmaus abhielt, und er gedachte, bis in die Nacht zu zechen.

Dietegen ging zeitig in's Schützenhaus, da er einmal einen langen Sommertag hindurch nach Herzenslust schießen wollte.

Die übrigen Knechte gingen auch ihres Weges, der eine über Land zu den Seinigen, der andere zum Tanz mit seinem Schatz, der dritte auf einen Markt, um sich Tuch für Gewand zu erstehen, oder ein Paar neue Schuhe.

So saßen nun die Frauen allein im Forsthause, einerseits wenig erbaut über die schnöde Art, wie die Männer an diesem Freudentage alle davon gegangen, ohne sich zu kümmern, wie jene ihre Zeit vertreiben sollten, anderseits aber äugelten sie in das webende Sonnenlicht hinaus und spähten, wie sie sich auch eine Lustbarkeit schaffen möchten.

Zunächst fingen sie an, Kuchen zu backen und allerhand Süßwerk zu bereiten; auch brauten sie einen großen, gewürzten Wein für alle Fälle und um den heimkehrenden Männern einen Nachttrunk bieten zu können, wie sie meinten. Dann kleideten sie sich feiertäglich und schmückten sich mit Blumen, während andere Jungfräulein, die sie zu einer Frauenlust hatten entbieten lassen, eins nach dem andern ebenso geschmückt herankamen, und auch das letzte Dienstmägdlein im Hause geputzt und fröhlich dreinsah.

Unter schönen Lindenbäumen, die vor dem Forsthause standen, war der Tisch gedeckt, als der Abend nahte und goldenes Licht über der Stadt und dem Thale ruhte.

Da saßen nun die Frauen um den Tisch gereiht, thaten sich gütlich und sangen bald mit wohlklingenden Stimmen vielstrophige Lieder mit sehnsüchtigem Ton, von Liebesglück und Herzeleid, von den zwei Königskindern oder „Es spielt ein Ritter mit einer Maid" und dergleichen. Der Gesang tönte lockend in's Land hinaus; die Vögel in den Linden und im nahen Walde, die erst ein wenig zugehört, sangen wetteifernd mit. Aber bald ließ sich noch ein dritter Chor vernehmen, indem vom Berge her Geigen und Pfeifen erklangen, vermischt mit Männerstimmen. Ein Trupp Jünglinge war von Ruechenstein herübergekommen,

trat jetzt aus dem Holze hervor und beschritt den Weg, der mitten durch die Försterei in das Thal führte, ein paar Spielleute an der Spitze. Es war der Sohn des Schultheißen von Ruechenstein, ein halbwegs fröhlicher Gesell, der aus der Art schlug; von der Schule nach Hause gekehrt, hatte der einige wilde Studenten mitgebracht, worunter ein paar geistliche Schüler und dabei auch ein junger Mönch, sowie Hans Schafürli, der Rathsschreiber von Ruechenstein, eine buckelige, gebogene Gestalt mit einem langen Degen, der letzte im Zuge, da sie wegen der Schmalheit des Weges einer hinter dem andern daher kamen.

Als sie jedoch der sangbaren Frauen ansichtig wurden, stellten sie die eigene Musik ein und schienen das Ende des Liedes abwarten zu wollen, welches jene sangen. Indessen verstummten die Frauen ebenfalls; sie waren überrascht und lächelten zugleich erwartungsvoll den Dingen entgegen, die jetzt geschehen würden. Violande zeigte sich nicht betroffen, sondern trat auf den Schultheißensohn zu, welcher sie höflich begrüßte und erklärte, wie er mit seinen Freunden einen kurzweiligen Besuch in der fröhlichen Nachbarstadt habe machen wollen, um den Johannistag nicht allzu trostlos zu verleben, wie nun aber hier noch ein schönerer Aufenthalt winke, sofern es gestattet sei, den Jungfrauen einen ehrbaren Tanz anzubieten.

In weniger als drei Minuten war die Angelegenheit geordnet, und sie tanzten Alle auf dem großen Flur des Forsthauses, Küngolt mit dem Schultheißensohn, Violande mit dem Mönch und die übrigen mit den Schülern; aber am gewandtesten und leidenschaftlichsten tummelte sich der Rathsschreiber herum, der trotz seines Buckels mit seinen Beinen weiter ausgriff als alle andern, da sie gleich unter dem Kinn schon sich zu spalten schienen.

Küngolt war nicht froh und wußte nicht, was ihr fehlte. Als daher Violande ihr zuflüsterte, sie sollte es auf das Schult-

heißenkind absehen, damit sie Schultheißin von Ruechenstein würde, blieb sie kalt und theilnahmlos, bis sie plötzlich den Buckligen mit seinem gewaltigen Tanzen sah und hoch auflachte. Sie begehrte sofort mit ihm zu tanzen, und es sah aus, wie ein Märchen, als ihre schöne Gestalt in grünem Kleide und das Haupt mit dunkelrothen Rosen geschmückt am Arme des spuckhaften Schreibers dahinflog, der seinen Höcker in Scharlach gehüllt trug.

Doch unversehens änderte sie ihre Laune und sie gerieth an den Mönch, von diesem an einen der Studenten, und eh' eine halbe Stunde vergangen, hatte sie mit allen anwesenden jungen Männern sich gedreht, so daß alle seltsam aufgeregt die Blicke an ihr haften ließen, indessen die übrigen Frauen allmälig auch wieder zu den Ihrigen zu kommen suchten. Damit das geschehe, rief Violande die Gesellschaft zum Tische unter den Linden, um sich dort auszuruhen und zu erquicken, indem je ein Jüngling neben eine Jungfer zu sitzen kam und Küngolt zu dem Schultheißensohn.

Küngolt aber war von einer Sehnsucht gequält, alle diese Jünglinge sich unterworfen zu sehen. Sie rief, sie wolle die Schenkin sein, und eilte in's Haus, noch mehr Wein zu holen. Dort schlich sie schnell in Violande's Kammer und suchte etwas in deren Kleidertruhe. Violande hatte ihr einst im Geheimen ein kleines Fläschchen gezeigt und anvertraut, das sei ein Philtrum oder Liebestrank, „Gang mir nach" genannt; wer es von der Hand einer Weibsperson zu trinken bekomme, der sei derselbigen ohne Gnade verfallen und müsse ihr nachgehen. Es sei in dem Fläschlein zwar nicht das starke und gefährlichere Gift Hippomanes aus dem Stirngewächs eines erstgebornen Füllens gebraut, sondern das Tränklein sei aus den Gebeinlein eines grünen Frosches gemacht, welcher in einen Ameisenhaufen gelegt und von diesen zernagt und zierlich präparirt worden sei. Aber es sei immerhin noch stark genug, um einem halben Dutzend unbotmäßiger Män

ner die Köpfe zu verdrehen. Sie habe das Fläschlein von einer Nonne geschenkt bekommen, deren Geliebter vor der Anwendung plötzlich an der Pest gestorben, so daß sie entsagend in's Kloster gegangen sei. Violande selbst getraue sich weder dasselbe zu gebrauchen, noch es wegzuwerfen, weil hieraus ein unbekanntes Unheil entstehen könnte.

Dieses Fläschchen fand Küngolt und goß seinen Inhalt schnell und verstohlen in eine frische Kanne Wein, mit welcher sie klopfenden Herzens hinauseilte. Sie hieß die Jünglinge alle ihre Gläser leeren, weil sie ihnen einen neuen süßen Trunk einschenken wolle, und sie wußte es so einzurichten, daß in dem Kruge nichts übrig blieb, nachdem sie alle Gläser der Männer gefüllt und jedem nachträglich etwas zugegossen hatte, während sie ihn wie ein Wetterleuchten süß und schalkhaft anblickte.

In diesen gleichmäßig und unparteiisch vertheilten Blicken lag das Zaubergift, welches nebst dem starken Wein jetzt die Knaben bethörte, daß alle voll Verblendung und Leidenschaft das glänzende Mädchen umwarben mit jener Selbstsucht, welche sich allaugenblicklich stets dahin wendet, wo sie ein von Anderen gewünschtes oder allgemein erstrebtes Gut locken sieht. Alle ließen die übrigen Frauen stehen, welche blaß aus Aerger vor sich niedersahen oder ihre Verlegenheit unter lautem Geplauder zu verbergen suchten. Selbst der Mönch ließ plötzlich ein braunes Dienstmägdlein fahren, das er soeben kosend umfangen hatte, und Schafürli, der Rathsschreiber, drängte sich mit einem langen Schritte vor den Schultheißensohn, der die Küngolt sponsirend an der Hand hielt.

Diese aber ließ Keinen aufkommen; kalt wie Eis gegen jeden Einzelnen in ihrem Herzen, wußte sie wie eine Schlange sich unter ihnen umzuthun, und als sie sah, daß sie Alle umstrickt hielt, selbst die anderen Frauen wieder freundlich zu machen und herbeizulocken.

Es war nun dunkel geworden. Die Sterne funkelten am Himmel und die Mondsichel ſtand über dem Walde, erbleichte jedoch bald hinter einem hellen Johannisfeuer, das von einer Anhöhe aufflammte, vom jungen Landvolke angezündet.

„Laßt uns zum Feuer gehen!“ rief Küngolt, „der Weg iſt kurz und lieblich durch den Wald! Aber wie es ſich geziemt, die Frauen voran und die Knaben hinten drein!“ So geſchah es und ſie zogen mit angezündeten Kienfackeln durch den Wald mit lautem Geſange.

Nur Violande blieb zurück, das Haus zu hüten und den Forſtmeiſter zu erwarten; denn auch ſie gedachte heute ihren Fang zu thun. Es dauerte auch nicht lange, bis er ankam, in ſtarker Stimmung und mit umflorten Sinnen. Als er die Tiſche unter den Linden ſah, ſetzte er ſich hin und verlangte wohlgelaunt einen Schlaftrunk von Violanden, die ihm denſelben davon eilend zu bereiten ging.

Aber auch ſie ſchlüpfte vorher ſchnell in ihre Kammer hinauf, das lang gehütete Fläſchlein mit dem „Gang mir nach“ zu holen, und ſie fand es nicht. Sie konnte es auch auf dem Wege nicht finden, den ſie verlegen und ſinnend zurückkam; denn dort wo es Küngolt haſtig und achtlos hingeworfen, hatte es bereits das vom Mönche zur Seite geſtellte Mägdlein aufgehoben, das ſich grollend in's Haus zurückgezogen.

Doch Violande beſann ſich nicht lange. Sie machte den Trank um ſo ſüßer und ſtärker und geſellte ſich, als er ihn trank, nahe zum Forſtmeiſter. Es ſtrömte ein zärtlich-trautes Weſen von ihr aus; auch trug ſie ein blaßgelbes Kleid, das überall roth eingefaßt war und ihr untadelig weißes Fell, wie man damals ſagte, am Halſe wohl ſehen ließ. Die Blumen hatte ſie aus dem Haar gethan, um nicht kindiſch zu erſcheinen, und ſie wand ihre ſtarken dunkeln Zöpfe friſch um den Kopf.

„*Ei Baſe,*“ ſagte der Forſtmeiſter, als er ſie über den Becher

weg von ungefähr erblickt hatte, ganz nah bei ihm, „wie seht Ihr gut aus!“

Da lächelte sie wie selig und sah ihn mit süß funkelnden Augen unverholen an, indem sie sagte: „Gefall' ich Euch endlich und so spät? Wenn Ihr wüßtet, wie gern ich Euch schon gesehen habe, als ich noch ein Kind war!“

Das ging dem guten Mann ein, stärker als ein Liebestrank von Froschbeinchen; wunderliche Vorstellungen, eine dunkle Erinnerung an ein schönes Mädchenkind zogen durch seine Sinne, während das Kind jetzt als lange schön bleibende Weibesgestalt in Lebensreife bei ihm war, wie aus weiter Ferne unversehens herangetreten. Sein großmüthiges Herz stieg in das aufgeregte Hirn empor und schaffte dort in aller Eile an allerlei Bildwerk herum. Violande erschien ihm plötzlich als eine durch Leiden und viele Erfahrung höchst werthvoll gewordene Person, mit der man ein bedeutendes und geheimnißreiches Stück Leben in die Arme schlösse und welcher Heimat und Ruhe zu geben dem Schenker selbst ein goldenes Gut verleihen würde.

Er nahm ihre Hand, streichelte ihr die Wangen und sagte: „Wir sind nicht alt, Violande, liebe Base! Wollt Ihr noch meine Frau werden?“ Und da sie ihm die Hand ließ und sich näher zu ihm neigte, von wirklicher Glückesgüte erglänzend, machte er den Brautring seiner ersten Frau, den er seit ihrem Tode an einer Verzierung seines Dolchgriffes trug, los und steckte das Kleinod an Violande's Finger. Sie drückte ihr Gesicht in sein breites blondgraues Löwenantlitz, sie umfingen und küßten sich zärtlich unter den rauschenden Nachtlinden, und der kluge Mann glaubte den Stein der Weisen gefunden zu haben.

In diesem Augenblicke kam Dietegen mit seinen Waffen nach Hause. Da er quer über den Rasen daher ging, hörten ihn die Kosenden nicht und er schaute in höchster Betroffenheit, was er da vor sich sah. Beschämt und erröthend zog er sich so still

als möglich zurück und umging das Haus, um die hintere Thür zu gewinnen. Dort aber hörte er mit einem Mal vom Walde her ein lautes Schreien und Rufen, wie wenn Menschen in Streit oder Gefahr wären. Ohne Zögern ging Dietegen dem Lärmen nach. Bald fand er die so fröhlich ausgezogene Gesellschaft in schrecklichem Zustande. Von Wein und allgemeiner Eifersucht toll geworden, waren die jungen Männer auf dem Rückwege vom Johannisfeuer, als sie mit den Weibern vermischt gingen, hinter einander gerathen und hatten sich mit ihren Dolchen angegriffen, so daß mehr als einer blutete. Gerade aber, als Dietegen ankam, hatte der krumme Rathsschreiber wüthend den jungen Schultheißen mit seinem Degen niedergestochen, der, gleichfalls das Schwert in der Hand, im grünen Kraute lag und eben den Geist aufgab, während die übrigen sich schön paarweise noch an den Gurgeln gepackt hielten und die Weiber entsetzt um Hülfe schrieen, mit Ausnahme Küngolts, die todtenblaß aber neugierig und mit offenem Munde in das schreckhafte Schauspiel starrte.

„Küngolt, was ist das?“ sagte Dietegen zu ihr, als er sie rasch erblickt; es war das erste Wort, das er seit langem an sie gerichtet. Sie zuckte zusammen, sah ihn aber wie erleichtert an. Doch sprang er jetzt ohne Aufenthalt unter die Streitenden und es gelang ihm mit einigen kräftigen Anstrengungen, die tollen Jünglinge auseinander zu bringen und ihnen den Todten zu zeigen, worauf sie stracks die Arme sinken ließen und ganz vernichtet bald auf die Leiche, bald auf den grimmigen Schafürli schauten, der wie wahnsinnig um sich stierte.

Inzwischen waren Bauern und auch die heimkehrenden Knechte herbeigekommen, welche die Ruechensteiner einstweilen gefangen nahmen und den Schafürli banden.

Das war nun ein schlimmer Morgen, der darauf folgte. Der Forstmeister war mit der bösen Violande verlobt, sein Kopf

ſummte ſehr unleidlich, ein todter Ruechenſteiner lag im Hauſe, die andern waren eingethürmt, und eh' es Mittag war, erſchien eine Abordnung aus Ruechenſtein mit dem alten Schultheißen ſelbſt, um nach dem Unglücke und deſſen Entſtehung zu fragen und alle Rechenſchaft zu fordern.

Aber ſchon hatte im Thurm der gefangene Rathsſchreiber, der wußte, daß es ihm als Mörder des Schultheißenſohnes an den Kragen ging, grimmige Klage gegen die Weiber von Seldwyla und hauptſächlich gegen Küngolt erhoben, die er der Zauberei und Beherzung beſchuldigte.

Jenes grollende Mägdlein hatte dem Mönch, dem es nun verzieh, das Fläſchlein mit einigen Worten zuzuſtecken gewußt und dieſer es dem Schafürli gegeben.

Zum Schrecken der Seldwyler drehte ſich der Handel noch am gleichen Tage gegen das Kind des Forſtmeiſters und gegen deſſen Haus; denn Jedermann, in Seldwyla ſowohl als in Ruechenſtein, glaubte an die Wirkung der Zaubertränke, und die anweſenden Ruechenſteiner traten ſo drohend auf, daß das Anſehen und die Beliebtheit des Forſtmeiſters die Gefangenſetzung der Küngolt nicht abwenden konnten, zumal er ſich in ſeinen Gedanken wie gelähmt fühlte.

Sie geſtand die Thatſache alſobald ein, halb bewußtlos vor Schrecken, und der Schafürli mit ſeinen Geſellen wurde freigelaſſen. Die Ruechenſteiner verlangten nun, die Zauberhexe, welche ihre Angehörigen geſchädigt und den Tod eines ihrer Bürger verurſacht habe, ſolle ihnen zur Beſtrafung ausgeliefert werden. Dies wurde nicht gewährt und jene zogen grollend mit der Leiche des Schultheißenſohnes von dannen. Als ſie aber nachher vernahmen, daß die Seldwyler das Mädchen nur zu einer einjährigen milden Gefängnißſtrafe verurtheilt hätten, erwachte die alte Feindſchaft wieder, welche eine Reihe von Jahren geſchlafen,

und es wurde für jeden Seldwyler gefährlich, ihren Bann zu betreten.

Die Stadt Seldwyla hielt nun für Vergehen, die sie nach ihrer Lebensanschauung zu den leichteren zählte und nach Umständen mit Nachsicht behandeln wollte, kein Gefängniß, sondern verdingte die Verurtheilten, besonders wenn es sich um Frauen und jugendliche Personen handelte, an irgend eine Haushaltung zur Haft und Pflege. So sollte denn die arme Küngolt auf die Rathstube gebracht und dort zu einer öffentlichen Steigerung ausgestellt werden.

Der Forstmeister, dessen Fröhlichkeit dahin war, sagte seufzend zu Dietegen, es sei ein saurer Gang für ihn, auf's Rathhaus zu gehen und bei dem Kind zu wachen; denn es müsse Jemand von den Seinigen bei ihm sein während dieser bittern Stunde. Da erwiederte Dietegen: „Ich will es schon thun, wenn ich Euch gut genug dazu bin!" Der Forstmeister gab ihm die Hand. „Thu's," sagte er, „Du sollst Dank dafür haben!"

Dietegen ging hin, wo die Abgeordneten des Raths saßen und einige Steigerungsluftige, sowie ein Häuflein Neugieriger sich sammelten. Er hatte sein Schwert umgethan und sah mannhaft und düster blickend aus.

Als nun Küngolt hereingeführt wurde, blaß und bekümmert, und sie vor dem Tische stehen sollte, zog Dietegen rasch einen Stuhl herbei und ließ sie darauf sitzen, indem er sich hinter den Stuhl stellte und die Hand auf dessen Lehne stützte. Sie hatte ihn überrascht angeblickt und sah noch mit einem schmerzlichen Lächeln nach ihm zurück; allein er schaute scheinbar ruhig und streng über sie hinweg.

Der erste, welcher ein Angebot auf ihre Gefangenhaltung that, war der Stadtpfeifer, ein vertrunkener Mann, der von seiner Frau hergeschickt war, um mit dem Erwerbe die zerrütteten Umstände etwas zu verbessern, insonderlich weil zu hoffen war,

daß der Gefangenen aus ihrem elterlichen Hause offen oder heimlich allerhand Gutes zufließen würde, dessen man sich bemächtigen oder wenigstens theilhaftig machen könnte.

„Willst Du zum Stadtpfeifer?“ fragte Dietegen die Küngolt kurz, und sie sagte „nein!“ nachdem sie den bedusselten und rothnasigen Musikus angesehen. Der rief lachend: „Ist mir auch recht!“ und schwankte ab.

Hierauf bot ein alter Seckler und Pelzkappenmacher auf Küngolt, welcher sie tapfer zum Nähen anzuhalten gedachte, um einen schönen Nutzen aus ihr zu ziehen. Er hatte aber einen offenen Schaden am Bein, welchen er den ganzen Tag salbte und pflasterte, und auf dem Kopf ein Gewächs wie ein Hühnerei, welches Küngolt als Kind schon gefürchtet hatte, wenn sie in die Schule und an seiner Werkstatt vorbei gegangen. Als daher Dietegen fragte, ob sie zu diesem wolle, sagte sie wiederum nein, und er zog keifend davon.

Nunmehr trat ein Geldwechsler hervor, der einerseits wegen seines wucherischen und häßlichen Geizes und anderseits wegen seiner widerwärtigen Lüsternheit verrufen war. Kaum hatte der aber seine rothen Augen auf Küngolt gerichtet und den schiefen Mund zum Angebote geöffnet, so winkte ihm Dietegen, ihn drohend anblickend, mit der Hand hinweg, ohne das erschrockene Mädchen zu befragen.

Jetzt kamen nur noch einige ordentliche Leute, gegen welche nicht wohl etwas einzuwenden war, und diese wurden nun zur eigentlichen Versteigerung oder Gant zugelassen. Am mindesten forderte für ihre Aufnahme und Ernährung der Todtengräber an der Stadtkirche, ein stiller, ehrbarer Mann, welcher eine brave Frau und auch, nach seiner Meinung, ein geeignetes Lokal besaß und schon einige Sträflinge dieser Art beherbergt hatte.

Diesem wurde Küngolt von der Rathsabordnung zugeschlagen und sofort in sein Haus geführt, das zwischen dem

Kirchhof und einer Seitengaſſe gelegen war. Dietegen ging mit, um zu ſehen, wo ſie untergebracht würde. Das war in einer offenen kleinen Vorhalle des Hauſes, welche unmittelbar an den Todtengarten grenzte und von demſelben durch ein eiſernes Gitter abgeſchloſſen war. Dort pflegte nämlich der Todtengräber in der wärmeren Jahreszeit ſeine Gefangenen einzuſperren, während er ſie über den Winter einfach in die Stube nahm und mit einer leichten eiſernen Kette an einen Fuß des Ofens band.

Als aber Küngolt in ihrem Gefängniß war und ſich nur durch ein Eiſengitter von den Gräbern der Todten getrennt ſah, überdies in nächſter Nachbarſchaft das alte Beinhaus bemerkte, das mit Schädeln und andern Gebeinen angefüllt war, fing ſie an zu zittern und bat flehentlich, man möchte ſie nicht da laſſen, wenn es Nacht werde. Die Frau des Todtengräbers dagegen, welche eben einen Strohſack und eine Decke herbeiſchleppte, auch eine Art Vorhang an dem Gitter anbrachte, ſagte, das könne nicht ſein und der ernſte Aufenthalt gereiche ihr nur zur wohlthätigen Buße für ihren ſündigen Sinn.

Da ſagte Dietegen: „Sei ruhig, ich fürchte mich nicht vor den Todten und Geſpenſtern und will des Nachts ſo lange hieher kommen und vor dem Gitter wachen, bis Du Dich auch daran gewöhnt haſt!“

Das ſagte er aber ſo zu ihr, daß die Frau es nicht hören konnte, und begab ſich hierauf nach Hauſe. Dort fand er den traurigen Forſtmeiſter, wie er ſich eben mit Violanden verſtändigt hatte, daß ſie ihre Hochzeit erſt halten wollten, wenn Küngolts Strafzeit vorüber und die ſchlimme Sache einigermaßen ausgeglichen wäre. Violande hielt ſich dabei mäuschenſtill, zufrieden, daß ſie als die eigentliche Urheberin der unglücklichen Hexerei und ihrer Folgen ſo gut davon gekommen war. Bei dem ſtrengen Verhör, dem ſie auch unterworfen geweſen, hatte *man ihrer Ausſage*, daß ſie jenen Liebestrank nur verwahrt, da-

mit er nicht in unrechte Hände gerathe, zur Noth geglaubt und sie entlassen.

Als nun die Dämmerung vorüber und die Mitternacht im Anzuge war, machte sich Dietegen ungesehen auf, nahm sein Schwert und ein kleines Fläschchen mit gutem Wein und stieg wieder in die Stadt hinunter, wo er unverweilt sich über die Kirchhofmauer schwang und furchtlos über die Gräber hin vor Küngolts unheimliche Wohnstätte ging. Sie saß lautlos auf ihrem Strohsack zusammengekauert hinter dem Vorhang und lauschte zitternd jedem Geräusche; denn sie hatte, ehe die Geisterstunde gekommen, schon einige Schreckniſſe erlebt. Im Beinhause war eine Katze über die Knochen weggestrichen, so daß dieselben sachte etwas geklappert hatten. Dann wurden vom Nachtwind die Sträucher über den Gräbern bewegt, daß sie leise rauschten, und der Hahn auf dem Dachreiter der Kirche gedreht, welches einen seltsamen Ton gab, den man im Tagesgeräusch nie vernahm.

Als daher Küngolt die nahenden Schritte hörte, erschrack sie von Neuem und fuhr zusammen; als er aber durch das Gitter griff und den Vorhang zurückschob, daß der Vollmond den Raum erhellte, und sie leise anrief, da stand sie eilig auf, lief ihm entgegen und streckte beide Hände durch das Gitter.

„Dietegen!“ rief sie und brach in Thränen aus, die ersten, die sie seit dem Unglückstag vergießen konnte; denn sie hatte bis jetzt wie in einer starren Betäubung gelebt.

Dietegen gab ihr aber die Hand nicht, sondern das Weinfläschchen und sagte: „Nimm einen Schluck Wein, es wird Dir gut thun.“ Sie trank und nahm auch von dem guten Brot ihres Vaterhauses, das er ihr gebracht. So wurde es ihr besser zu Muth, und als sie sah, daß er nicht weiter mit ihr sprechen wollte, zog sie sich schweigend auf ihr Lager zurück und weinte leise, bis sie in einen ruhigen Schlaf versank.

Dietegen aber hielt sie nach seinen jugendlich sprödden Begriffen und in seiner Unerfahrenheit für ein bös gewordenes Wesen, das nicht recht thun könne, und er wachte bei ihr, indem er sich auf einen an der Wand lehnenden alten Grabstein setzte, ihrer todten Mutter zu Liebe und weil er ihr selbst sein Leben verdankte.

Küngolt schlief, bis die Sonne aufging, und als sie erwachte, sah sie, daß Dietegen still weggegangen war.

Dergestalt kam er eine Nacht um die andere, bei ihr zu wachen; denn er hielt nach seinem Glauben den Ort für in der That gefährlich für Jemand, der kein gutes Gewissen habe und voll Furcht sei. Jedesmal brachte er ihr etwas zur Labung mit und frug sie etwa, was sie sich wünschte, und er brachte ihr Alles, was ihm recht schien. Er kam auch, wenn es regnete und stürmte und versäumte keine Nacht, und wenn es nach damaligem Volksglauben in Ansehung der Todten und ihres Treibens besonders verrufene Nächte waren, so erschien er um so pünktlicher.

Küngolt ihrerseits richtete sich unvermerkt so ein, daß sie während des Tages ihren Vorhang zog, um sich vor den Neugierigen zu verbergen, wie sie sagte, wenn Leute auf den Kirchhof kämen, in der That aber, um zu schlafen; denn sie liebte es während der Nacht munter zu sein, kein Auge von der dunkeln Gestalt ihres Wächters zu verwenden, und über ihn und sich und wie Alles gekommen sei, nachzudenken, während er sie schlafend wähnte.

Sie fühlte sich von einem neuen, ungeahnten Glücke umflossen, sobald er kam und sie ihren Gedanken in seiner Gegenwart still und stumm nachhängen konnte. Sein hartes Urtheil ahnte sie nicht und hoffte ihr Anrecht an ihn wieder erringen zu können, da er sich so treu erwies. Nicht so dachte ihr Vater, der sie jede Woche einmal besuchte; wenn sie dann fast jedes Mal schüchtern auf irgend eine Weise Dietegens Namen nannte und

er wohl merkte, daß sie sich ihm wieder zugewendet, seufzte er innerlich, weil er wohl wünschte, daß das halb verlorene Kind durch den braven Pflegesohn gerettet werden möchte, aber fürchtete, der werde schwerlich eine angehende und schon eingesperrt gewesene Hexe erwerben wollen.

Mittlerweile hatte sich auch noch anderer Besuch bei Küngolt eingestellt. Der Rathsschreiber von Ruechenstein, der gewaltthätige Krummbuckel Schafürli, konnte das schöne Wesen nicht vergessen und fühlte sein stark durch die Krümmungen des Körpers strömendes Blut von ihrem Bilde bewohnt und befahren, nach seinem Glauben wie von einer Hexe, welche nächtlich einsam auf einem Strome in dunklem Kahne dahin schieße.

Er gedachte daher, da er ein verwegener Kerl war, statt bei den Kapuzinern, bei der Urheberin selbst seine Heilung und Befreiung zu versuchen und wanderte in dunkler Nacht über den Berg und bis auf den Kirchhof, wo sie gefangen saß. Da es noch nicht die Zeit war, um welche Dietegen zu erscheinen pflegte und auch seine Schritte fremd klangen, so erschrack Küngolt und duckte sich hinter ihren Vorhang. Schafürli aber zündete ein kleines Licht an, das er mitgenommen, riß das Tuch zurück und leuchtete in den vergitterten Raum hinein, bis er sie entdeckte.

„Komm heran, Hexenmädchen!“ flüsterte er heftig und halblaut, „und gieb mir beide Hände und Deinen Mund, denn Du mußt mir heilen, was Du verdorben hast!“

Sie erkannte ihn an seiner Gestalt, und die Erinnerung an all' das geschehene Unheil, sowie die Gegenwart des Mannes erfüllten sie mit solcher Angst, daß sie, ohne einen Laut zu geben, zitterte wie Espenlaub.

Da begann der Rathschreiber an dem Gitter zu rütteln, und weil es keineswegs besonders fest war, vielmehr nur für schwächere Gefangene zu dienen hatte, schickte er sich an, es mit Gewalt aus den Angeln zu heben. In demselben Augenblicke

kam aber Dietegen, sah den Vorgang und packte den Schafürli an der Schulter. Der schrie wild auf und wollte seinen Dolch ziehen. Doch Dietegen hielt ihm die Hände fest und rang mit ihm, bis er ihn bezwungen hatte. Er besann sich, ob er ihn gefangen nehmen und anzeigen, oder ob er ihn blos verjagen solle, und weil er den Zusammenhang des Vorfalls noch nicht kannte, und nicht eine neue Verwicklung für Küngolt herbei führen wollte, ließ er den krummen Mann laufen, indem er ihm bei Sicherheit seines Lebens verbot, je wieder an den Ort zu kommen. Zugleich aber ging er in das Haus hinein und veranlaßte den Todtengräber, die Gefangene nunmehr in die Stube zu nehmen, da ja ohnehin der Herbst vor der Thür sei und die Nächte zu kühl würden für den bisherigen Aufenthalt.

Küngolt wurde also noch in dieser Nacht mit der herkömmlichen leichten Kette am Fuße an den Ofen gefesselt. Es war das ein schlankes Gebäude von grünen Kacheln, welche in erhabener Arbeit die Geschichte der Erschaffung des Menschen und des Sündenfalls darstellten; an den vier Ecken des Ofens standen die vier großen Propheten auf vorstehenden gewundenen Säulchen, und das Ganze bildete ein nicht unzierlich gegliedertes Monument, an welches hingeschmiegt nun Küngolt auf der Ofenbank saß.

Sie freute sich der geschützteren Lage und der Rettung, welche sie dem Dietegen dankte, und schrieb Alles seiner treuen Gesinnung für sie zu, obgleich er in dieser Nacht kein Wort mit ihr gesprochen und sich nach gethaner Sache ohne Weiteres hinweg begeben hatte.

Als nun aber die gute Küngolt dergestalt installirt war, fand sich ein neuer Liebhaber ihrer Schönheit ein in der Person eines Kaplans, welcher allerhand kleine Priestergeschäfte an der Kirche besorgte und auch den geistlichen Beistand bei den Siechen und Gefangenen auszuüben hatte. Dieses Pfäfflein kam

nun, da Küngolt in der warmen Stube saß, fleißig zu ihr, um ihr Zusprache zu halten, ihr die Neigung zur Zauberei und Spendirung von Liebestränken auszutreiben und sich dabei ihres schönen Anblickes und lieblichen Wesens zu erfreuen. Denn seit der Zeit ihres Leidens war eine neue Art von Schönheit über sie gekommen; sie war ein reifes, schlankes, obgleich blasses Frauenbild geworden, dessen Augen in sanftem und lieblichem Feuer strahlten, von einem Trauerschatten umgeben. Sie wurde, vom Anbinden abgesehen, wie ein Glied des Hauses gehalten, in dem auch einige Kinder sich befanden, und wenn der Kaplan kam, so wurde er mit einem Glase Wein oder Bier bewirthet, für welches der Forstmeister etwa sorgte. Wenn nun der Geistliche sein Sprüchlein gethan hatte, seine Erfrischung zu sich nahm und ersichtlich nur noch blieb, um die getröstete Sünderin ein Bischen anzugucken und etwa bescheidentlich ihre Hand zu streicheln, so überließ sich Küngolt einer aufwachenden, kleinen anmuthigen Heiterkeit, indem sie bedachte, welch' einen prächtigen Liebhaber sie, nach ihrer Meinung, diesem Pfäfflein gegenüber in Dietegen besaß.

So kam es, daß das Mädchen in seiner bescheidenen Fröhlichkeit, nachdem sie den Tag über von der besseren Zukunft geträumt hatte, des Abends der Liebling der Todtengräbers-Leute war und sie den Tisch zu ihr an den Ofen rückten. Auch in der Neujahrsnacht, die nun gekommen, ging es so, und der Priester gesellte sich hinzu, so daß der Todtengräber, seine Frau und Kinder und der Kaplan bei der angebundenen Küngolt um den Tisch herum saßen, mit Nüssen spielten und Küngolt eben laut über etwas lachte, was der Pfaffe gesagt hatte, während er ihre Hand hielt, als Dietegen hereintrat, um seinem Schützling und Kind seines Herrn einige gute Sachen von Hause zu bringen. Ein unbewußter Zug des Herzens, das eingeschlafene Heimweh nach ihr *hatte ihn doch* den Vorsatz fassen lassen, etwa eine

Stunde dort zu verweilen, damit Küngolt, welche die erste Neujahrsnacht ihres jungen Lebens außer dem Hause zubrachte, Jemand von den Ihrigen bei sich hätte.

Als er aber den fröhlichen Auftritt und den Priester sah, der die Hand der lachenden Küngolt streichelte, ergriff ihn eine eisige Kälte, daß ihm das Blut beinahe erstarrte, und er ging, nachdem er dem Mädchen die Sachen mit zwei Worten als Sendung des Vaters übergeben, ohne weiteren Aufenthalt wieder fort, während zwischen seinen Zähnen sich die Worte lös'ten: „hin ist hin!" Jetzt ahnte Küngolt plötzlich den Inhalt dieses Augenblickes und auch ihr trat alles Blut zum Herzen zurück. Sie sank erbleichend an den Ofen hin und die Leutchen gingen betreten auseinander; das Licht in der Todtengräberwohnung erlosch, noch eh' die erste Stunde des neuen Jahres angebrochen war.

Küngolt blieb nun fast wie vergessen von den Ihrigen, zumal in diesen Tagen die Eidgenossenschaft immer lauter von Kriegslärm ertönte und jene Ereignisse sich folgten, welche man den Burgunderkrieg nennt. Als das Frühjahr da war, und der Tag von Grandson nahte, zogen auch die Städte Seldwyla und Ruechenstein, wie andere ihrer Nachbarorte, mit ihren Fähnlein in das Feld, und es war für den Forstmeister sowie für Dietegen eine Erlösung, aus dem gestörten Hause hinauszutreten und die frische rauhe Kriegesluft zu athmen.

Festen Schrittes gingen sie mit ihrem Banner, obwohl schweigsamer als die Anderen, und stießen mit den übrigen herbeieilenden Schaaren zu dem Gewalthaufen der Eidgenossen, welcher den schon im Streite Stehenden zu Hülfe kam.

Wie ein eiserner Garten stand das lange Viereck geordnet und in seiner Mitte wehten die Fahnen der Länder und Städte. Mann an Mann standen die Tausende, jeder in Zuver-

läſſigkeit und Furchtloſigkeit wieder eine Welt für ſich, und Alle zuſammen doch nur ein Häuflein Menſchenkinder.

Da harrte der Leichtſinnige und der Verſchwender neben dem Geizigen und dem Sorgenfreund ſeiner Stunde; der Zankſüchtige und der Friedliebende hielten mit gleicher Geduld ihre Kraft bereit; wer ſchweren Herzens war, hielt ſich ſo ſtill, wie der Prahler und der Redſelige; der Arme und Verlaſſene ſtand ruhig und ſtolz neben dem Reichen und Gebietenden. Ganze Gaſſen ſonſt im Streite liegender Nachbaren ſtanden gedrängt; aber Neid und Mißgunſt hielten den Spieß oder die Hellebarde ſo feſt, wie die Großmuth und Leutſeligkeit, und der Ungerechte richtete wie der Gerechte ſein Auge auf die nächſte Pflicht. Wer mit ſeinem Leben abgeſchloſſen und einen Reſt ſeiner Kraft unbeweint zu opfern hatte, galt nicht mehr oder weniger als der aufblühende Knabe, auf deſſen Auge die Hoffnung der Mutter und einer ganzen Zukunft ſtand. Der düſtet Geſinnte ertrug ohne Murren die halblauten Einfälle des Poſſenmachers und dieſer wiederum ohne Gelächter die kleinen heimlichen Vorkehrungen des Spießbürgers, der neben ihm ſtand.

Neben dem Banner von Seldwyla ragte dasjenige von Ruechenſtein, ſo daß die Reihen der grollenden Nachbarſtädte ſich dicht berührten und der Forſtmeiſter, der einen Theil ſeiner Mitbürger führte und ihren Eckſtein bildete, der Nachbar des Rathſchreibers von Ruechenſtein war, welcher am Ende einer Rotte der Seinigen ſtand; allein keiner von ihnen ſchien deſſen zu gedenken, was vorgefallen. Dietegen ging mit den Schützen und verlorenen Knaben außerhalb des Gewalthaufens und lebte ſchon mitten im furchtbaren Getümmel, als dieſer ſich jetzt plötzlich in Bewegung ſetzte und in die Schlacht ging, um einen der erſten Kriegsfürſten mit ſeinem in Glanz und Ueppigkeit ſtrahlenden Heerzuge wie einen Fabelkönig in die Flucht zu ſchlagen.

Im Drange des harten Streites war der Forſtmeiſter mit einigen ſeiner Knechte durch burgundiſche Reiterei von ſeinem Banner getrennt worden und ſchlug ſich durch die Reiter hindurch, aber nur, um einſam unter feindliches Fußvolk zu gerathen; in dieſem arbeitete er ſich getreulich ein Kämmerlein aus, wie ein fleißiger Bergmann; aber eben, als er ſich auch ein Pförtlein in dasſelbe gebrochen hatte, kam durch dieſe Oeffnung eine verſpätete verirrte Stückkugel Karls des Kühnen und zerſchlug ihm die breite Bruſt, alſo daß er in einem kurzen Augenblick im Frieden der ewigen Ruhe dalag und nichts ihn mehr beſchwerte.

Als Dietegen friſch und geſund aus dem Kampfe und von der Verfolgung der fliehenden Burgunder zurückkam und nach kurzer Nachfrage den gefallenen Freund und Vater fand, begrub er ihn ſammt ſeinem Schwerte ſelbſt zwiſchen die Wurzelarme einer mächtigen Eiche, welche unweit des Schlachtfeldes am Rande eines Haines ſtand.

Dann zog er mit dem Heere nach Hauſe und wurde von der Stadt wegen ſeiner Tapferkeit und Tüchtigkeit für einſtweilen in das Forſthaus geſetzt, um dort die Aufſicht zu führen. Mit dem Tode des Forſtmeiſters war deſſen Hausſtand aufgelöſ't. Sein Gut war in den letzten Jahren wegen Unachtſamkeit geſchwunden, und Küngolt hatte nichts mehr auf dieſer Welt, als ſich ſelbſt und die Vorſorge Dietegens, ſoweit er etwa ſorgen konnte, da er ſelbſt ein armes Blut war.

Sie ſaß unbewegt an ihrem Ofen, die Wangen an die rauhen Bildwerke desſelben gelehnt, welche den Verluſt des Paradieſes darſtellten in vier oder fünf Bildern, die ſich um den ganzen Ofen herum immer wiederholten; die Erſchaffung Adam's, diejenige der Eva, der Baum der Erkenntniß und die Verſtoßung aus dem Garten. Wenn das Geſicht ſie von dem *Drucke ſchmerzte*, ſo löſ'te ſie es ab und kehrte es gegen die harten

arſtellungen, dieſelben immer wieder von neuem betrachtend, deſſen ihr Thränen entfielen, wenn ſich hiezu etwa wieder ſo el Kraft geſammelt hatte. Ja, wenn ſie zuweilen zu demjegen Bildwerke kam, welches die Verſtoßung aus dem Garten rſtellte, ſo empfand ſie ſogar einen Lachreiz. Denn durch die naufmerkſamkeit des Töpfers oder Bildners hatte auf dieſer latte Adam ſtatt eines vertieften Nabels ein erhabenes rundes nöpfchen auf dem Bauche, welches regelmäßig auf jeder Verſtoßung wiederkehrte.

Wenn dann aber Küngolt lachen ſollte über dieſe harmloſe rſcheinung, ſo ſchnürte ihr dagegen das Elend das Herz und die ehle zuſammen, ſo daß ein erbärmliches Ringen und ein körperher Schmerz daraus entſtand für einen Augenblick, bis ihr die ugen übergingen und ſie das Geſicht verzog, wie Jemand, der ießen ſollte und nicht kann. Sie vermied daher zuletzt, dieſes ild anzuſchauen.

Indeſſen war auch die Schlacht von Murten geſchlagen orden und um die gleiche Zeit die Strafdauer Küngolts zu nde. Dietegen hatte angeordnet, daß ſie in das Forſthaus mmen ſolle, um dort mit Violanden vor der Hand zu hauſen, elche jetzt beſcheiden, traurig und ziemlich ordentlich geworden ar; denn ſie hatte in der ſpäten Verlobung mit dem Forſtmeiſter nd ſeinem Tode doch noch etwas Rechtes erlebt und einigen alt daran genommen. Dietegen ſelbſt aber kam nicht nach auſe, ſondern tummelte ſich bis an's Ende jener Kriegszüge im elde herum.

Damit aber auch er nicht ohne Fehl und Tadel aus dieſen chickſalsläufen hervorgehe, hatten die Gewohnheiten des Krieges, verbunden mit dem ſtummen Schmerze wegen des Verloren, eine gewiſſe Wildheit in ihn gebracht. Er ſchloß ſich jenen rauhen jungen Geſellen an, welche unter dem Namen des Uß-

richten Lebens sich aufgemacht hatten, um die der Stadt Genf im Friedensvertrage auferlegte und von ihr hinterhaltene Brandschatzung auf eigene Faust einzutreiben. Aus burgundischen Beutestücken, die ihm zugefallen, hatte er sich Prunkkleider machen lassen; er trug, hinter der tollen Eberfahne herziehend, Gewand von blaßrothem Burgunderdamast; das eidgenössische Kreuz auf Brust und Rücken war von Silberstoff und mit Perlen besetzt. Den Hut überragte rings eine breite Last von wogenden Straußfedern, den in eroberten Lagern zerstreuten Ritterhüten entnommen. Dolch und Schwert trug er reich an kostbarem Wehrgehänge und neben der Feuerbüchse einen langen Speer, an welchem seine tannenschlanke breitschulterige Gestalt sich läßig lehnte und wiegte, wenn er drohend unter seinem Hute hervorschaute, um einen feigen Lärmmacher oder eine Dirne zu schrecken. Er liebte es, etwa eine schreiende Magd bei den Zöpfen zu packen, ihr einen Augenblick forschend in's Gesicht zu sehen und die Erschrockene oder auch Lachende dann wieder laufen zu lassen.

In solcher Tracht war er, ehe er sich zu dem Zuge des thörichten Lebens gesellt hatte, auch einen Augenblick auf dem Försterhofe zu Seldwyla erschienen, einem Abkömmling aus uraltem reinem Volksstamme gleichend, so kühn, sicher, stark und zugleich gelenk bewegte er sich.

Als Küngolt ihn so sah, der er im Vorübergehen ein kaltes wildes Lächeln zugeworfen, wie er es sich im Felde angewöhnt, waren ihre Augen wie geblendet. Während er nun in Welschland lag, war es ihr einziges Thun, über die Vergangenheit zu grübeln und in den glücklichen Tagen der verlorenen Kindheit zu leben. Besonders verweilte ihr Sinnen fast zu jeder Stunde auf jener Waldhöhe, wo die Seldwyler Frauen das vom Tode errettete Kind Dietegen einst in seinem Armensünderhemde gelos't und mit Blumen geschmückt hatten, und sie eilte, so oft sie konnte, hinauf und schaute voll Sehnsucht nach dem fernen Südwesten,

wo man ſagte, daß die drohende Schaar der unbezwinglichen Jünglinge ſich gelagert habe.

Aber in der gleichen Berggegend, welche vom Ruechenſteiner Grenzbanne durchſchnitten war, kreiſ'te der Rathſchreiber Schafürli herum, der ſtetsfort nach Heilung des ihm angethanen Schadens oder aber nach Rache dürſtete; denn es waltete in Ruechenſtein trotz der vermeintlichen Hexerei wegen der Tödtung des Schultheißenſohnes doch ein offener und geheimer Haß gegen ihn, den er durch den Tod der von den Seldwylern nach Ruechenſteiner Anſicht unbeſtraft gelaſſenen Küngolt zu ſühnen hoffte. Als daher eines Tages die arme Küngolt achtlos gerade auf einem Grenzſteine ſaß, und zwar ſo, daß ihre Füße auf dem Ruechenſteiner Boden ruhten, trat Schafürli unverſehens mit einem Rathsknechte aus den Bäumen hervor, nahm ſie gefangen und führte ſie gebunden nach ſeiner Stadt, wo ihr wegen des durch ihre Zauberei herbeigeführten ungeſühnten Todes des Schultheißenſohnes ſofort von Neuem der Prozeß gemacht wurde.

In Seldwyla war, zumal in dieſen aufgeregten Zeitläufen, Niemand mehr, der ſich ihrer angenommen hätte, auch wenn ein Erfolg in Ausſicht geweſen wäre. Es hieß daher bald, ihr Leben werde wohl dahin ſein. Nun war es die einſt ſo ſchlimme Violande, welche, von Reue und Mitleid erſchüttert, ſich aufraffte und die einzige Hülfe aufſuchte, die ihr denkbar ſchien. Sie machte ſich auf und wanderte Tag und Nacht gegen Weſten, um die Bande des tollen Lebens und Dietegen zu finden. Das Gerücht von dem Treiben der verwegenen Schaar leitete ſie auch bald auf den rechten Weg und ſie fand den Geſuchten, wie er eben mit einigen Gefährten in einer Schenke gleichgültig um Geld würfelte.

Sie gab ihm Kunde von dem neuen Unglücke Küngolts und er hörte ihr wider Erwarten aufmerkſam zu, ſagte aber dann: „Hier kann ich nichts machen! Das iſt eine Rechtsſache und da

die Seldwyler ſelbſt nichts thun, ſo würde ich keine zehn Geſellen finden, die mir folgen würden, um das Kind zu befreien!“

Violande aber, welche von ihrem früheren Weſen und Treiben her alle möglichen Heirathsfälle im Gedächtniſſe hatte, erwiederte: „Gewalt iſt auch nicht nöthig. Die Ruechenſteiner haben ſeit Altem her die Satzung, daß ein zum Tode verurtheiltes Weib von jedem Manne gerettet werden kann und demſelben übergeben wird, der ſie zu ehelichen begehrt und ſich auf der Stelle mit ihr trauen läßt!“

Dietegen ſchaute der Sprecherin verwundert und wunderlich in's Geſicht, nicht ohne ſein ſpöttiſches Soldatenlächeln.

„Ich ſoll alſo eine Art Dirne zur Frau nehmen, meint Ihr?“ ſagte er, indem er ſeinen hervorſproſſenden Schnurrbart drehte und ſich ſehr ungläubig anſtellte, obgleich es ihm durch das Antlitz zuckte. „Sag' nicht Dirne,“ antwortete Violande, „ſie iſt es nicht!“

Und plötzlich in Thränen ausbrechend, ergriff ſie Dietegens Hände und fuhr fort: „Was ſie gefehlt hat, iſt meine Schuld, laß es mich bekennen; denn ich wollte Euch trennen und Beide aus dem Hauſe bringen, um den Vater zu bekommen! Darum habe ich das Kind zu allen ſeinen Thorheiten verleitet!“

„Sie hätte ſich nicht ſollen verleiten laſſen,“ rief Dietegen, „ihre Eltern ſind von guter Art geweſen; aber ſie iſt nicht gerathen!“

„Und ich ſchwöre Dir bei meiner Seligkeit,“ rief Violande, „es iſt Alles wie vom Feuer weggebrannt, was ſie verunziert hat; ſie iſt gut und ſanft und liebt Dich ſo, daß ſie ſchon längſt ſich ein Leid angethan hätte, wenn Du nicht in der Welt zurückbleiben würdeſt. Uebrigens gedenke doch deſſen, was Du ihr ſchuldeſt! Würdeſt Du jetzt in Deiner Kraft und Schönheit daſtehen, wenn ſie Dich nicht aus dem Sarge des Henkers genommen hätte? Und gedenke auch der Mutter Küngolts und

ihres braven Vaters, die Dich erzogen haben, wie ihr eigenes Kind. Und biſt denn Du der einzige Richter über den Fehl eines ſchwachen Kindes? Haſt Du ſelbſt noch nie Unrecht gethan? Haſt Du keinen Mann erſchlagen in Deinen Kriegen, deſſen Tod nicht gerade nöthig geweſen wäre? Haſt Du keine Hütten von Armen und Wehrloſen verbrannt? Und wenn Du auch dies nicht gethan, haſt Du immer Barmherzigkeit geübt, wo Du es gekonnt hätteſt?"

Dietegen erröthete und ſagte: „Ich will Nichts geſchenkt haben und Niemandem etwas ſchuldig bleiben! Wenn es ſich verhält, wie Ihr ſagt, mit dem Ruechenſteiniſchen Rechtsbrauche, ſo will ich hingehen und das Kind zu mir nehmen! Möge Gott mir und ihr dann weiter helfen, wenn ſie nicht mehr recht thun kann!"

Sogleich gab er der gänzlich erſchöpften Frau, die ihm nicht hätte folgen können, einiges Geld, womit ſie ſich etwas pflegen und zur Rückreiſe ſtärken ſollte. Er ſelbſt ging augenblicklich, ſeine Waffen ergreifend, auf und davon, quer durch das Land, und ruhte nicht, bis er die finſtere Stadt Ruechenſtein erblickte.

Dort hatten ſie nicht lange Spaß gemacht, ſondern nach wenig Tagen die Küngolt, die im alten Thurme ſaß, zum Tode verurtheilt, und zwar wegen ihres unbeſcholtenen Vaters, der für das Vaterland gefallen ſei, aus beſonderer Milde zum Tode durch Enthauptung, ſtatt durch Feuer oder Rad oder eine andere ihrer üblichen Praktiken.

Sie wurde demgemäß zum Thore hinausgeführt nach dem Richtplatze, barfüßig und mit nichts als dem Armenſünderhemde bekleidet, Nacken und Rücken von dem ſchweren flatternden Haare bedeckt. Schritt für Schritt ging ſie ihren Todespfad, inmitten ihrer Peiniger, zuweilen ſtrauchelnd, aber gefaßten Muthes, da ſie ſich ergeben und aller weiteren Lebens- und Glückshoffnung entſchlagen hatte. „So kann es Einem ergehen!" dachte ſie mit

einem faſt merklichen Lächeln, und erſt als ſie plötzlich wieder an Dietegen dachte, entfielen ihren Augen ſüße Thränen; denn ſie bedachte auch, daß er ihr ſein blühendes Leben danke, und ſie fühlte ſich durch dieſes Erinnern getröſtet, ſo ſelbſtlos und gut war ihr Herz geworden.

Schon ſaß ſie auf dem Stuhle und war gewiſſermaßen froh, daß ſie nur ſitzen und ausruhen konnte von dem mühſeligen Gang. Sie ſchaute zum letzten Mal über das Land hin und in den blauen Schmelz der Ferne. Da verband ihr der Henker die Augen und ſchickte ſich an, ihr das reiche Haar abzunehmen, ſoweit es unter der Binde hervorquoll, als Dietegen in einiger Entfernung zum Vorſchein kam und mächtig rufend ſeinen Hut und ſeinen Spieß ſchwenkte. Gleichzeitig aber, um die Handlung aufzuhalten, riß er ſeine Büchſe von der Schulter und ſandte eine Kugel über den Kopf des Henkers weg. Ueberraſcht und erſchreckt hielten die Richter inne und Alles griff zu den Waffen, als der reiſige Jüngling in weiten Sätzen heran und auf das Blutgerüſt ſprang, daß dasſelbe von der Wucht ſeines Sprunges beinahe zuſammenbrach. Die ſitzende Küngolt bei der Schulter faſſend, da ihre Hände auf dem Rücken gebunden waren, ſuchte er eine Weile nach Athem, eh' er ſprechen konnte. Die Ruechenſteiner, als ſie ſahen, daß er allein war und kein weiterer Ueberfall erfolgte, harrten der Dinge, die da kommen ſollten, und als er endlich ſein Begehren erklären konnte, traten ſie zur Berathung der Angelegenheit zuſammen.

Sowohl ihre Art, an den einmal herrſchenden Rechtsgewohnheiten unverbrüchlich feſtzuhalten, als das Anſehen, welches Dietegen in dieſen kriegeriſchen Tagen und mit ſeiner ganzen Erſcheinung behauptete, ließen den Handel ohne Schwierigkeit beilegen, nachdem der grämliche Verdruß über die ungewöhnliche Störung einmal überwunden war. Selbſt der Rathsſchreiber, der ſich nicht verſagt hatte, ſein Amt in dieſer Sache ſelbſt zu

verſehen und ſich von dem Untergange der Hexe zu überzeugen, verbarg ſich, ſo gut er konnte, um den wilden Kriegsmann, deſſen Hand er trotz ſeines Muthes fürchtete, nicht auf ſich aufmerkſam zu machen.

Der gleiche Prieſter, der vorher mit der Verurtheilten gebetet hatte, mußte nun ſtehenden Fußes die Trauung auf dem Gerüſte vornehmen. Klingolt wurde losgebunden, auf die ſchwankenden Füße geſtellt und befragt, ob ſie dieſem Manne, der ſie zu ehelichen begehre, als ſeine rechte Ehefrau folgen und ihm ihre Hand geben wolle.

Stumm blickte ſie zu ihm auf, der das erſte war, was ſie nach abgenommener Augenbinde von der Welt wieder ſah, und ſie blickte wie in einen Traum hinein; doch um, auch wenn es ein ſolcher wäre, nichts zu verfehlen, nickte ſie, da ſie nicht reden konnte, mit Geiſtesgegenwart und geiſterhaft drei oder vier Mal, und gleich darauf noch ein paar Mal, ſo daß ſelbſt die düſtern Rathsmänner gerührt wurden und die Zitternde ſtützten, als ſie hierauf in aller Form mit dem Manne verbunden wurde.

Erſt jetzt wurde ſie ihm mit Leib und Leben, wie ſie ſtand und ging, ohne Nachwähr noch irgend einigen Anſpruch auf Gut oder Schadenerſatz, übergeben, gegen Erlegung der Gebühr für den Trauſchein dem Pfaffen und Bezahlung von zehn Kopf Weins für den Scharfrichter und ſeine Knechte, als Hochzeitgabe, auch drei Pfund Heller für ein neues Wams dem Scharfrichter.

Als er alles bezahlt hatte, nahm Dietegen ſein Weib bei der Hand und verließ mit ihr den Richtplatz. Weil er ſie aber nehmen mußte, wie ſie ſtand und ging, und ſie barfuß und mit nichts als dem Todtenhemde bekleidet, auch die Jahreszeit noch früh und kühl war, ſo befand ſie ſich nicht gut und konnte nicht wohl neben dem Manne fortkommen. Er hob ſie daher vom Boden auf den Arm, ſchob ſeinen Hut über die Schultern zurück, ſie ſchlang ſogleich ihre Arme um ſeinen Nacken, legte ihr Haupt

auf das ſeinige und ſchlief nach wenigen Schritten ein, die er mit dem Speer in der andern Hand zurücklegte. So wandelte er rüſtig weiter auf einſamer Höhe und fühlte, wie ſie im Schlafe leiſe weinte und ihr Athem in ſüßer Erlöſung freier wurde, und als ihre Thränen ſeine Stirne benetzten, da wurde es ihm zu Muthe, als ob er vom ſeligen Glücke ſelbſt getauft würde, und dem rauhen ſtarken Geſellen rollten die eigenen Thränen über die Wangen. Sein war das Leben, das er trug, und er hielt es, als ob er die reiche Welt Gottes trüge.

Als ſie auf der Stelle anlangten, wo er ſelbſt als Kind im Sünderhemdchen unter den Frauen geſeſſen und kürzlich Küngolt gefangen worden war, ſchien die Märzenſonne ſo hell und warm, daß ein kurzes Ausruhen erlaubt ſchien. Dietegen ſetzte ſich auf den Grenzſtein und ließ ſeine reiche Laſt ſachte auf ſeine Kniee nieder; der erſte Blick, den die Erwachende ihm gab, und die erſten armen Wörtchen, die ſie nun endlich ſtammelte, beſtätigten ihm, daß er nicht ſowohl eine Pflicht treu erfüllt, als eine neue eingegangen habe, nämlich diejenige, ſo gut und wacker zu werden, daß er des Glückes, das ihn jetzt beſeelte, auch allezeit werth ſei.

Der Boden um den Markſtein her war ſchon mit Maßliebchen und andern frühen Blumen beſäet, der Himmel weit herum blau, und kein Ton unterbrach die Nachmittagsſtille, als der Geſang der Buchfinken in den Wäldern.

Weiter ſprachen ſie nun nichts, ſondern athmeten einträchtiglich in die laue Luft hinaus; endlich aber erhoben ſie ſich, und weil der Weg nur noch über weichen Moosboden durch die Buchenwaldung abwärts führte nach dem Forſthauſe, ſo gingen ſie nun nebeneinander hin.

Unverſehens griff Küngolt an ihr Goldhaar, welches ſie erſt jetzt abgeſchnitten glaubte, und da ſie es noch fand, wie es geweſen, ſtand ſie ſtill und ſagte zu Dietegen, indem ſie ihn

treuherzig anſah: „Kann ich nicht noch ein Brautkränzchen bekommen?“

Er ſah ſich um und gewahrte eine glänzend grüne Stechpalme. Raſch ſchnitt er einen ſtarken Zweig von dem Strauche, machte einen Kranz daraus und ſetzte ihr denſelben ſorgſam auf's Haupt mit den Worten: „Es iſt ein rauher Brautkranz, aber wehrhaft, wie unſere Ehre es jederzeit ſein ſoll! Wer ſie mit Wort oder That beleidigen will, wird die Strafe fühlen!“

Er küßte ſie hierauf ein einziges Mal feſt unter ihrem Kranze und ſie ging zufrieden weiter mit ihm.

Das Forſthaus ſtand leer und verlaſſen, als ſie es erreichten. Das Geſinde hatte ſich wegen der vermeintlichen Hinrichtung theils aus Trauer, theils aus ungetreuem Leichtſinn verlaufen und Niemand kehrte an dieſem Tage mehr zurück. Um ſo traulicher wurde das raſch auflebende junge Weib mit jedem Augenblick. Sie eilte von Schrank zu Schrank, von Kammer zu Kammer, und bald erſchien ſie in dem köſtlichen Brautkleid ihrer Mutter, von welchem ſie ihrem jetzigen Manne in jener Nacht erzählt, als ſie zuſammen im gleichen Kinderbettchen gelegen. Dann deckte ſie den Tiſch mit feſtlichen Linnen und trug auf, was ſie an Speiſe und Wein hatte finden und bereiten können.

In tiefer Stille und Einſamkeit ſaßen ſie nun neben einander, ſie in ihrem Kranze und er mit abgelegten Waffen, und nachdem ſie ihr einfaches Mal genoſſen, gingen ſie zur Ruhe. „So kann es Einem ergehen!“ ſagte Küngolt heute zum zweiten Male und mit leichterem Herzen leiſe vor ſich hin, als ſie zufrieden an der Seite ihres Mannes lag; denn es blieb immer ein Reſtchen von Schalkheit in ihr.

Dietegen wurde ein angeſehener Mann durch das Kriegsweſen, nicht beſſer als Andere jener Zeit, vielmehr den gleichen Fehlern unterworfen. Er wurde ein Feldhauptmann, der für oder wider die fremden Herren Partei nahm, Söldner warb,

Gold und Beute raffte und ſo von Krieg zu Krieg ſein Weſen trieb, gleich den Erſten ſeines Landes, ſo daß er emporkam und einen oft gewaltthätigen Einfluß übte. Allein mit ſeiner Frau lebte er in ununterbrochener Eintracht und Ehre und gründete mit ihr ein zahlreiches Geſchlecht, das jetzt noch in Blüthe ſteht in verſchiedenen Ländern, wohin der kriegeriſche Zug der Zeiten die Vorfahren einſt getrieben.

Violande ihrerſeits war bald nach der Hochzeit Dietegens und Küngolts, die ihr zum Troſte gereicht hatte, in ein wirkliches Kloſter gegangen und eine wirkliche Nonne geworden, welche den Kindern Küngolts zuweilen allerlei Backwerk und Näſchereien ſandte. Auch gefiel ſie ſich darin, wenn Herr Dietegen auf der Höhe ſeines Anſehens etwa große Gaſterei hielt und mit langem Bart und goldener Ritterkette da ſaß, als geiſtliche Frau auf Beſuch zugegen zu ſein mit einem goldenen Kreuze auf der Bruſt, und intrigante höfliche Reden mit den Kriegsherren zu wechſeln.

Wie Küngolt im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts ausgeſehen, iſt noch aus dem Bilde eines guten Malers zu entnehmen, welches in einer bekannten Galerie hängt und laut Inſchrift ihr Bildniß iſt. Man ſieht da eine ſchlanke feine Patrizierfrau, deren ſchöne Geſichtszüge einen gewiſſen tiefen Ernſt verkünden, durchblüht aber von ſanfter kluger Laune.

Auch ſie ſtarb noch in guten Jahren an einer Erkältung, gleich ihrer Mutter, der Forſtmeiſterin, als nämlich ihr Mann in einem der Mailänder Feldzüge endlich um's Leben kam und auf dem Friedhofe eines lombardiſchen Kirchleins begraben wurde. Sie eilte hin, in der Abſicht, ihm ein Grabmal zu errichten, in der That aber, um ungeſehen eine lange Regennacht hindurch auf ſeinem Grabe zu ſitzen, ſo daß ein Fieber ſie in zwei Tagen dahin raffte und ſie an der Seite Dietegens ihre Ruheſtatt fand.

Das verlorene Lachen.

Erſtes Kapitel.

Drei Ellen gute Bannerſeide,
Ein Häuflein Volkes, ehrenwerth,
Mit klarem Aug', im Sonntagskleide,
Iſt Alles, was mein Herz begehrt!
So end' ich mit der Morgenhelle
Der Sommernacht beſchränkte Ruh'
Und wand're raſch dem friſchen Quelle
Der vaterländ'ſchen Freuden zu.

Die Schiffe fahren und die Wagen,
Bekränzt, auf allen Pfaden her;
Die luft'ge Halle ſeh' ich ragen,
Von Steinen nicht noch Sorgen ſchwer;
Vom Rednerfimſe ſchimmert lieblich
Des Feſtpokales Silberhort:
Heil uns, noch iſt bei Freien üblich
Ein leidenſchaftlich freies Wort!

Und Wort und Lied, von Mund zu Munde,
Von Herz zu Herzen hallt es hin;
So blüht des Festes Rosenstunde
Und muß mit goldner Wende flieh'n!
Und jede Pflicht hat sie erneuet,
Und jede Kraft hat sie gestählt
Und eine Körnersaat gestreuet,
Die niemals ihre Frucht verhehlt.

Drum weilet, wo im Feierkleide
Ein rüstig Volk zum Feste geht
Und leis die feine Bannerseide
Hoch über ihm zum Himmel weht!
In Vaterlandes Saus und Brause,
Da ist die Freude sündenrein,
Und kehr' nicht besser ich nach Hause,
So werd' ich auch nicht schlechter sein!

Dieses Lied sang der Fahnenträger des Seldwyler Männerchors, welcher an einem prachtvollen Sommermorgen zum Sängerfeste wanderte. Nachdem die Herren am Abend vorher aufgebrochen und einen Theil des Weges auf der Schienenbahn befördert worden waren, hatten sie beschlossen, den Rest in der Morgenkühle zu Fuß zu machen, da es nur noch durch schöne Waldungen ging.

Schon breitete sich der glänzende See vor ihnen aus mit der bunt beflaggten Stadt am Ufer, als die sechzig bis siebzig jüngeren und älteren Männer des Vereines in zerstreuten Gruppen durch einen herrlichen Buchenwald hinabstiegen und das hinter den großen Stämmen wohnende Echo mit Jauchzen und einzelnen Liederstrophen wiederhallen ließen, auch etwa einem weiterhin niedersteigenden Fähnlein antworteten.

Nur der Allen vorausziehende Fahnenträger, ein schlank gewachsener junger Mann mit bildschönem Antlitz, sang sein

Lied vollständig durch mit freudeheller und doch gemäßigter Baritonstimme. Geschmückt mit breiter reichgestickter Schärpe und stattlichem Federhut, trug er die ebenso reiche, schwere Seidenfahne, halb zusammengefaltet, über die Schulter gelegt, und deren goldene Spitze funkelte hin und wieder im grünen Schatten, wo die Strahlen der Morgensonne durch die Laubgewölbe drangen.

Als er nun sein Lied geendet, schaute er lächelnd zurück und man sah das schöne Gesicht in vollem Glücke strahlen, das ihm jeder gönnte, da ein eigenthümlich angenehmes Lachen, wenn es sich zeigte, Jeden für ihn gewann.

„Unser Jukundi," sagten die hinter ihm Gehenden zu einander, „wird wohl der schönste Fähnrich am Feste sein." Er führte nämlich den heiter klingenden Namen Jukundus Meyenthal und wurde mit allgemeiner Zärtlichkeit schlechtweg der Jukundi genannt. Es erwahrte sich auch die Hoffnung; denn als die Seldwyler, am Orte angekommen, sich zum Einzuge unter die langen Sängerschaaren reihten, erregte seine Erscheinung, wo sie durchzogen, überall großes Wohlgefallen.

Denjenigen, welche schon mehrere Feste gesehen hatten, war er auch schon auf das Vortheilhafteste bekannt als eine mustergültige Festerscheinung. Von steter Fröhlichkeit und Ausdauer vom ersten bis zum letzten Augenblicke, war Jukundi dennoch die Ruhe und-Gelassenheit selbst; immer sah man ihn theilnehmend an jeder allgemeinen Freude und an jeder besondern Ausführung, ausharrend und hülfreich, nie überlaut oder gar betrunken. Den schreienden Possenmacher wußte er zu ertragen, wie den übellaunischen Festgast, der sich übernommen und die Freude verdorben hatte, und beide verstand er voll Duldung und Freundlichkeit aus allerlei Fährlichkeiten zu erlösen, wenn die allgemeine Geduld zu brechen drohte, und sie aus beschämendem Schiffbruche zu erretten. Selbst den bewußtlosen Jähzornigen

führte er, alle Schmähungen überhörend, mit stillem Geschicke aus dem Gedränge und erwarb sich Dank und Anhänglichkeit des Nüchterngewordenen.

In dieser Uebung konnte er übrigens nur als eine Darstellung aller Seldwyler gelten, wenn sie zu Feste zogen. So ungeregelt und müßig sie sonst lebten, so sehr hielten sie auf Ordnung, Fleiß und gute Haltung bei solchen Anlässen. Rühmlich zogen sie auf und wieder ab, eine gut gemusterte, einige Schaar, so lange die Lustbarkeit dauerte, und sich im Voraus auf die zwanglose Erholung freuend, welche zu Hause nach so ernster Anstrengung sich langehin zu gönnen sein werde.

In dieser Weise hatten sie auch den Gesang, mit welchem sie am Sängertage um den Preis zu ringen gedachten, trefflich eingeübt und schonten ihre Stimmen mit großer Entbehrung. Sie hatten eine Tondichtung gewählt, welche „Veilchens Erwachen!“ betitelt und auf irgend ein nichtssagendes Liedchen aufgebaut, aber so künstlich und schwer auszuführen war, daß es schon Monate vorher ein großes Gerede gab an allen Orten, als ob die Seldwyler zu viel unternommen und sich dem Untergang ausgesetzt hätten.

Als aber der Tag der Wettgesänge vorgerückt war und in der mächtigen weiten Halle Tausende von Hörern vor fast so viel tausend Sängern saßen und das Häuflein der Seldwyler, da ihre Stunde gekommen, mit dem Banner einsam vortrat in dem Menschenmeere, da hielten sie den ebenso zarten als schweren Gesang durch alle schwierigen Harmonien und Verwickelungen hindurch aufrecht ohne Wanken, und ließen ihn so weich und rein verhauchen, daß man das blaue Veilchenknöspchen glaubte leise aufplatzen und das erste Düftlein durch die Halle schweben zu hören.

Rauschend, tosend brach der Beifall nach der athemlosen Stille los, die erhabenen Kampfrichter nickten vor allem Volke

sichtbar mit den Häuptern und sahen sich an, die goldenen Dosen ergreifend, Ehrengeschenke entlegen wohnender Fürsten und Völker, und sich gegenseitig Prisen anbietend; denn es befanden sich von den ersten Kapellmeistern darunter.

Die Seldwyler selbst traten mit ruhiger Haltung zurück und wußten ohne Aufsehen aus der Schlachtordnung sich hinauszuwinden, um in einem schattigen Garten ein mäßiges Champagnerfrühstück einzunehmen. Keiner begehrte mehr als seine drei Gläser zu trinken, Niemand merkte, wo sie gewesen seien, als sie wieder in der Halle sich einfanden.

Dergestalt würdig verhielten sie sich während der Dauer des ganzen Festes, bis die Stunde der Preisertheilung kam. Das Gold der Nachmittagssonne durchwebte den bis zum letzten Platz angefüllten Festbau, welcher mit rothem Tuch und Grün ausgeschlagen, mit vielen Fahnen geschmückt, in feierlichem Glanze wie zu schwimmen schien. Auf erhöhter Stelle, wo die zu Preisen und Festgeschenken bestimmten Schaalen und Hörner in Gold und Silber leuchteten, saßen einige Jungfrauen, auserwählt, die Kränze an die gekrönten Sängerfahnen zu binden.

Oder vielmehr dienten sie der Schönsten und Größten unter ihnen zum Geleit, der schönen Justine Glor von Schwanau, welche sich mit vieler Mühe hatte erbitten lassen, das Anbinden der Kränze zu übernehmen. Sie sah auch aus wie eine Muse; in reichgelocktem braunem Haar trug sie einen frischen Rosenkranz und das weiße Gewand roth gegürtet.

Aller Augen hafteten an ihr, als sie sich erhob und den ersten Kranz ergriff, welcher soeben den Seldwylern unter Trompeten- und Paukenschall zugesprochen worden war. Zugleich sah man aber auch den Jukundus, der unversehens mit seiner Fahne vor ihr stand und in frohem Glücke lachte. Da strahlte wie ein Widerschein das gleiche schöne Lachen, wie es ihm eigen, vom Gesichte der Kranzspenderin, und es zeigte sich, daß beide Wesen

aus der gleichen Heimat stammten, aus welcher die mit diesem Lachen begabten kommen. Da Jedes von ihnen sich seiner Eigenschaft wohl mehr oder weniger bewußt war und sie nun am Anderen sah, auch das Volk umher die Erscheinung überrascht wahrnahm, so erröthteten Beide, nicht ohne sich wiederholt anzublicken, während der Kranz angeheftet wurde.

Eine Stunde später ordnete sich der letzte und rauschendste Zug durch die Feststadt, unter den unzähligen Wimpeln und Kränzen und durch das wogende Volk hindurch, indem die gewonnenen Festgeschenke und die gekrönten Fahnen umhergetragen wurden. Da sahen sich die Beiden wieder, als Justine von der Gartenzinne ihrer Gastfreunde aus den Zug anschaute und Jukundus vorüberziehend seine Fahne schwenkte; und am Abend ereignete es sich, da das gute Glück heute besonders fleißig war, daß Jukundus während des Schlußbankettes der Schönen am gleichen Tische gegenüber zu sitzen kam, so daß sie um Mitternacht schon in aller Fröhlichkeit und Freundlichkeit an einander gewöhnt waren.

Sie trafen sich auch am nächsten Morgen als gute Bekannte auf einem großen beflaggten Dampfboote, welches die Festregierung mit einer Zahl eingeladener Verdienst- und Ehrenpersonen und auswärtiger Freunde zu einer Lustfahrt den See entlang tragen sollte. Ein wolkenloser Himmel breitete sich über Wasser, Land und Gebirge und öffnete die letzten Quellen edler Freude, welche noch verschlossen sein konnten. Das Schiff durchfurchte das tiefgrüne kristallene Wasser, bald von den Klängen guter Musik getragen, bald von Liedern umtönt. Von den blühenden Ortschaften an den weithin sich ziehenden Ufern rechts und links schallten Grüße und winkten Fahnen herüber, und mit Stolz wies man den Gästen das wohlbekannte Land, die reichen Wohnsitze und Ortschaften. Ein stattlicher Kranz von Frauen saß auf erhöhtem Platze des Schiffes, unter ihnen Justine Glor in schöner

einfacher Modekleidung, den Sonnenschirm in der Hand, so daß Jukundus, als er in seiner Fahnenträgertracht grüßend vor sie trat, überrascht von ihrem veränderten und fast noch feineren Aussehen, beinahe befangen wurde. Sie wechselten jedoch nur wenige Worte, wie zu geschehen pflegt, wenn ein reichlich langer Sommertag zu Gebote steht.

Als eine Weile später Jukundus wieder in ihre Nähe kam, winkte sie ihm und theilte ihm mit, daß ihre Eltern in Schwanau, welches am oberen Theile des Sees lag, die ganze Gesellschaft auf den Abend in ihre Gärten einladen, daß das Schiff dort vor Anker gehen würde, und daß sie hoffe, er werde auch so lange dabei bleiben. Diese vertrauliche Mittheilung, von der nur noch Wenige wußten, trug ihm sofort Anspielungen und Glückwünsche der Umstehenden ein, die er bescheidentlich ablehnte, aber gerne vernahm.

In der That wurde es bald kund, daß das Schiff gegen Abend in Schwanau anhalten würde und daß Alle gebeten seien, die letzte Erfrischung im Besitzthume der Familie Glor einzunehmen. Dieselbe that das der Tochter zu Ehren, um zu zeigen, daß sie wo zu Hause sei und eigentlich nicht nöthig habe, an fremden Festtafeln zu sitzen, sondern selbst ein Fest geben könne. Denn es waren Leute, die auf ihre Besitzthümer, als selbsterworbene, etwas viel hielten.

Um also den vielverheißenden Abend unverkürzt zu genießen, wurden die Aufenthalte an den übrigen Uferorten, wo das Schiff erwartet wurde, genau abgemessen und innegehalten, und das tönende und singende Schiff fuhr rechtzeitig quer über den funkelnden See, von Kanonenschlägen begrüßt, nach Schwanau hinüber und legte an, wo die hohen Bäume der Glor'schen Gärten sich im Wasser spiegelten und darüber weg von den Terraffen und Hügeln ihre Häuser glänzten.

Während das Sängervolk sich unter den Bäumen ausbrei-

tete, verſchwand Juſtine im Hauſe, um den Ihrigen Handreichung zu thun, wogegen der Vater und die Brüder ſich um die zahlreichen Gäſte und deren Begrüßung bemühten. In Lauben und Veranden waren Niederlaſſungen für die Frauen mit den entſprechenden Erfriſchungen bereitet; in einer friſchgemähten Wieſe, unter Fruchtbäumen, lange Tiſche für die Männer gedeckt. Es dauerte aber nicht lange, ſo waren auch alle Frauen auf der Wieſe, angelockt von den Scherzen, Poſſen und Neckereien, welche die junge Männerwelt unter ſich trieb, um ein Aufſehen zu erregen. Und es gab genug zu ſchauen und zu lachen, da Laune und Geſchicklichkeit der Einzelnen hundert kleine artige Erfindungen und Stücklein hervorbrachten, wobei das Naivſte, mit guter Art entſtanden, in der allgemeinen glücklichen Stimmung den herzlichſten Beifall weckte. Selbſt ein unvermuthet geſchlagener Purzelbaum fand ſeine Gönner und ſogar der unglückliche Virtuoſe, welcher auf ſeinem Friſirkamm allen Ernſtes eine gefühlvolle Weiſe hatte blaſen wollen und daran ſcheiterte, freute ſich über die ungetrübte Heiterkeit, die er erweckt, und that den ihm aufgeſetzten Strohkranz nicht mehr vom Kopfe.

Nur Jukundus fühlte ſich etwas vereinſamt in dem Treiben, weil er Juſtinen gar zu lange nicht mehr erblickte, an die er ſchon ein kleines Anrecht zu haben glaubte, wenigſtens für dieſen letzten Tag. Indeſſen fand ſich eine holde Erlöſung, da unverſehens die Jungfrau dicht bei ihm ſtand, ohne daß er wußte, wo ſie her kam, und ihn dem Vater und den Brüdern vorſtellte als den Bannerherrn des erſtgekrönten Vereines. Er wurde von den Männern höflich und auch freundlich gegrüßt und willkommen geheißen, aber nicht ohne jene feſte kühle Haltung, welche ſo reiche Arbeitsherren einem nichts oder wenig beſitzenden Seldwyler gegenüber bewahren mußten, inſofern er etwa Mehreres vorzuſtellen gedächte, als einen ſtattlichen Feſtbeſucher.

Der gutmüthige Sänger fühlte das doch augenblicklich und

wurde etwas verlegen, ſo auch Juſtine, welche ihn darum zur Entſchädigung weiter führte, als die Herren weggegangen, und ihm das Gut zu zeigen vorſchlug.

Zwei gleichgebaute, villenartige Häuſer neueſten Styles, welche zunächſt dem See in den ſchattigen Anlagen ſtanden, bezeichnete ſie ihm als die Wohnungen der beiden Brüder, wovon jeder ſchon ſeine eigene Familie gegründet hatte, ohne deßwegen aus der Geſammtfamilie auszuſcheiden. Dann ſtieg ſie mit ihm Wege und Treppen empor bis wo über den Wipfeln der unteren Bäume die Wohnung der Eltern ſtand, worin ſie ſelber lebte, von etwas älterer Bauart, aber immerhin ein ſtattliches Herrenhaus, umgeben von Wirthſchaftsgebäuden und Ställen; weiterhin ſah man lange hohe Gewerbshäuſer mit zahlloſen Fenſtern, welche an die ſtaubige Landſtraße grenzten, die hier vorüberführte. Jenſeits der Straße aber, an dem anſteigenden Bergabhang, dehnten ſich Aecker, Weinberge und Wieſen mit Wäldern von Obſtbäumen und hoch über allem dieſem zeigte ihm Juſtine das Haus der Großeltern als den Stammſitz der Ihrigen, in der Abendſonne weit über das Land hin ſchimmernd, ein weitläufiges vornehmes Bauernhaus von alterthümlicher Bauart, mit hellen Fenſterreihen, weißem Mauerwerk und buntbemaltem Holzwerk an Dach und Scheunen, mit ſteinernen Vortreppen und künſtlich geſchmiedeten eiſernen Geländern. Hier hauſ'ten der Großvater und die Großmutter mit ihrem Geſinde, beide achtzigjährige Landleute, beide noch täglich und ſtündlich ſchaffend und befehlend, zähe und geſtrenge alte Perſonen von einfachſter Lebensweiſe und ſtets fertig mit ihrem Urtheil über alle Jüngeren, wie Juſtine ihrem Begleiter ſie ſchilderte. „Wollen wir noch ſchnell hinaufgehen und ſie grüßen, da ſie es verſchmähen, von ihrer Höhe herunter zu ſteigen und unſere Luſtbarkeit anzuſehen? Es iſt eine herrliche Ausſicht dort oben!“ ſo ſagte das Mädchen. Aber Jukundus empfand eine Art Scheu vor den Alten und

dankte höflich für weitere Bemühung ſeiner Führerin, da ihn überdies all das ausgedehnte Weſen eher ängſtigte als erfreute.

Sie kehrten daher wieder zurück und miſchten ſich unter die Feſtgenoſſen, die je länger je luſtiger wurden, bis im Oſten der Vollmond aufging und nach dem Niedergang der Sonne hinüberſchaute, ſo daß Roſen und Silber ſich in den Lüften und auf den Waſſern vermengten und das Schiff zur Abfahrt bereitet, auch bald beſtiegen wurde.

Es gab ein Gedränge hiebei, da Jeder den Wirthen, die am Ufer ſtanden, die Hand geben wollte, während die Schiffleute zur Eile mahnten. So kam es, daß Jukundus Meyenthal von ſeinem Vorhaben, von der ſchönen Juſtine Abſchied zu nehmen, abgedrängt wurde und dem Strome folgen mußte, da ſie nicht am Wege ſtand. Freilich ſchüttelten auch ihm Vater und Brüder die Hand, flüchtig ſprechend: „Es hat uns gefreut;“ aber der eine nannte ihn Herr Thalmeyer, der andere Meienberg, der dritte gar Herr Meierheim, und keiner ſagte: „Auf Wiederſehen!“

Als das Schiff in den Abendglanz hinausfuhr, ſah er ſie auch nicht mehr, da ſie mit den anderen Frauen im dunkelnden Schatten der Bäume ſtand.

Zu Hauſe lebte Jukundus bei ſeiner Mutter, deren einziger Sohn und Jukundi er war und deren große Hoffnung. Weil der Vater früh geſtorben, ſo hatte er das von auswärts zugebrachte Vermögen der Frau nur halb aufbrauchen und ſie mit der anderen Hälfte den Sohn aufziehen können; und es war auch jetzt noch etwas da, obſchon er noch keinen entſchiedenen Anlauf gemacht und noch wenig erworben hatte. Aber es war von ihm auch noch nichts verſchwendet worden, weil er der Mutter, von welcher er ſeine Schönheit und Geſundheit beſaß und die ihn

mit Freundlichkeit liebte, leidlich gehorchte und ſich von ihr leiten ließ.

Bei einem beſtimmten Berufe war er noch nicht geblieben. Zuerſt hatte es geſchienen, daß er für techniſches Weſen Neigung zeige, und er war deßhalb eine Zeitlang auf die Bureaux eines Ingenieurs gegangen. Dann änderte ſich aber dieſe Stimmung zu Gunſten des Kaufmannsſtandes und er trat in ein Geſchäft ein, welches bald darauf aus Mißgeſchick ſich auflöſ'te, ohne daß er viel einbüßte; jetzt war er gerade in der Richtung, ſich dem Militärweſen zu widmen, indem er ſich zu einem Unterrichts- und Stabsoffizier ausbildete. Da er hiebei den größten Theil des Jahres auf den Waffenplätzen zuzubringen hatte und Sold empfing, ſo gewährte das für einſtweilen ein ſtattliches Daſein, ohne daß es bei ſeiner mäßigen Lebensweiſe großen Zuſchuß eigener Mittel erforderte.

Als er nun nach dem Feſte in ſchmuckem Kriegsgewand und den Säbel an der Seite zu Pferde ſaß, beſchaute ihn ſeine Mutter mit Wohlgefallen und bemerkte dabei, daß ſein anmuthiges Lächeln eine kleine Beimiſchung von Melancholie oder dergleichen gewonnen hatte. Er ſchien auszuſehen wie Einer, der irgend ein Heimweh oder eine Sehnſucht aufgeleſen hat. Sie dachte darüber nach und ſtellte auch einige vorſichtige Forſchungen an, und als ſie von dem Abenteuer mit der Kranzjungfrau hörte und wie er etwa von den Andern damit geneckt wurde, ging ihr ein Licht auf, bei deſſen Scheine ſie ſofort ſtill an die Arbeit ging, um ein Glück zu ſchaffen, wohl angemeſſen und gut genäht.

Nachdem ſie mehr aus den Mienen als aus den wenigen Aeußerungen Jukundis gemerkt hatte, daß ſich dem alſo verhielte, wie ſie meinte, daß er aber als ein beſcheidener und die Verhältniſſe wohl durchſchauender Menſch kaum große Unternehmungsluſt verſpürte, ſagte ſie vor der Hand nichts mehr. Als aber der Sommer vorgerückt war, verkündigte ſie, zum erſten Male in

ihrem Leben, daß sie in ihren Jahren doch anfangen müsse, etwas für die Gesundheit zu thun und für einige Wochen einen schönen Kurort zu besuchen Lust habe, wenn Jukundus die Kosten nachher mit ihr gemeinschaftlich durch Sparsamkeit wieder einbringen wolle. Er erklärte sich sofort dazu bereit und sie reis'te vergnügt hierüber und in bester Gesundheit ab, mit ihrem schönsten Staate beladen.

Sie gab ihrem Sohne die Weisung, dannzumal, wenn sie ihn benachrichtigen würde, sie heimzuholen, und es aber so einzurichten, daß er auch noch einige Tage an jenem Orte verweilen könne.

Bald darauf tauchte sie in der nicht unberühmten und herrlich in einer Gebirgsgegend gelegenen Kuranstalt auf und setzte sich wohlgeputzt, aber mit unbefangener Haltung unten an die Tafel, an welcher oben die reiche und hochangesehene Frau Gertrud Glor von Schwanau mit ihrer schönen Tochter Justine saß und die Gelegenheit beherrschte. Sie war ebenso hoch gewachsen wie die Mutter Jukundi, aber bedeutend fester, mit weisen und etwas strengen Blicken, und gab gern zu verstehen, daß man sie nicht nur im Kreise der Ihrigen, sondern auch in der Gemeinde, ja wohl noch in weiteren Bezirken, eine „Stauffacherin" nenne, wahrscheinlich weil sie auch Gertrud heiße, wie die rath- und tugendreiche Ehewirthin in Schillers berühmtem Schauspiele Wilhelm Tell.

Sie ließ sich aber etwan belehren, daß man gar wohl wisse, was der Name zu bedeuten habe, und daß er das Ideal einer klugen und starken Schweizerfrau bezeichne, einen Stern und Schmuck des Hauses und Trost des Vaterlandes.

Frau Meyenthal hörte das am ersten halben Tage, den sie am Orte zubrachte, hielt sich aber ganz still und zurückgezogen und erst gegen Ende des zweiten Tages, als Frau Gertrud nicht mehr dulden konnte, daß ein weiblicher Ankömmling von ihr

ungekannt ſei, ließ die Mutter Jukundi ſich von ihr abfangen und in ein höfliches, kurzes Geſpräch verwickeln. Doch fand ſie im Verlaufe deſſelben raſch die Gelegenheit, die Hand der feſten Dame zu ergreifen und in herzlichem Tone mitzutheilen, ſie fühle ſich gedrängt, ihre Freude darüber zu äußern, daß ſie eine ſolche wahrhafte Stauffacherinnengeſtalt kennen gelernt habe! Man erwarte jeden Augenblick, ſie aus einem wappen- und ſpruchgezierten Schwyzerhauſe hervortreten zu ſehen und wie ſie die troſtreiche Hand auf die Schulter des ſorgenvollen Eheherrn lege!

Während Frau Glor von Schwanau wohlgefällig erröthete, erſchrack ihrerſeits Frau Meyenthal, als während ihrer Rede ihre Augen die ſchöne Tochter Juſtine überflogen, die dabei ſtand; ſie ſah deren holdes Lächeln, welches dasjenige ihres Sohnes war, genau mit dem gleichen Schatten einer leiſen Sehnſucht gemiſcht, wie das ſeinige.

Frau Meyenthal erſchrack über dieſes wundervolle Naturſpiel, dieſe unverkennbare Willensäußerung des Schickſals und dieſe offenbare Thatſache überhaupt, zumal Juſtine, welcher das Geſicht der Mutter des Fahnenträgers bekannt und vertraut erſchienen war, keinen Augenblick zweifelte, wen ſie vor ſich habe, als ſie ihren Namen und Herkunft hörte, und daher ein kurzes unbewachtes Weilchen eben mit jenem Lächeln erfreut an ihren Augen hing.

Als die Sonne niederging, beglänzte ſie die drei hohen Frauengeſtalten, welche ſeltſam bewegt von der Liebe zu ſich ſelbſt oder von der Liebe und Sorge für Andere, auf der Bergeshöhe beiſammen ſtanden und einigermaßen verwirrt auseinander zu ſchweben ſchienen.

Die Mutter Jukundi faßte ſich jedenfalls am ſchnellſten, indem ſie noch am gleichen Abend ihrem Sohne ſchrieb, er ſolle in etwa einer Woche ſie beſuchen, um nach einigen Tagen Aufenthalt mit ihr heimreiſen zu können. Gegen die Frauen von

Schwanau that ſie hierauf, als ob ſie keine Ahnung von der Begegnung auf der Sängerfahrt hätte, und die Frau Gertrud erinnerte ſich der Sache auch kaum und hatte den hübſchen Fahnenträger zu jener Zeit gar nicht geſehen, da ſie wegen der Bewirthung meiſt im Innern eines Gartenhauſes geblieben war.

Nur Juſtine war befangen und in Unruhe; ſie wagte nicht, die neue Bekannte nach dem Sohne zu fragen, und doch glaubte ſie auch nicht gerne, daß er ſo gar nichts von dem Feſterlebniſſe und von ihr zu Hauſe erzählt haben ſollte. Frau Meyenthal wollte aber, daß die jungen Leute ſich ganz unerwartet und unverhofft wiederſähen und hielt ſich daher zurück, ohne die Gelegenheit indeſſen zu verſäumen, bei der alten Stauffacherin mehr als einen Stein im Brett zu erobern durch kluges Benehmen. Denn man konnte jene inſofern ſchon die alte Stauffacherin nennen, als die ſchöne, gute Juſtine in ihrer vollſten Lebensblüthe ſtand und ihr nichts mehr fehlte zur Würde und Uebung eigenen Stauffacherthums, als ein für die Geſchicke des Landes in Sorgen ſtehender Gemahl.

Daß ein ſolcher nicht ſchon vorhanden war, lag in den ſeltſamen Geſchicken, welche gerade ausgezeichnete Jungfrauen ſo oft zu Jahren kommen laſſen wegen der ſcheinbaren Kälte, für welche ihre edle Ruhe gehalten wird, wegen der eiferſüchtigen Hut, deren ſie ſich ſeitens der Ihrigen erfreuen, und vor Allem auch durch Wahrung des größeren Rechtes, das ſie beſitzen, nur auf die Stimme des Herzens zu achten.

Endlich kam aber ein ſchöner Abend über das Gebirge und mit ihm langte Jukundus an, und zwar, da er aus einem Feldlager kam und nur wieder in ein anderes gehen mußte, in militäriſcher Tracht, mit etwas Roth und mit etwas Gold am dunkeln Kleide. Nachdem er ſich erfriſcht und genugſam mit der Mutter geplaudert hatte, ging er ahnungslos mit ihr ſpazieren und ſie lenkte den Weg dahin, wo ſie die beiden Schwanauerinnen

wußte, durch das Gehölz auf einen einſamen Felsvorſprung, der mit Sitzen und Geländern verſehen war, hoch über einer blauenden Thaltiefe.

Die plötzliche Glückſeligkeit der beiden jungen Perſonen, die ſich beim unverhofften Wiederſehen auf ihren Geſichtern zeigte, die Gleichartigkeit derſelben und das eigenthümliche kindliche Lächeln, das ſie begleitete, gingen ſo über alle Vorſtellung und Erwartung ſelbſt der Mutter Meyenthal, daß von Kunſt und Durchſpielen einer Rolle bei ihr keine Rede mehr ſein konnte und ſie nur froh war, ſo ruhig und beſonnen als möglich den Dingen zuzuſehen.

Frau Gertrud aber wendete ganz erſtaunt kein Auge von den Kindern und lenkte ihre Blicke immer von einem Geſichte auf das andere. Zuletzt legten ſich aber die ſanften Wellen der allgemeinen unverſehenen Aufregung und es entſpann ſich ein höchſt angenehmes Geſchwätz und Gezwitſcher, über welchem der Mond aufging, der in der Tiefe der Thäler verborgen geweſene Bäche und Weiher beglänzte, daß ſie wie goldene Sterne heraufleuchteten.

Frau Gertrud Glor empfand eine Art von Wonne, wie wenn ſie ein eigenes verſchollenes Jugendglück neu erlebte, und nahm die Mama Meyenthal an den Arm, als auf dem Wege zum Kurhauſe die Kinder neben einander vorangingen und abwechſelnd plauderten oder ſchwiegen. Frau Meyenthal ihrerſeits war gerührt und betroffen von der Wichtigkeit der Thatſache und in beide Kinder gleichmäßig verliebt und zugleich in Sorgen, wie das nun enden würde.

Bei der Abendtafel erhöhte ſich die glückliche Stimmung wo möglich, wie es zu geſchehen pflegt, wenn eine eingekehrte ſchöne Hoffnung die Betheiligten und Mitwiſſenden belebt und ſie reizt, das Geheimniß ungefährdet an der allgemeinen Fröhlichkeit zu ſonnen.

Frau Gertrud Glor trank ein kleines Spitzchen mit Jukundus aus lauter Wohlgefallen an ſeiner guten und ſchönen Haltung, und als beim Schlafengehen die Tochter ſie umhalſ'te und einige ſchwere Thränen in der Mutter Halskrauſe niederlegte, wie einen ſauer erſparten Zinsgroſchen, da war ſie gar nicht verwundert, ſondern ſtreichelte dem Kind theilnahmvoll die Wangen.

Aber kaum war das Spitzchen nothdürftig ausgeſchlafen, was ſchon bald nach Mitternacht gethan war, da es nur klein geweſen, wie es einer Stauffacherin geziemt, ſo wachte ſie ſorgenvoll auf und beſah ſich den Schaden die übrige Nacht hindurch, während Juſtine auch nicht ſchlief und wohl merkte, daß die Mutter wachte. Aber ſie hielt ſich mäuschenſtill und war nur glücklich, daß ſie keine Zeit mit Schlafen verlor und unaufhörlich an die Sache denken konnte.

Der Mutter indeſſen wurde es mit der zunehmenden Morgendämmerung immer deutlicher, daß ja unmöglich ein Mann aus Seldwyla in die Familie heirathen dürfe, aus dem Orte, in welchem noch nie Einer auf einen grünen Zweig gekommen ſei und wo Niemand etwas beſitze. Sie wachte daher mit Sorge, aber auch mit Entſchloſſenheit dem Morgen entgegen, um das entſtehende Uebel im Werden zu erſticken, das ihr um ſo größer erſchien, wenn ſie noch der ſtrengen Geſinnung der Männer ihres Hauſes in dieſem Punkte gedachte.

Beſtärkt wurde ſie noch in dieſen Vorſätzen, als um die Zeit des Sonnenaufganges ein ſpäter Schlafgänger, offenbar angetrunken, die Treppen heranſtieg und von einem Hausbedienſteten an den verſchiedenen Zimmerthüren vorbei geleitet wurde, nicht ohne vor derjenigen der Glor'ſchen Frauen über deren Schuhe zu ſtolpern und dieſelben mit dem Fuße wegzuſchleudern. Die Schuhe der Mama fuhren, der eine überzwerch, der andere mit dem Hintertheil voran, den ganzen Corridor entlang; die Stiefelchen der Tochter aber reiſ'ten in Folge eines rückwärts ſcharren-

den Stoßes wie zwei wettfahrende Schifflein der Treppe zu und über dieſelbe hinunter.

„Aha!“ rief drinnen die wachſame Frau, „da haben wir den Seldwyler!“

Und das Herz wurde ihr ſchon leichter über dieſen rechtzeitigen Enthüllungen.

Juſtine ſaß aber auch ſchon aufrecht in ihrem Bette und lauſchte mit angſtvoller Spannung; als ſie noch ein paar Worte des draußen Hinwandelnden gehört, rief ſie ihrerſeits erleichtert, ja mit ſündlicher Freude:

„Es iſt nicht der Hauptmann! Es iſt ja unſer Rudolf, der Stimme nach zu urtheilen!“

Die Mutter ſah ſich überraſcht nach der Tochter um und ſagte faſt erboſ't: „Biſt Du bei Verſtand? Wie ſoll unſer Rudolf hieher kommen und zu dieſer Stunde? Und ſeit wann ſtolpert der betrunken in den Gaſthäuſern herum? Und iſt er nicht eben jetzt weit weg bei einer Militärübung?“

Es war aber dennoch der jüngere Sohn und Augapfel der Frau Gertrud, der ſo eben zu Bett gegangen auf dieſem hohen Berge.

Er war ſpät in der Nacht noch eilig mit einem Führer angekommen, erſchöpft und anſcheinend mit einem Kummer belaſtet. Auch er trug den Soldatenrock und kam ſoeben von ſeinem Waffenplatze hergeflüchtet, wo er von einem andern Offizier, den er beleidigt hatte, gefordert worden war. Da er ſich mehr auf die Buchführung und die Courszettel verſtand, als auf Duellangelegenheiten, und eine junge Frau mit zwei kleinen Kindlein beſaß und ſich beklemmt fühlte, ſo hatte er Bedenkzeit genommen und war ſchnell hieher gelaufen, um ſeine Mutter zu Rathe zu ziehen, wie er ſich verhalten ſolle.

Im Speiſeſaal hatte er noch den Jukundus getroffen, wel-

cher, keine Schlafluſt verſpürend, in angenehmer Träumerei noch ein Stündchen allein verwachte.

Der gemeinſame Kriegspfad, auf dem ſie wandelten, zwang die beiden Herren, ſich zu begrüßen und eine Unterhaltung zu eröffnen, als der Lieutenant Glor ſich an den Tiſch ſetzte, um noch ein Nachteſſen einzunehmen. Weil er kürzlich von dem guten Anſehen vernommen, in welchem der Hauptmann Meyenthal in militäriſchen Kreiſen bereits ſtand, erneuerte er jetzt gern deſſen Bekanntſchaft und fühlte ſich gleich vertrauensvoll zu ihm hingezogen. Von einigen Gläſern Weines, die er in ſeiner Aufregung raſch getrunken, hingeriſſen, erzählte er dem Jukundus bald ſeinen Handel und wie er nun hergekommen ſei, ſeine Mutter, welche nämlich eine wahre Stauffacherin genannt werden müſſe und für Alles einen Rath beſitze, um ihre Meinung zu befragen.

Jukundus gab ihm aber den Rath, das nicht zu thun, wenn er den Handel nicht verſchlimmern wolle. Er ſetzte ihm auseinander, wie nach der einmal herrſchenden Anſchauung in ſolchen Sachen er Gefahr laufe, als Offizier unmöglich zu werden, ſobald es ruchbar würde, daß er ſeine Duellangelegenheiten der Mutter anvertraue und ihre Weiſungen befolge.

Da verſank Herr Rudolf in neue Kümmerniß, denn es wollte ihm vernünftiger Maßen durchaus nicht einleuchten, warum er wegen ſolcher Dummheiten von Frau und Kindern wegſterben ſolle.

Jukundus befragte ihn jetzt um die eigentliche Natur des Streites, und was denn vorgefallen ſei?

Rudolf hatte mit drei andern Kriegern eine Partie Karten geſpielt. Nach Beendigung einer Tour, in welcher ſein Partner nicht nach Rudolfs Wunſch ausgeſpielt hatte, ward der Verlauf, während die Karten neu gegeben wurden, kritiſirt und zwar mit den Conjugationen der gegenwärtigen Zeit. Ich ſpiele alſo dies,

hieß es, und Du jenes; nun muß er ſo ſpielen und nicht ſo, und ich werde hierauf zu ihm halten und das ſpielen, worauf Du wieder jenes ſpielen wirſt, das iſt doch klar, wenn wir gewinnen wollen! Nein, das iſt nicht klar, hatte Rudolfs Partner erwiedert, ſondern ich ſteche zunächſt den Trumpf ab und ſpiele dann jenes!

„Dann ſpielſt Du wie ein Eſel!“ hatte Rudolf gerufen, worauf dann ſogleich allgemeiner Aufbruch und am andern Morgen die Forderung erfolgt war in ſo feierlicher und barſcher Form, daß der gute junge Mann gar nicht hatte dazu kommen können, ſich in genugthuender Weiſe zu erklären.

Als Jukundus über dieſe Geſchichte lächelte und noch den Namen des Forderers erfuhr, ſagte er: „So, der! Nun der muß in Gottes Namen alle Jahr eine Forderung vom Stapel laſſen, damit ſeine Ehre nicht ſchimmelig wird! Die Ihrige aber, Herr Lieutenant, erfordert allerdings, daß Sie wegen dieſes Vorfalls Ihr Leben nicht auf's Spiel ſetzen und alſo dem Gegner einfach erklären, daß er nicht wie ein Eſel geſpielt haben würde, ſondern in jeder beliebigen andern Eigenſchaft, welche er vorzöge! Sie können daraus immerhin die Lehre ziehen, daß man ſich in Uniform ſtets einer etwas gemeſſenen Sprache bedienen ſollte, auch in den Stunden der Erholung. Nun darf es aber durchaus nicht den Anſchein haben, als ob Ihre Erklärung das Ergebniß einer Unterredung mit der Mutter wäre, wenn Sie, wie ich ſchon geſagt, nicht noch ſchlimmere Folgen herbeiführen wollen. Wenn Ihnen daher damit gedient iſt, will ich als Ihr Rathgeber und Helfer auftreten und dem Herrn gleich jetzt mit drei Zeilen ſchreiben, daß Sie mit mir geſprochen und jene genugthuende Erklärung abgegeben haben und zwar auf meinen Rath! Morgen früh wird der Brief abgehen und die Sache wird damit zu Aller Zufriedenheit abgethan ſein, dafür kann ich Ihnen bürgen!“

Jetzt war von dem Herzen des jungen Kriegers ein großer

Stein gefallen, und um ſeine Dankbarkeit zu beweiſen und zugleich ſich für die ausgeſtandene Sorge zu entſchädigen, hatte er in gewaltſamer Weiſe vieles und gutes Getränke kommen laſſen und den hilfreichen Freund bis zum anbrechenden Morgen feſtgehalten. Der war auch gern bei ihm ſitzen geblieben und hatte gar willig dem frohen Geplauder des jungen Mannes zugehört, der Juſtines Bruder war. Allein der Wein verziſchte unſchädlich in der Tiefe ſeiner warmen Neigung und er ging ſtill mit guten Sinnen zu Bette, während Jener ſo geräuſchvoll ſein Lager ſuchte.

So hatten ſich nun für die Stauffacherin, während ſie über das Uebel mit der aufgehenden Sonne zu triumphiren glaubte, die Dinge nur ſchlimmer geſtaltet; denn nicht nur war es ihr eigenes Blut, welches ſo angeheitert dahin gewallt, ſondern in demſelben auch ein guter Parteigänger für den Feind erſtanden.

Juſtine hatte durch die halbgeöffnete Thüre eine Magd herbeizurufen gewußt und von derſelben vernommen, daß in der That ihr Herr Bruder angekommen und die Nacht hindurch in guter Geſellſchaft mit dem Herrn Hauptmann geblieben ſei. Darauf war ſie wieder in's Bett geſchlüpft und endlich vergnügt eingeſchlafen.

Jukundus ſchlief auch ziemlich lang und Rudolf war bis tief in den Vormittag hinein nicht zu erwecken, bis die Mutter mit Gewalt in ſein Zimmer drang und ihn zur Rede ſtellte. Weil er nun den Ehrenhandel für abgethan erachten konnte, ſo vertraute er die Sache doch noch ſeiner Mutter an und erzählte ihr, wie der gute Rath und die That des Seldwyler Hauptmanns die Schwierigkeit gelöſ't und ſein Leben, man könne wohl ſagen, erhalten habe; denn er könne ſich gar nicht vorſtellen, wie er mit einer wirklichen Piſtolenkugel auf einen geſunden Menſchen hätte ſchießen ſollen, während er dieſem dann doch hätte ſtillhalten müſſen. Und er pries in ſeiner immer noch auf-

geregten Redſeligkeit die Weisheit und Bravheit des Seldwylers ſo gewaltig an, daß ſie von Betroffenheit und Aerger verwirrt in ihr Zimmer eilte und ſich vor der Hand dort einſchloß.

Sie war überdies eiferſüchtig auf ihren Stauffacherruhm und auf ihr mütterliches Anſehen und Recht ganz erboſ't, wieſo ihr Rath dem Sohne übler hätte bekommen ſollen, als derjenige eines jungen Seldwylers. Sie ſtürmte daher bald wieder aus ihrem Verſteck hervor, um dem unberufenen Rathgeber ſelbſt den Kopf zu waſchen und damit zugleich nützliche Händel mit ihm anzufangen, welche die Freundſchaft aufhöben. Allein ſie fand die ganze Geſellſchaft in fröhlicher Eintracht in einer Laube beiſammen ſitzen, Jedes mit einem verſpäteten Frühſtück eigener Erfindung verſehen und Alle untereinander damit Tauſchhandel treibend. Kaum hatte ſie das junge Paar wieder ſo ſchön und glücklich neben einander erblickt, ſo war auch ſchon jeder Vorſatz vergeſſen und ſie half ſogleich für den Nachmittag einen ſchönen Ausflug berathen und feſtſetzen; denn ſie war eine fröhliche Frau, wie alle Stauffacherinnen, wenn gerade keine Gewitterwolken über den Männern ſchweben, die ſie zerſtreuen ſollen.

Wie nun gar während des Tags ſie den Jukundus, den ſie doch zur Rede ſtellte, mit höflichen und klugen Worten die Duellſache auseinander ſetzen hörte, ſah ſie wohl ein, daß er Recht und ihrem Sohne einen guten Dienſt geleiſtet habe, was ſie mit einem dankbaren Gefühl und Zutrauen erfüllte.

Sie machte ſich daher gleichen Tages auch an die Mutter des Jukundi und ſtellte auch dieſe zur Rede mit allerlei ausholenden Sprüchen und Anſchraubungen von wegen der zwei Kinder.

Frau Meyenthal fing das Garn ihrer Rede auch ſofort ein und wickelte es behende auf ein Spüllchen, welches ſie der Gegnerin mit dem Trumpfe zurückgab, daß ſie das Uebel von Seldwyla gar wohl kenne. Allein es komme alles auf die Umſtände

an. Auch ſie habe von Außen her ſich da angeheirathet und ſei eine gute Partie geheißen worden, und es ſei, abgeſehen von dem frühen Hinſcheiden des ſeligen Mannes, nicht übel gegangen, ſo daß, wie ſie glaube, der Sohn, Gott ſei Dank, gut gerathen und für ein gutes und ehrbares Leben empfänglich ſei, was Frau Glor auch glaubte.

Hiemit war die maßgebende Geheimverhandlung durchgeführt und was mächtige Naturſtimmen wünſchten, im Lauf. Die beim übrigen Theil der Schwanauer Familie noch harrenden Schwierigkeiten wurden ſtill und anſtändig überwunden und in wenig Monaten Jukundus und Juſtine als Verlobte ausgerufen.

Es erſchien das allgemein als ein ſo hübſches und gerechtes Ereigniß, daß keine Mißrede zu vernehmen war. Die Verlobten erhielten nicht einen einzigen anonymen Schmäh- oder Warnungsbrief, wie das ſonſt ſo zu geſchehen pflegt, wenn ein großer Neid erregt wird. Der klarſte Morgenhimmel lachte über ihrem Brautſtande und die Hochzeit ſelbſt ward zu einem ſonnigen und klangvollen Feſte mit Fahnen und Geſängen, welches das theilnehmende Volk wie ein altes ſchönes Lied anmuthete.

Zweites Kapitel.

Die jungen Eheleute wohnten im elterlichen Hauſe zu Seldwyla. Es war das ein ziemlich großes Gebäude mit hohen Zimmern und Sälen, im vorigen Jahrhundert von einem Bürger erbaut, der im Auslande reich geworden und ſein Gut in der Vaterſtadt prächtig hatte ausbreiten wollen. Ehe es aber wohnlich eingerichtet und ausgeſtattet war, hatte der Mann ſein ganzes Vermögen in den eingetretenen Revolutions- und Kriegs-

jahren wieder verloren, ſo daß er ſtatt das Haus zu beziehen, wieder fortgezogen war, um dort, wo er die früheren Glücksgüter gefunden, nachzuſehen, ob nicht ſolche von neuem zu erhaſchen wären. Das Haus aber war ſeither von Hand zu Hand gegangen in der Art, daß immer derjenige Seldwyler, der am meiſten Luſt und Mittel zu einem herrſchaftlichen Daſein verſpürte, dasſelbe übernahm und eine Zeitlang bewohnte, ohne daß es jedoch im Innern jemals ganz fertig wurde.

Am längſten hatten es jetzt die Meyenthal beſeſſen und im Verlaufe der Zeit hier eine Tapete, dort einen Anſtrich aufgewendet; vor der Hochzeit hatte Jukundus noch die Außenſeiten des Hauſes auffriſchen und den Garten in gute Ordnung bringen laſſen, und als nun Juſtine mit einer gewaltigen Ausſteuer an fahrender Habe aller Art eingezogen und dieſe in den ſtattlichen Räumen auf das Schönſte vertheilt und untergebracht war, ſchien das geſchmiedete, oder in dieſem Falle das genähte Glück endlich für eine gute Dauer in dem Hauſe zu wohnen. Auch reſidirte die Urheberin desſelben, die Meyenthal, zufrieden und ſtolz in ihrer Abtheilung, beſonders da ſie ſah, daß die ſchöne Juſtine einen feſten und klaren Sinn für den Beſitz und deſſen Erhaltung zeigte und Jukundus ſeine gutgeartete Lenkſamkeit auch der jungen Gattin gegenüber nicht zu verlieren Miene machte.

Mit der Verheirathung hatte er verabredeter Maßen die militäriſche Laufbahn als Berufsſache wieder aufgegeben wegen der fortwährenden Abweſenheit, die ſie mit ſich brachte. Um ſich aber dafür einen ehrbaren Erwerb und eine geordnete Thätigkeit zu ſichern, hatte er ein Handelsgeſchäft errichtet, welches ſich auf den Holzreichthum der Stadtgemeinde und der umgebenden Landſchaft gründete. Zu den großen Allmenden, die von der allemanniſchen Bodentheilung herrührten, waren ſpäter noch die Waldungen von Burg und Stift gekommen, an deren Mauern die Stadt ſich angebaut hatte.

Diese hatte bisher die Quellen ihrer Behaglichkeit geschont und auch aus bürgerlichem Stolz erhalten, wie sie ihre reichen Trinkgeschirre und den alten Wein im Stadtkeller sorgfältig erhielt. Allein durch irgend eine Spalte war die Verlockung und die Gewinnsucht endlich hereingeschlüpft und es wandelte ungesehen schon der Tod durch die weiten Waldeshallen, schlich längs den Waldsäumen hin und klopfte mit seinen Knochenfingern an die glatten Stämme. Als daher eben um diese Zeit Jukundus auftrat, um das Bau- und Brennholz anzukaufen und auszuführen, kam sein Geschäft alsobald in Schwung; denn die Seldwyler zogen die Vermittlung des ihnen wohlbekannten ehrlichen Mitbürgers dem Andringen der fremden Händler, durch die das Unheil eingeschlichen, vor.

Jetzt begannen die hundertjährigen Hochwaldbestände zu fallen und auch sofort dem Strich der Hagelwetter den Durchlaß auf die Weinberge und Fluren zu öffnen. Allein sie waren auch einmal jung und niedrig gewesen oder schon mehrmals vielleicht, und sie konnten wieder alt und hoch werden. Doch als die Axt auch an die jüngeren Wälder gerieth, für das zuströmende Geld immer schönere Zwecke erfunden und die Berghänge dafür immer kahler wurden, fing es den Jukundus innerlich an zu frieren, da er von Jugend auf ein großer Freund und Liebhaber des Waldes gewesen. Während er an dem Handel einen ordentlichen Gewinn machte, begann er sich desselben mehr und mehr zu schämen; er erschien sich als ein Feind und Verwüster aller grünen Zier und Freude, wurde unlustig und oft traurig und vertraute sich seiner Frau an, da sie sein frohes Lächeln, das zu dem ihrigen wie ein Zwillingsgeschwister war, fast seltener werden sah und ihn ängstlich befragte. Sie dachte aber, die Dinge würden mit oder ohne den Mann ihren Lauf gehen und wahrscheinlich nur noch schlimmer, und sie war nur darauf bedacht, ihn bald aus eigenen Kräften wohlhabend und unabhängig zu

wiſſen, um auch von dieſer Seite her ſtolz auf ihn ſein zu können. Sie beſtärkte daher den Mann nicht in ſeiner Unluſt, ſondern ermunterte ihn vielmehr zum Ausharren und er fuhr dann ſo fort.

Da wurde an einer ſchief und ſpitz ſich hinziehenden Berglehne, welche der Wolfhartsgeeren hieß, ein ſchönes Stück Mittelwald geſchlagen. Aus demſelben hatte von jeher eine gewaltige Laubkuppel geragt, welches eine wohl tauſendjährige Eiche war, die Wolfhartsgeeren-Eiche genannt. In älteren Urkunden aber beſaß ſie als Merk- und Wahrzeichen noch andere Namen, die darauf hinwieſen, daß einſt ihr junger Wipfel noch in germaniſchen Morgenlüften gebadet hatte. Wie nun der Wald um ſie her niedergelegt war, weil man den mächtigen Baum für den beſondern Verkauf aufſparte, ſtellte die Eiche ein Monument dar, wie kein Fürſt der Erde und kein Volk es mit allen Schätzen hätte errichten oder auch nur verſetzen können. Wohl zehn Fuß im Durchmeſſer betrug der untere Stamm und die wagrecht liegenden Veräſtungen, welche in weiter Ferne wie zartes Reiſig auf den Aether gezeichnet ſchienen, waren in der Nähe ſelbſt gleich mächtigen Bäumen. Meilenweit erblickte man das ſchöne Baumdenkmal und Viele kamen herbei, es in der Nähe zu ſehen.

Als man nun gewärtigte, welcher Käufer den höchſten Preis dafür bieten würde, erbarmte ſich Jukundus des Baumes und ſuchte ihn zu retten. Er ſtellte vor, wie gut es dem Gemeinweſen anſtehen würde, ſolche Zeugen der Vergangenheit als Landesſchmuck beſtehen zu laſſen und ihnen auf allgemeine Koſten Luft und Thau und die Spanne Erdreich ferner zu gönnen; wie die verhältnißmäßig kleine Summe des Erlöſes nicht in Betracht kommen könne gegenüber dem unerſetzlichen inneren Werth einer ſolchen Zierde. Allein er fand kein Gehör; gerade die Geſundheit des alten Rieſen ſollte ihn ſein Leben koſten, weil es hieß, jetzt ſei die rechte Zeit, den höchſten Ertrag zu erzielen; wenn der Stamm einmal erkrankt ſei, ſinke der Werth ſofort um Vieles.

Jukundus wandte sich an die Regierung, indem er ihr die Erhaltung einzelner schöner Bäume, wo solche sich finden mögen, als einen allgemeinen Grundsatz belieben wollte. Es wurde erwiedert, der Staat besitze wohl für Millionen Waldungen und könne diese nach Gutdünken vermehren, allein er besitze nicht einen Thaler und nicht die kleinste Befugniß, einen schlagfähigen Baum auf Gemeindeboden anzukaufen und stehen zu lassen.

Er sah wohl, daß man überall nicht zugänglich war für seinen Gedanken und daß er sich nur als Geschäftsmann bloß stellte und heimlich belächelt wurde. Da kaufte er selbst die Eiche und das Stück Boden, auf welchem sie stund, säuberte den Boden und stellte eine Bank unter den Baum, unter dem es eine schöne Fernsicht gab, und Jedermann lobte ihn nun für seine That und ließ sich den Anblick gefallen. Aber von diesem Augenblicke an suchte auch Jedermann, ihn zu benutzen und zu übervortheilen, wie einen großen Herrn, der keiner Schonung bedürfe.

Aus Widerwillen gegen die Baumschlächterei änderte Jukundus nach und nach, aber so rasch als möglich, sein Geschäft, indem er den Holzhandel verließ und dafür sich auf den Verkehr mit jenen Schätzen warf, welche aus dem Schooße der Erde kommen und das Holz ersetzen. Er errichtete Magazine von Stein- und Braunkohlen, führte Thon- und Eisenrohre ein, um die hölzernen Wasserleitungen zu verdrängen, Backsteine zu leichteren Baulichkeiten, die man sonst von Holz zu erstellen pflegte, Cement für allerlei Behälter, und verleitete einen reichen Bauer, sich ein gewaltiges festes und kühles Mostfaß aus Cement errichten zu lassen. Als dies gelang, sah er im Geiste schon statt der hölzernen Fässer in jedem Keller solche Vorrathsgefäße, gleich den großen in der Erde ruhenden Weinkrügen der Alten, und das gute Eichenholz gespart. Auch kaufte er Massen von ausgedien-

ten Eisenbahnschienen, welche in hundert Fällen einen Holzbalken vertreten.

Natürlich ging die Holzausfuhr ohne ihn und über ihn hinweg nach den alles aufzehrenden Städten; allein er war nun mit seinem Gewissen im Reinen, ohne welchen stillen Gesellschafter er sich als Handelsherr nicht glücklich fühlte. Auch wären die neuen Geschäfte an sich nicht ohne Gewinn geblieben, wenn nicht bei jener Geschäftsänderung eine gewisse Störung stattgefunden und, seit er den Baum als Pensionär an seine Kost genommen, sich das Gebahren der Geschäftsfreunde verändert hätte, so daß diese nun das wahre Gesicht zeigten.

Jukundus sagte immer die Wahrheit und glaubte dafür auch Alles, was man ihm sagte. Er eröffnete stets im Anfang seine ganze Meinung und was er thun und halten konnte und nahm als richtig an, was ihm der Andere von seinen Kaufs- und Verkaufsbedingungen und von der Beschaffenheit der Waare mittheilte, erst in der Meinung, daß jener schon sich bemühen werde, der Sache näher auf den Grund zu kommen, später, als das nicht geschah, gleich mit dem kecken Vorsatz der Täuschung. Und alle Erfahrung half hier nichts und jede Ermahnung der Frauen, nicht so leichtgläubig zu sein, war fruchtlos. Denn gleich das nächste Mal glaubte er wieder, weil er nicht anders konnte, oder es war ihm zu widerwärtig und verächtlich, lange zu zanken und zu feilschen. Dazu kam, daß er nichts weniger als ein geschickter Finanzmann war, der Geld und Credit zu wenden wußte, und so fügte es sich, daß eines Tages seine Mittel erschöpft waren und das Ende herangekommen. Es geschah dieß plötzlich, weil er nicht lange von einem Nagel an den andern gehängt und keinen Scheinverkehr getrieben hatte.

Er überlegte, ob er sich zuerst der Mutter oder der Gattin oder beiden gleichzeitig anvertrauen und mittheilen solle, daß der Wohlstand dahin sei und von unten auf wieder angefangen

werden müſſe, was und wo, wiſſe er noch nicht. Er entſchied ſich für die Frau. Als er nun mit ihr allein in ſeiner Handelsſtube ſtand und ſchweren Herzens von ſeiner Lage zu erzählen begann, trat ſie ganz nahe zu ihm hin, ſtrich ihm mit der Hand über die ſorgenvolle Stirne und unterbrach ihn mit der Frage, ob ſeine Bücher richtig und vollſtändig geführt ſeien? Als er die Frage bejahte, lachte ſie ihn ſo ſchön an, daß ihm das Herz aufging, und ſagte, in dieſem Falle kenne ſie den Sachbeſtand ſchon, da ſie neugierig geweſen ſei und neulich in ſeiner Abweſenheit ſeine oder vielmehr ihre gemeinſchaftlichen Angelegenheiten ſtudirt habe.

In der That hatte ſie, da ſie inne geworden, daß er Kummer verbarg, eines ſtillen Sonntags, als er verreiſen mußte und, wie gewohnt, die Schlüſſel auf ihr Arbeitstiſchchen legte, dieſe genommen und ſich auf ſeiner Schreibſtube eingeſchloſſen; dort hatte ſie ſeine Bücher und Papiere unterſucht, was ſie gar wohl verſtand. Es war alles klar und durchſichtig und jede Zahl an ihrem Platze. Sie ſah, daß es nicht lange mehr gehen könne, jedoch die Gefahr eines ſchimpflichen Vorgangs nicht vorhanden ſei, wenn zur rechten Zeit der Strich unter die Rechnung gemacht werde. Bei ſeiner Offenheit gewiß, daß ſeine Beichte nicht lange auf ſich warten laſſen werde, hatte ſie ſeither bereits gehandelt und ihre Eltern in's Vertrauen gezogen. Schon bei der Einwilligung zu der Heirath war in dem ſtolzen Sinne der reichen Leute der Fall vorausgeſehen und im Geheimen feſtgeſetzt worden, daß die jungen Leute nach Schwanau kommen ſollten, wenn es, wie wahrſcheinlich wäre, in Seldwyla nicht ginge. So war denn Juſtine über ihre Entdeckung nicht eben ſehr erſchrocken, ſondern empfand faſt eher eine geheime Freude, daß ſie den lieben, ſchönen, guten Mann in ihr Vaterhaus ziehen und dort mit aller Vorſorge einſpinnen und in Seide wickeln könne, wie ein zerbrechliches Glasmännchen.

Wie ſie ihm dieſe Pläne nun aber mittheilte und eröffnete,

daß man nur eine raſche, ſtille Abwicklung der Geſchäftslage in Seldwyla vorzunehmen und nach Schwanau überzuſiedeln brauche, wo Jukundus ſich ſchon werde nützlich machen können, erblaßte er und ſagte: „Da würde meine Freiheit und mein Selbſtbewußtſein dahin ſein! Lieber will ich Holz hacken!“

„Nun, da kann ich auch dabei ſein!“ erwiederte Juſtine, „da helfe ich Dir ſägen, und wenn wir alsdann ſo im Regenwetter auf der Straße ſind und beide an der Säge hin und herziehen, zanken wir miteinander, daß die Leute ſtill ſtehen, wie wir es auf unſerer Hochzeitsreiſe in jener großen Stadt geſehen haben!“

Sie ſetzte ſich und fuhr fort: „Erinnerſt Du Dich noch, welch' einen ſeltſamen Eindruck es auf uns machte? Das regnete, regnete unaufhörlich, das Holz war naß und die Säge war naß und der Mann und die Frau waren durchnäßt und ſie riſſen die Säge unabläſſig hin und her und zankten bitterlich mit harten Worten! Weißt Du, warum? Sie ſtritten um die Noth, um das Elend, um die Sorge, und ſchämten ſich nicht im Geringſten vor den Leuten, die zuhörten —“

„Schweig,“ rief Jukundus, „wie kannſt Du mein Wort ſo ausmalen und ausbeuten, da Du wohl weißt, wie es zu nehmen iſt!“

„Es kann Alles darin liegen, was ich geſagt habe!“ antwortete Juſtine. „Komm,“ ſagte ſie und legte den Arm um ſeine Schultern, „Alles liebt Dich und Alles hilft Dir, Du biſt ein ganzer Mann, wenn Du nur erſt einen vernünftigen Boden unter den Füßen haſt! Aber hier gedeihen wir nicht!“

Jukundus brach die Unterredung ab, um ſich zu ſammeln; denn er war verwirrt und geſtört, weil er die Sache nicht ſo troſt- und muthlos angeſehen hatte wie ſeine Frau, und er fühlte ſich gekränkt. Er ging zu ſeiner Mutter; die fing aber ſogleich an zu weinen, als ſie von der Lage Kenntniß erhielt. Alles ſchien ihr verloren, wenn der Sohn ſich nicht an die Frau und deren

Haus hielte, und ſie beſchwor ihn, ſein und der Seinigen Glück nicht zu Grunde zu richten.

Die gute Mutter hatte ſich gegen die Armuth nun ſo lange zu wehren und derſelben durch ihre kluge Verheirathung des Sohnes, wie ſie glaubte, für immer zu entgehen gewußt, und ſie fürchtete die Armuth wie ein geſchliffenes Schwert.

Juſtine dagegen haßte und verachtete die Armuth wie etwas an ſich Böſes und Verächtliches, wenn es ſich nicht etwa um fremde arme Leute handelte, denen man gemächlich Gutes thun kann. Sie übte ſogar eine eifrige und geordnete Mildthätigkeit, ging in die Hütten der Armen und ſuchte ſie auf. Aber wo die Armuth in ihre engeren Lebenskreiſe der Blutsverwandtſchaft oder Freundſchaft eindringen wollte, empfand ſie einen harten Abſcheu, wie gegen die Peſt, und floh ordentlich davor. Es half daher nichts, daß Jukundus wieder zu ihr ging und ihr vorſtellte, ſie könne ja das ungewiſſe Schickſal immer ein wenig mit ihm verſuchen und ertragen, da ihr ja ſchließlich die elterliche Zuflucht und ihr reiches Erbe geſichert ſei. Nicht einen Tag wollte ſie ihn und ſich der Noth und der Erniedrigung ausgeſetzt ſehen, und als ihr Vater kam und ihm freundlich zuredete, als zu einer Sache, die ja ſelbſtverſtändlich ſei und ſich für Alle auf's Beſte ordnen laſſe, mußte er ſich ergeben.

Die Arbeitsleute Jukundis wurden ausbezahlt und verabſchiedet, der Grundbeſitz verkauft, weil die Mutter, welche noch Theil daran hatte, nicht allein in Seldwyla bleiben wollte, und alle Verbindlichkeiten gelöſ't. Jukundus behielt hierauf nicht einen Thaler mehr in der Hand für den Augenblick, was ihm eine höchſt ſeltſame Empfindung verurſachte. Juſtine indeſſen betrieb guten Muthes und voll Munterkeit das Einpacken der fahrenden Habe und die Ueberſiedlungsanſtalten; bald war ſie in Schwanau, um dort die Wohnung einzurichten, bald wieder in Seldwyla, um hier die Dinge zu beſorgen, war reichlich mit

Geldmitteln verſehen und vergaß in ihrem frohen Eifer gänzlich, daran zu denken, ob auch Jukundus noch etwas bedürfe oder in der Hand habe.

Da wurde es ihm zu Muthe, wie wenn er ohne einen Zehrpfennig in ein fernes Land unter wildfremde Menſchen wandern müßte, deren Sprache er nicht verſtehe, und er ſah ſich beſorgt um, wo er noch wenigſtens ein Stück eigenes Handgeld erraffen könne für alle Fälle. Es war noch der große Eichbaum vergeſſen worden, den er gerettet und erhalten hatte. Mit wehmüthigem Lächeln verkaufte er den alten Rieſen nun doch ſammt dem Boden, auf dem er ſtand, und erhielt einige Tauſend Franken, welche er ſorgfältig aufbewahrte.

Der Käufer des Baumes ſtellte ſogleich ein Dutzend Männer ein, welche deſſen Wurzeln frei machten und untergruben und volle acht Tage damit zu ſchaffen hatten. Als man endlich ſo weit war, daß der Baum umgezerrt werden konnte, ſtrömte ganz Seldwyla auf die Berghalde hinaus, um den Fall mit anzuſehen, und Tauſende von Menſchen waren rings herum gelagert, mit Speiſe und Trank wohl verſehen.

Starke Taue wurden in der Krone befeſtigt, lange Reihen von Männern daran geſtellt, welche auf den Befehlsruf zu ziehen begannen; die Eiche ſchwankte aber nur ein Weniges und es mußte Stunden lange wieder gelöſ't und geſägt werden in den mächtigen Wurzeln. Das Volk aß und trank unterdeſſen und machte ſich einen guten Tag, aber nicht ohne geſpannte Erwartung und erregtes Gefühl.

Endlich wurde der Platz wieder weithin geräumt, das Tauwerk wieder angezogen und nach einem minutenlangen ſtarken Wanken, während einer wahren Todtenſtille, ſtürzte die Eiche auf ihr Antlitz hin mit gebrochenen Aeſten, daß das weiße Holz hervorſtarrte. Nach dem erſten allgemeinen Aufſchrei wimmelte es augenblicklich um den ungeheuren Stamm herum. Hunderte

kletterten an ihm hinauf und in das grüne Gehölz der Krone hinein, die im Staube lag. Andere krochen in der Standgrube herum und durchſuchten das Erdreich. Sie fanden aber nichts, als ein kleines Stück gegoſſenen dicken Glaſes aus der Römerzeit, das vor Alter wie Perlmutter glänzte, und eine von Roſt zerfreſſene Pfeilſpitze.

Auf einer fernen Berghöhe, über welche eben Jukundus mit den Seinigen langſam hinwegfuhr, riefen arbeitende Landleute plötzlich, nach dem Horizont hinweiſend: „Seht doch, wie die alte Wolfhartsgeeren-Eiche ſchwankt, weht denn dort ein Sturmwind?“ Denn ſie konnten die Leute nicht ſehen, die daran zogen. Jukundus blickte auch hin und ſah, wie ſie plötzlich nicht mehr dort und nur der leere Himmel an der Stelle war.

Da ging es ihm durch's Herz, wie wenn er allein Schuld wäre und das Gewiſſen des Landes in ſich tragen müßte.

Die Seldwyler aber lebten an jenem Abend eher betrübt als luſtig, da der Baum und der Jukundi nicht mehr da waren.

Im Beginn ſeines Aufenthaltes zu Schwanau verbrachte Jukundus ſeine meiſte Zeit bei den Großeltern auf dem Berge, die er einſt wegen ihres ſcheinbar unfreundlichen, herben und raſtloſen Weſens beinah gefürchtet hatte. Im Verlaufe der Zeit war er aber auf einen guten Fuß mit ihnen gerathen und ſogar der Liebling der Alten geworden, wie denn öfter geſchieht, daß ſolche Landleute in ihrer uralten Sicherheit gern etwas Müßiges und ihnen Ungleiches um ſich leiden mögen, das ihre Heiterkeit weckt. In dem jungen Manne ſahen ſie etwas fremdartig Unpraktiſches, aber Liebenswürdiges, das vermuthlich keinen guten Stern haben würde und daher Mitleid und Theilnahme verdiene. So dachten die Ehgaumers, wie ſie im Volke noch hießen *von dem verſchollenen* Ehegaumeramte her, das der Großvater

vor einem halben Jahrhundert einſt bekleidet hatte und eine Art Sitten- und Eherichteramt geweſen war. So alt wie dieſer Titel war auch der Schnitt der weißen Haube und des großen weißen Halstuches, womit die Ehgaumerin ſich ſchmückte, und Alles ſtammte noch aus jener Zeit, da ſchon Goethe bei einem Beſuch in dieſer Gegend ſchrieb, der Ort gebe von der ſchönſten und höchſten Cultur einen reizenden und idealen Begriff, die Gebäude ſtehen weit auseinander, Weinberge, Felder, Gärten, Obſtanlagen breiten ſich zwiſchen ihnen aus u. ſ. w., und: was man von Oekonomen wünſchen höre, den höchſten Grad von Cultur mit einer gewiſſen mäßigen Wohlhabenheit, das ſehe man hier vor Augen.

Dieſer Zuſtand war nun auf dieſem Hochſitz noch der nämliche bis auf das Wohnhaus, das Nußbaumgeräthe in der Stube und das Geſchirr in den Schränken, während die neue Zeit mit ihrem veränderten Angeſicht und ihren geſteigerten Verhältniſſen ſich gegen das Ufer hinab lagerte. Jukundus erfreute ſich der reinen Luft auf der Höhe und half den Alten und ihren Dienſtleuten ſo eifrig bei ihren Arbeiten, daß er bald aller Dinge kundig und ein Offizier wurde bei den Patriarchen, den ſie nicht wieder entlaſſen wollten.

Juſtine freute ſich des guten Anſehens, das ihr Mann ſich bei den Großeltern erwarb, und kam öfter vergnügt auf den Berg geſtiegen, um ihn Abends herunter zu holen, oder ſie freute ſich auch, oben ein Gewitter zu erleben während der Heuernte, das die jungen Leute zwang, dort die Nacht zuzubringen. Dann zog ſie ihr modiſches Oberkleid aus, ſchlug eines der weißen Halstücher der Großmutter um, die Zipfel auf dem Rücken verbunden, und kochte die gebrannte Mehlſuppe, buck den duftenden Eierkuchen oder briet die leckere Fettwurſt, die ſie eigenmächtig zum Nachtmahl aus der Vorrathskammer geraubt. Wenn ſie dann mit gerötheten Geſicht gar fröhlich und lieblich dreinſchaute und

vollends die glänzende Zinnkanne mit klarem leichtem Weine regierte, ſo bezeugten die Alten, daß ſie erſt jetzt wie eine rechte alte Landjungfer ausſehe, und es gab etwa noch eine kleine Mummerei, indem die Großmutter ihren verjährten Granatſchmuck, ſowie Sonntagshäubchen und ſeidene Jacken herbei brachte, die ſie vor ſechzig Jahren in blühender Jugend getragen. Damit kleidete ſich die Enkelin zum allgemeinen Wohlgefallen; aber anſtatt in den Spiegel ſchaute Juſtine dann mit ihrem glückſeligen Lachen dem Jukundus in's Geſicht, das die wie aus weiter Zeiferne herüberleuchtende Erſcheinung anſtaunte.

Auch an Sonntagen ging er meiſtens in den Berg hinauf, da es ihm dort wohler zu Muth war, als in dem lauten, aber eintönigen Geſellſchaftslärm, welchen die viel ſprechenden Leute bei ihren Zuſammenkünften unten erhoben.

An Feiertagen lag auf dem Berge immer die Bibel geöffnet auf dem Tiſche, damit die Ehgaumerin die langen Stunden hindurch bequem ab und zu darin leſen konnte, wenn es ihr einfiel, wie man einen Krug Wein, eine Schüſſel mit Kirſchen oder andern Näſchereien an ſolchen Ruhetagen zur Erquickung bereitſtehen läßt.

Hatte ſie ihren Rosmarinzweig und ihre Brille dann auf das Buch gelegt, wenn ſie des Leſens müde war, ſo pflegte Jukundus gern ſich hinter die Bibel zu ſetzen und darin zu leſen, weil ihm das Buch ſonſt ſelten zur Hand war, wie es ſo geht, wo man ſtets Neueres und Nothwendigeres leſen ſoll oder dann jenes Alte in der Zwangszeit der Schuljahre ſich genugſam angeeignet zu haben meint. Er betrachtete die ſchwülen Gewittergründe des alten Teſtamentes, die leidenſchaftlichen Geſtalten darin, oder entdeckte die hamletartige Scene im Johannesevangelium, wo Jeſus nachdenklich mit dem Finger etwas auf den Boden ſchreibt, ehe er ſagt, wer ohne Sünde ſei, möge den erſten Stein auf die Sünderin werfen, wo er dann wieder ſchreibt und,

als er aufſieht, alle Ankläger hinweg gegangen ſind und das Weib einſam vor ihm ſteht im ſtill gewordenen Tempel.

Die Großmutter ſah das ſehr gern; denn ſie war ganz alt- und rechtgläubig und überzeugt, daß das Leſen in der Bibel Jedem ohne Weiteres gedeihlich ſei. Juſtine hatte ihn, um ſein unkirchliches Weſen zu beſchönigen, bei den Alten für einen Philoſophen ausgegeben; denn ſie ſelbſt hing der unbeſtimmten Zeitreligion an und war darin um ſo eifriger, je geſtaltloſer ihre Vorſtellungen waren.

Einſt ſetzte ſich die Alte traulich zu ihm, als er wieder las; die fein gefältelten Spitzenflügel ihrer Haube ſtreiften ſeine Wange und ſie ſtreichelte ihm die Hand, indem ſie ſagte:

„Nun, Herr Philoſoph, ich glaube immer, Du haſt doch ein klein wenig Gottesfurcht!“

Jukundus war von dieſer Frage überraſcht und dachte darüber nach. Es dünkte ihn, er könnte wohl antworten; allein ſollte er der alten Frau das anvertrauen, was ihn ſeine eigene Frau eigentlich noch nie gefragt hatte, wenn er es recht überlegte? Und wie ſollte dieſe auch nach dem fragen, was ſie nicht kannte? denn ſie beſaß warmes religiöſes Gefühl, aber ſie war in Hinſicht auf göttliche Dinge viel zu neugierig und indiskret und hatte auch ein zu großes perſönliches Sicherheitsgefühl, um das haben zu können, was man in reinerem Sinne ſonſt unter Gottesfurcht verſtanden hat. Daß es mit dem lieben Gott ſelbſt nun kritiſch beſchaffen war, hatte ſie ſchon von den geſuchteſten Kanzelrednern vernommen, deren Vorträgen ſie nachreiſte. Für Chriſtum aber, den ſchönſten und vollkommenſten Menſchen, wie ihn dieſe Prieſter nannten, hegte ſie mehr die Geſinnung ſchweſterlicher Verehrung oder ſchwärmiſcher Freundſchaft; ihm hätte ſie das ſchönſte Sophakiſſen und die herrlichſten Pantoffeln ſticken können, ſeinem Haupt und ſeinen Füßen zur würdigen Ruhe! Ja, die tiefſte Rührung hatte ſie einſt ergriffen, als ſie auf Reiſen jenes

berühmte Bild Coreggio's gesehen, welches das Antlitz Christi auf dem Schweißtuch der Veronika mit magischer Wirkung darstellt. In den Anblick des träumerisch starren Ausdruckes des höchsten Leidens versunken, hatte sie tief aufgeseufzt und alsbald Mitgefühl suchend ihren Mann angelächelt, der ihr zur Seite stand, und noch jetzt gehörte jener Augenblick zu ihren liebsten Erinnerungen; aber alles dies glich nicht der Gottesfurcht.

Als die Alte indessen auf einer Antwort bestand, sagte Jukundus bedächtig:

„Ich glaube, der Sache nach habe ich wohl etwas wie Gottesfurcht, indem ich Schicksal und Leben gegenüber keine Frechheit zu äußern fähig bin. Ich glaube nicht verlangen zu können, daß es überall und selbstverständlich gut gehe, sondern fürchte, daß es hie und da schlimm ablaufen könne, und hoffe, daß es sich dann doch zum Bessern wenden werde. Zugleich ist mir bei Allem, was ich auch ungesehen und von Andern ungewußt thue und denke, das Ganze der Welt gegenwärtig, das Gefühl, als ob zuletzt Alle um Alles wüßten und kein Mensch über eine wirkliche Verborgenheit seiner Gedanken und Handlungen verfügen oder seine Thorheiten und Fehler nach Belieben todt schweigen könnte. Das ist einem Theil von uns angeboren, dem Anderen nicht, ganz abgesehen von allen Lehren der Religion. Ja, die stärksten Glaubenseiferer und Fanatiker haben gewöhnlich gar keine Gottesfurcht, sonst würden sie nicht so leben und handeln, wie sie wirklich thun.

„Wie nun dieses Wissen Aller um Alles möglich und beschaffen ist, weiß ich nicht; aber ich glaube, es handelt sich um eine ungeheure Republik des Universums, welche nach einem einzigen und ewigen Gesetze lebt und in welcher schließlich Alles gemeinsam gewußt wird. Unsere heutigen kurzen Einblicke lassen eine solche Möglichkeit mehr ahnen als je; denn noch nie ist die *innere Wahrheit* des Wortes so fühlbar gewesen, das in diesem

Buche hier steht: In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen!"

„Amen!" sagte die Alte, die aufmerksam zugehört hatte; „das ist doch etwas und besser als gar nichts, was Du da predigst. Lies nur fleißig in meiner Bibel, da wirst Du für Deine Republik schon noch einen Bürgermeister bekommen!"

„Wohl möglich," erwiederte Jukundus lachend, „daß zuweilen ein solcher gewählt wird und somit der Herrgott eine Art Wahlkönig ist!"

Die Alte lachte auch über diese Idee, indem sie rief: „So ein ordentlich angesehener Herr Weltammann! Wie sie da drüben Landammänner haben!" Sie deutete hiebei durch das offene Fenster nach dem Gebirge hinüber, wo in den alten Landrepubliken die obersten Amtleute so genannt wurden.

Sie lachte immer mehr darüber; denn da sie in ihrem hohen Alter allezeit an Gott und die Ewigkeit zu denken liebte, so war ihr auch das unschuldige Spiel mit dem Namen Gottes willkommen, um ihn zur Hand zu haben.

Wie Beide nun in ihrem nicht gerade schulgerechten Religionsgespräche sich vergnügten und lachten, schaute Justine durch die Nelkenstöcke herein, die vor dem Fenster standen, und ihr Gesicht glühte trotz den Nelken, da sie den Berg erstiegen hatte, um ihren Mann herunter zu holen. Ihr schönes Gesicht überglühte aber fast noch die rothen Nelken, als die Großmutter lustig rief: „Komm schnell herein, Kind! Eine Neuigkeit! Dein Mann hier hat ein Bischen ganz ordentliche Gottesfurcht, er hat es so eben mir selber gestanden!"

Es ergriff sie augenblicklich eine seltsame Eifersucht, daß die Großmutter mehr von den Gedanken Jukundi's wissen sollte, als sie, seine Frau, und sie sagte: „Wahrscheinlich thut er mir darum kein einziges Mal die Ehre an, mit mir zur Kirche zu gehen!"

„Sei ſtill!“ ſagte Jukundus „zanke nicht! Wir zanken ja auch nicht um's klare Waſſer, das Jedes trinkt, wann und wo es will!“

Dieſes Wort nahm Juſtine wieder auf, als ſie am Arme ihres Mannes die abendliche Höhe entlang wandelte, um auf einem entfernteren Wege hinunter zu gehen.

„Wir zanken nicht um's Waſſer! Aber wir müſſen ſorgen, daß wir auch nie um's liebe Brod ſtreiten müſſen, weder unter uns, noch mit andern!“ ſagte ſie und erzählte ihm, wie die Familie und ſie ſelbſt wünſchen, daß er nun ſich in feſter Weiſe in dem großen Gewerbs- und Handelsgeſchäfte des Hauſes bethätigen und Stellung nehmen möchte. Die ländliche Beſchäftigung bei den Alten auf dem Berge paſſe auf die Dauer nicht recht für ihn und führe zu nichts, während unten Alle bereit ſeien, ihn in die Geſchäfte einzuführen und Arbeit wie Gewinn redlich mit ihm zu theilen.

Jukundus fühlte die Meinung wohl, die es hiebei hatte; man wollte Niemand in der Familie dulden, der nicht reich zu werden fähig und willig war, und da er im Grunde keine beſſere Meinung verlangen konnte, ſo ergab er ſich ohne weiteres Zögern darein, obgleich mit geheimem Mißtrauen gegen ſich ſelbſt. Er ſagte alſo der Juſtine, er werde gleich am nächſten Morgen, da es Montag ſei, anfangen und einen vollen Wochenlohn zu verdienen ſuchen.

So wurde er denn früh am andern Tage in die Schreibſtuben und Arbeitsräume des Hauſes eingeführt, um der Reihe nach die verſchiedenen Zweige des Geſchäftes kennen zu lernen und derſelben Herr zu werden. Das Haus Glor betrieb ſeit mehr als dreißig Jahren die Seidenweberei, welches Geſchäft mit der Zeit zu bedeutendem Umfange gediehen war. In hundert ländlichen Wohnungen an den ſonnigen Berglehnen, hinter klaren *Fenſtern*, ſtanden die Webſtühle der Mädchen und jüngeren

Frauen der Bevölkerung, welche die glänzenden Stoffstücke mit leichter fleißiger Hand webten und so selber allwärts den Grund zu einem kleineren Wohlstande legten. Auf allen Wegen eilten die rüstigen Gestalten mit den Weberbäumen auf der Schulter heran, um das fertige Stück abzugeben und die Seide für ein neues Stück zu holen. In großen Sälen waren aber auch Maschinen aufgestellt, an welchen schwerere und reichere Stoffe verfertigt und männliche Arbeiter beschäftigt wurden.

Der Ankauf der rohen Seide, die Vorbereitung derselben durch die verschiedenen Stadien, die Beaufsichtigung und Beurtheilung der Arbeit, der Verkauf der gehäuften Vorräthe, der Ausblick in den allgemeinen Verkehr und die Berechnung des richtigen Augenblickes für jede Geschäftshandlung, endlich die vortheilhafteste Verwendung der eingehenden Werthsummen, alles dies bedingte eine unaufhörliche, rasch laufende Thätigkeit und eine Reihe ineinandergreifender Erfahrungen.

Der Verkehr mit den zuströmenden Mäklern, welche die aus verschiedenen Welttheilen herkommenden Würmergespinnste anboten, derjenige mit den Männern, welche die Ausfuhr der fertigen Gewebe nach anderen Welttheilen vermittelten und hiebei wieder eigenen Reichthum zu gewinnen trachteten, erheischte fortwährende Gewandtheit und rasche Ueberlegung. Die täglich sich mehrende Concurrenz forderte ein peinliches Zurathehalten der aufzuwendenden Mittel und zugleich die genaueste Prüfung der gelieferten Arbeit in Bezug auf ihre Güte und Reinheit, während die gleichen arbeitenden Hände, die man so streng überwachen mußte, von anderer Seite eifrig gesucht und abwendig gemacht wurden, wenn die Unternehmungslust im Schwange war; ging sie aber zurück, so mußten dieselben auf die besseren Tage hin mit Opfern in Thätigkeit erhalten bleiben.

Wiederum mußte der Wechsel des Geschmacks und der Bedürfnisse unter den verschiedensten Himmelsstrichen aufmerksam

verfolgt werden. Hier mußte das gefällige und dauerhafte Seidenkleid der Bürgersfrau alt geordneter Gesellschaftsländer geliefert werden; dort handelte es sich um das billige Prunkkleid, das die Weiber der kalifornischen oder australischen Abentheurer einige Jubeltage hindurch schmückte, um nachher weggeworfen zu werden. Je nach der Bestimmung mußte die Kunst der großen Färbereien in Anspruch genommen und der Krieg mit denselben geführt werden um die schönsten und dauerhaftesten Farben für das Kennerauge der ächten Hausfrau oder um den trügerischen Schein für die farbigen Schönheiten im entlegensten Westen.

In dies verwickelte Getriebe war nun Jukundus hineingestellt, um darin schwimmen zu lernen, und er bestand die Probe nicht gut. Im Anfang, bei den einzelnen einfacheren Handtierungen, ging es ordentlich, weil er aufmerksam und sorgfältig arbeitete. Allein man klagte bald über Langsamkeit, da die Beweglichkeit und der leichte Sinn der ersten Jugend vorüber war, und es hieß, er käme nicht recht von der Stelle. Um ihn nun mit Gewalt schwimmen zu lehren, wurde er köpflings in den Strudel gestürzt, und er trieb sich auch mit gezwungener Lustigkeit oder vielmehr mit einer gewissen Angst hastig in demselben herum, daß ihm Hören und Sehen verging. Arbeiter betrogen ihn um die anvertraute Seide, indem sie das Gewebe zu leicht und locker machten und ihn über die Ursache belogen. Andere wußten ihm Geschäftsgeheimnisse abzuschwatzen, um auf eigene Faust eine schädliche Concurrenz zu eröffnen. Den Mäklern und Zwischenhändlern glaubte er gegen alle gefaßten Vorsätze immer wieder auf's Wort und genehmigte alle ihre Angebote schon, wenn die Anderen erst begannen, ihnen halbwegs zuzuhören und Antwort zu geben. In diese Ungeschicklichkeit arbeitete er sich recht eigentlich noch hinein, mehr als es in seinem *Wesen* bedingt war; eine Art unnatürlicher Dummheit

legte ſich auf ſeine Seele und umſchleierte ſeine Gedanken, ſobald es ſich um Geſchäfte handelte, und ehe ein halbes Jahr vorüber war, hatte er wie ein verborgener Marder einen merklichen Schaden in Geſtalt eines Mindergewinns angerichtet, welchem nachgeſpürt wurde.

Als Juſtine bemerkte, daß die fremden Leute und Angeſtellten des Hauſes ihren Mann bereits nicht mehr für ein Kirchenlicht hielten und ihn mitleidig belächelten, weinte ſie heimlich vor Aufregung und Bekümmerniß und verfiel in eine beklemmende Angſt, daß ſie werde anfangen müſſen, ihn für einen unglücklichen, beſchränkten Menſchen zu halten. Die Ausſprüche des Vaters und der Brüder, wenn die Angelegenheit geheim berathen wurde, waren auch nicht angethan, ihren Muth und ihr Selbſtgefühl zu erhöhen, und ſelbſt die Troſtworte der alten Stauffacherin, daß man in einem ſolchen Hauſe wohl vermöge, einen blinden Paſſagier mitreiſen zu laſſen, wenn er ſonſt geſittet ſei, vermochten nicht, ſie aufzurichten.

Ging ſie aber zu Jukundi's Mutter, um zu fragen und zu klagen, ſo weinte dieſe mit ihr und beſchwor ſie, nur auszuharren, Jukundus ſei gewiß kein dummer Kerl, er werde ſich ſchon noch bewähren u. ſ. w.

Jukundus hatte keine Ahnung, wie es um ihn her tönte, und doch war ihm keineswegs wohl bei der Sache. Da Jeder überzeugt war, daß es nicht lange ſo gehen und ohnehin eine Aufklärung eintreten werde, ſo wollte Niemand zuerſt mit ihm reden und Niemand ihm zuerſt weh thun; allein es verbreitete ſich doch ein leichter Nebel um ihn her, welcher die Augen der Umſtehenden zu verhüllen und den Ton ihrer Stimmen zu dämpfen ſchien.

Als er aber eines Tages wieder einen Vorrath roher Seide gekauft hatte zu einem Preiſe, der noch vor zwölf Stunden gegolten, jetzt aber ſchon etwas gefallen war, und er gebeten wurde,

dieſen Theil der Geſchäfte lieber laſſen zu wollen, und als dieſe Bitte ſich in einigen Tagen auch auf einem anderen Gebiete wiederholte, hörte er, etwas betreten, ganz auf. Erſt als Niemand ihn um die Urſache ſeiner genommenen Muße fragte und Alles ſeinen Weg fortging, als ob Nichts geſchehen wäre, erkannte Jukundus endlich ſeine Lage und ſeine völlige Vereinſamung.

Am gleichen Tage wurde ihm auch ſeine Erkenntniß beſtätigt.

Juſtine war auf den Abend in's Pfarrhaus eingeladen, wo der Pfarrherr eine Abhandlung über die zeitgemäße Wiederbelebung und Erneuerung der Kirche durch die Künſte vorleſen wollte, ein Thema, welches ſie ſehr anſprach und auch nach Maßgabe der kleinen Verhältniſſe ſchon beſchäftigte. Jukundus ſeinerſeits verhielt ſich kühl in dieſer Sache und liebte, ſo wenig als möglich in der Sprechweite des Geiſtlichen zu weilen. Doch hatte er, da es ein dunkler Herbſttag war, verſprochen, die Gattin abzuholen.

Der Pfarrer ſtand auf der äußerſten Linie der Streiter für die zu reformirende Kirche, die religiöſe Gemeinde der Zukunft. Die Jugendjahre hindurch hatte er im Allgemeinen freiſinnig und ſchön gepredigt, ſo daß die Heerden, die er gehütet, ſehr erbaut, wenn auch nicht durchaus klar waren, auf welchem Boden ſie eigentlich ſtanden. Unter dem Schutze der weltlichen Macht und nach dem Beiſpiel altbewährter Führer hatte das jüngere Geſchlecht die freiere Weltbetrachtung auf der Kanzel, ſowie die freiere Bewegung im Leben errungen. Die ſtrenggläubige Richtung war unvermerkt zur bloßen Vertheidigung ihres Daſeins hinübergedrängt worden, ohne daß von alledem an der äußeren Form des Gottesdienſtes viel zu merken war. Die alten Lieder, die alten Gebetformen, die alten Bibeltexte herrſchten und nur *bei gegebenem* Anlaſſe wurde das Uebermenſchliche menſchlich

behandelt; im Uebrigen blieb Christus der Erlöser und Herr und an der Einheit und Persönlichkeit der Weltordnung, sowie an der Unsterblichkeit der Seele durfte nicht gerüttelt werden. Die Theologie galt noch für eine geschlossene Wissenschaft, auch wo ihre Träger längst im Stillen allen möglichen zweifelhaften Anschauungen nachhingen und den lieben Gott einen guten Mann sein ließen, auch mit geheimen Seufzern das mögliche Ende ihres Selbstbewußtseins bedachten.

Dabei wurde mit Geringschätzung auf die früheren Aufklärer und Rationalisten herabgesehen, welche mit ihrer trockenen Tapferkeit doch die jetzige Zeit vorbereitet hatten, und die philiströsen Wundererklärer wurden selbstzufrieden belächelt, während man selbst immer das eine oder andere Wunder ausnahm und dasselbe halb natürlich, halb übernatürlich geschehen ließ.

Allein diese glückliche Zeit, wo alles so behaglich und rühmlich verlief für Jeden, der gewandt in der Rede war und dem es nicht an Keckheit mangelte, verwandelte sich, wie alles in der Welt.

Gerade durch die wachsende Ausbreitung und Macht der freien Richtung wurde die Lust zur festeren Vereinigung und Gestaltung und der Wunsch nach der Herrschaft genährt, was zugleich ein deutlicheres Aussprechen dessen mit sich brachte, was man eigentlich bekannte und meinte.

Nun war aber gerade wieder die Zeit, wo die Physiker eine Reihe merkwürdiger Erfahrungen und Entdeckungen machten und die Neigung, das Sehen mit dem Begreifen zu verwechseln, überhand nahm und naturgemäß vom Stückweisen auf das Ganze geschlossen wurde, öfter aber nur da nicht, wo es am nöthigsten war.

Auch verbreiteten neue Philosophen, welche ihre Stichwörter wie alte Hüte von einem Nagel zum andern hingen, böse verwegene Redensarten, und es geschah ein großer Zwang in nachgesagten Meinungen und Sprüchen.

Wer nun unter den Priestern ruhiger und bescheiden war, dachte, es komme auf ein gewisses Maß des Mehr oder Weniger in der Unklarheit nicht gerade an, und verhielt sich klüglicher Weise friedlich auf dem gewonnenen Standort, streitbar nur gegen die alten Feinde und Unterdrücker. Andere dagegen wollten um keinen Preis den Anschein haben, als ob sie hinter irgend einer Sache zurückblieben, nicht Alles wüßten und nicht an der Spitze der Dinge ständen. Diese rüsteten sich mit schweren Waffen und setzten sich auf die äußersten Zweige des Baumes hinaus, von wo sie einst mit großem Klirren herabfallen werden.

Der Pfarrer von Schwanau hatte sich zu dieser Schaar gesellt, weil auch ihm es nicht möglich war, im Widerspruche mit dem Geiste und der Bildung der Zeit zu leben, wie er sie verstand.

Er lehrte daher, es sei der Wissenschaft zuzugeben, daß ein persönlicher Lenker der Welt und hierüber eine Theologie nicht mehr bestehen könne. Aber da wo die Wissenschaft aufhöre, fange das Glauben und Ahnen des Unerklärten und Unbestimmten an, welches allein das Gemüth ausfüllen könne, und diese Ausfüllung sei eben die Religion, die nach wie vor verwaltet werden müsse, und die Verwaltung dieses Gebietes sei jetzt Theologie, Priester- und Kirchenthum. Das göttliche Wort sei demnach unsterblich und heilig und seine Verwaltung heilig und weihevoll. Nach wie vor stehe der Tabernakel aufgerichtet, um welchen Alle sich schaaren sollen, die nicht an trostloser Leere des Herzens zu Grunde gehen wollen. Ja, das geheimnißvolle Ausfüllsel des Tabernakels bedürfe mehr als je der weihenden und räuchernden Priester, als Lenker der hülflosen Heerde. Keiner dürfe hinter dem Tabernakel herumgehen, sondern Jeder müsse sich vertrauensvoll an dessen Verwalter wenden; dafür dürfen die Priester nichts Menschlichem mehr fern bleiben, das sie immer noch am besten verständen, und sie seien erbötig, überall

nach wie vor zu helfen und beizustehen, daß die Wurst am rechten Zipfel angeschnitten würde. Nur verlangen sie dafür Heilighaltung des Tabernakels des Unbekannten und allgemeine Aufmerksamkeit bei Verkündung und Beschreibung desselben.

Hiebei beklagte der Pfarrer in ergreifender Weise die Unwahrhaftigkeit auf der Kanzel, welche die Dinge nicht beim rechten Namen nenne und dem Volke keinen reinen Wein einzuschenken wage, als ob es denselben nicht vertragen könnte, und er beschrieb die Unwahrhaftigkeit und Kunst des Verwischens so trefflich, daß die zuhörende Gemeinde von Neuem hingerissen ausrief: Wie schön, wie wahr und tief hat er das wieder gesagt!

Dann aber forderte er die Versammlungen wiederum auf, alle Schlacken auszuwerfen und sich zu weihen für den Gedanken der Unsterblichkeit durch die Heiligung alles Thuns. Zwar sei der Wissenschaft zuzugeben, daß die persönliche Fortdauer der Seele ein Traum der Vergangenheit sein dürfte. Wolle und müsse inzwischen einer doch darauf hoffen, so sei ihm das unbenommen; im Uebrigen aber sei die Unsterblichkeit jetzt schon und in jedem Augenblicke da. Sie bestehe in den unaufhörlichen Wirkungen, die aus jedem Athemzug in den andern folgen und in denen die Gewähr ewiger Fortdauer liege. Seinen Schilderungen konnte dann die unvermählt gebliebene Greisin entnehmen, daß wir in unsern Kindern und Enkeln fortleben; der Arme im Geiste getröstete sich der unsterblichen Fortwirkung seiner Gedanken und Werke; der durch haushälterischen und sparsamen Sinn oft Geplagte freute sich, daß nicht ein Atom seines Leiblichen wirklich verloren gehe, sondern in dem Haushalte der Natur in ewig wechselnder Gestaltung zu Ehren gezogen bleiben und verschwenderisch zur Hervorbringung von tausend neuen Keimen beitragen werde. Der Mühselige und Beladene endlich durfte auf ein durchgreifendes Ausruhen von aller Beschwerde hoffen.

Das Gebäude seiner Rede tapezierte er schließlich mit tausend Verslein und Bildern aus den Dichtern aller Zeiten und Völker auf das Schönste aus, wie nie zuvor gesehen worden; es war wie in dem Stübchen eines Zolleinnehmers, der die Armuth seiner vier Wände mit Bildausschnitten und Fragmenten, mit Briefköpfen und Wechselvignetten aus allen Ecken der Welt überklebt und vor dem Fenster ein Kapuzinerchen stehen hat, das die Kapuze auf und ab thut.

Es galt aber nicht nur, den Tempel des gesprochenen Wortes also auszuschmücken, sondern auch der wirkliche gemauerte Tempel mußte der neuen Zeit entsprechend wieder hergestellt werden. Die Kirche zu Schwanau war noch ein paar Jahrhunderte vor der Reformation erbaut worden und jetzt in dem schmucklosen Zustande, wie der Bildersturm und die streng geistige Gesinnung sie gelassen. Seit Jahrhunderten war das alterthümliche graue Bauwerk außen mit Epheu und wilden Reben übersponnen, innen aber hell geweißt, und durch die hellen Fenster, die immer klar gehalten wurden, fluthete das Licht des Himmels ungehindert über die Gemeinde hin. Kein Bildwerk war mehr zu sehen, als etwa die eingemauerten Grabsteine früherer Geschlechter, und das Wort des Predigers allein waltete ohne alle sinnliche Beihülfe in dem hellen, einfachen und doch ehrwürdigen Raume. Die Gemeinde hatte sich seit drei Jahrhunderten für stark genug gehalten, allen äußeren Sinnenschmuck zu verschmähen, um das innere geistige Bildwerk der Erlösungsgeschichte um so eifriger anbeten zu können. Jetzt, da auch dieses gefallen vor dem rauhen Wehen der Zeit, mußte der äußere Schmuck wieder herbei, um den Tabernakel des Unbestimmten zieren zu helfen.

Hiefür war vorzüglich Justine gewonnen worden, welche, um den lauen Sinn ihres Mannes so viel als möglich gut zu machen, dem wunderlichen Reformwerke doppelt zugethan war

und ſowohl mit eigenen reichen Gaben, als mit dem eifrigen Sammeln fremder Spenden voranging und kräftig eingriff.

Das ſonnige, vom Sommergrün und den herein nickenden Blumen eingefaßte Weiß der Wände hatte zuerſt einem bunten Anſtrich gothiſcher Verzierung von dazu unkundiger Hand weichen müſſen. Die Gewölbefelder der Decke wurden blau bemalt und mit goldenen Sternen beſäet. Dann wurde für gemalte Fenſter geſammelt und bald waren die lichten Bogen mit ſchwächlichen Evangeliſten- und Apoſtelgeſtalten ausgefüllt, welche mit ihren großen ſchwachgefärbten modernen Flächen keine tiefe Glut, ſondern nur einen kränklichen Dunſtſchein hervorzubringen vermochten.

Dann mußte wieder ein gedeckter Altartiſch und ein Altarbild her, damit der unmerkliche Kreislauf des Bilderdienſtes wieder beginnen könne mit dem „äſthetiſchen Reizmittel,“ um unfehlbar dereinſt bei dem wunderthätigen, blut- oder thränenſchwitzenden Figurenwerk, ja bei dem Götzenbild ſchlechtweg zu endigen, um künftige Reformen nicht ohne Gegenſtand zu laſſen.

Endlich wurden die Abendmahlkelche von weißem Ahornholze, die weißen reinlichen Brodteller und die zinnernen Weinkannen verbannt und ſilberne Kelche, Platten und Schenkkrüge vergabt bei jedem Familienereigniß in reichen Häuſern, auf Juſtine's Betreibung hin, deren reichſtolzes Gemüth ſich an dem Glanze erfreute, nicht fühlend, daß ſie der neuen Kirche zur Grundlage eines artigen alten Kirchenſchatzes verhalf, der ſich ja jeden Tag ſtill aber beharrlich vermehren und auch den Aeckern und Weinbergen und dem Zehnten von jeder Hand Arbeit wieder locken konnte, zumal ein leerer Tabernakel noch mehr Platz hat, als ein beſetzter.

Schon waren alle Künſte, ſelbſt die Bildhauerei mit einigen übermalten Gypsfiguren, vertreten, ausgenommen die Muſik,

welche daher eiligſt herbeigeholt wurde. Weil zu einem Orgelwerk die Mittel noch nicht beiſammen waren, ſtiftete Einer einen trompetentönigen Quiekkaſten; ein gemiſchter Chor ſtudirte kurzer Hand alte katholiſche Meßſtücke ein, die man der erhöhten Feierlichkeit wegen und weil Niemand den Text verſtehen konnte, lateiniſch ſang. Dieſer Chor ſpaltete ſich in verſchiedene Abtheilungen; Kindergruppen wurden zugezogen und eingeübt, und unter dem Namen einer den Gottesdienſt neu belebenden Liturgie wurde, nur verſuchsweiſe, ein wackeres kleines Dramolet in Scene geſetzt, aus welchem ſich mit der Zeit wieder die pomphafte Darſtellung eines Weltmyſteriums geſtalten konnte.

Alles Geſchaffene wäre aber ſalzlos geweſen ohne die Uebung heilſamer Zucht. Um das erneuerte Tempelhaus zu füllen, duldete der Pfarrer Keinen, der nicht hineingehen wollte. Er kehrte alſo den Spieß vor Allem gegen Diejenigen, welche ſich draußen hielten und ſich vermaßen, das, was er verkündige, ſelbſt ſchon zu wiſſen.

„Nicht die Jeſuiten und Abergläubigen," rief er von der Kanzel mit lauter Stimme, „ſind jetzt die gefährlichſten Feinde der Kirche, ſondern jene Gleichgültigen und Kalten, welche in dünkelhafter Ueberhebung, in trauriger Halbwiſſerei unſerer Kirche und religiöſen Gemeinſchaft glauben entrathen zu können und unſere Lehren verachten, indem ſie in ſchnödem Weltſinne nur der Welt und ihren materiellen Intereſſen und Genüſſen nachjagen. Warum ſehen wir Dieſen und Jenen nicht unter uns, wenn wir in unſerem Tempel vereinigt uns über das Zeitliche zu erheben und das Göttliche, Unvergängliche zu finden trachten? Weil er glaubt, nachdem wir in hundertjährigem Kampfe die Kirche befreit vom ſtarren Dogmenpanzer, er habe jetzt nichts mehr zu glauben, nichts mehr zu fürchten, nichts mehr zu hoffen, was er ſich nicht ſelbſt beſſer ſagen könne, als jeder Prieſter! Weil er nicht weiß, daß alles vergangene und

gegenwärtige Glauben und Wiſſen von göttlichen Dingen nur Eine zuſammenhängende, große und tiefe Wiſſenſchaft bildet, die fortlebt und verwaltet werden muß von denen, die es gelernt haben und verſtehen. Weil er endlich nicht weiß, daß er in der bitteren Stunde ſeines Todes nach unſerem Beiſtande ſchmachten und des geheimnißvollen Troſtes des Tabernakels bedürftig ſein wird!

Aber jetzt iſt er noch in Selbſtſucht und Dünkel befangen. Weil er frei und ungehindert iſt durch unſer Verdienſt, ſo verſchmäht er es voll Undank, an unſerem Zuſammenhalte gegen die Gewalt der Finſterniß und der Lüge Theil zu nehmen, den Kampf des Lebens gemeinſchaftlich mit uns zu kämpfen, unſere Freude zu der ſeinigen zu machen und, indem er ſich einen Chriſten nennt, den Altar mit uns zu zieren! Da geht er denn nun ſo hin, der Dieſer und Jener, der Gleichgültling, der Indifferent iſt, der Stölzling. Freilich weiß er nicht, wie dürftig und betrübt er uns vorkommt in ſeiner Sicherheit, die wir ihm freilich nicht mehr nehmen können oder wollen, obgleich er ſie nur von uns hat! Freilich weiß er nicht, wie dürr der Pfad iſt, auf dem er ſo dahin wandelt, an welchem keine Sonntagsglocken läuten, auf dem keine Oſtern und keine Auferſtehung blüht, nicht die Auferſtehung des Fleiſches meine ich, ſondern die Auferſtehung des Geiſtes, die ewigen Oſtern des Herzens! Es geht ihm auch darnach! Kein Segen begleitet ihn, ſein Gemüth verbittert ſich und grollt mit uns, die wir uns unſerer Errungenſchaften und des Werkes unſeres Herrn Jeſu Chriſti erfreuen und das Oſterlamm genießen jetzt und alle Tage. Wenn dann Strom und Bäche vom Eiſe befreit ſind und ſelig und jubelvoll „bis zum Sinken überladen entfernt ſich unſer letzter Kahn,“ dann wird er traurig am Ufer ſtehen und uns trotzig nachſchauen, ein Selbſtausgeſchloſſener und Selbſtverurtheilter! denn wir verurtheilen Niemanden und verdammen Keinen. Nein, wir laſſen

Jedem seine Freiheit, eingedenk des allerdings furchtbar doppelsinnigen Wortes: „Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht, vor dem freien Menschen erzittert nicht!“

Du aber laß ihn nicht entrinnen aus den diamantenen Ketten Deiner ewigen Sittengesetze, die Du gegründet hast, o allliebender Schöpfer und Herr, Urheber der Grundfesten des Landes und der gürtenden Fluth des Meeres, o du Spanner des ewigen Himmelszeltes! Führe ihn zurück in Dein schützendes Heiligthum, das wir Dir errichtet nach Deinem Gebote, das Du uns verkündet durch den Mund Mose:

„Und wer unter Euch verständig ist, der komme und mache, was der Herr geboten hat:

„Nämlich die Wohnung mit ihrer Hütte und Decke, Rengen, Brettern, Nägeln, Säulen und Füßen;

„die Lade mit ihren Stangen, den Gnadenstuhl und Vorhang;

„den Tisch mit seinen Stangen und allem seinem Geräthe, und die Schaubrode;

„den Leuchter zu leuchten, und sein Geräthe und seine Lampen, und das Oel zum Licht;

„den Räuchaltar mit seinen Stangen, die Salbe und Spezerei zum Räuchwerke, das Tuch vor der Wohnung Thür;

„das Handfaß mit seinem Fuße;

„die Kleider des Amtes zum Dienst im Heiligen, die heiligen Kleider Aarons, des Priesters, mit den Kleidern seiner Söhne, zum Priesterthum.“

Bringe ihn herein in deine Wohnung, daß er mit uns bete:

Geist der Liebe, Weltenseele, Vaterohr, das keine
Stimme überhöret der dich lobenden Gemeine!
Eine Reihe Dankgebetes, Lobgesangs ein Faden,
Zieht sich hin vom Duft des Morgens zu des Abends Scheine.

ine Reihe Lobgeſanges, Dankgebets ein Faden,
Zieht ſich hin vom Duft des Abends zu des Morgens Scheine.
ieb, daß dieſe Seele auch durch der Gebetesflammen
Schürung dir die innere Lebendigkeit beſcheine!

b, daß er das Land der Unvergänglichkeit ſuche mit der Sehn-
t der goethe'ſchen Prieſterjungfrau, die da ſagte:

Und an dem Ufer ſteh' ich lange Tage,
Das Land der Griechen mit der Seele ſuchend!

er einſt mit der ſterbenden Blume des Dichters ſinge:

Ew'ges Flammenherz der Welt,
Laß verglimmen mich an dir!
Himmel, ſpann' dein blaues Zelt,
Mein vergrüntes ſinket hier.
Heil, o Frühling, deinem Schein!
Morgenluft, Heil deinem Weh'n!
Ohne Kummer ſchlaf' ich ein,
Ohne Hoffnung aufzuſteh'n.

ihm die Antwort werde:

O beſcheidenes Gemüth,
Tröſte dich, beſchieden iſt
Samen Allem, was da blüht.
Laß den Sturm des Todes doch
Deinen Lebensſtaub verſtreu'n,
Aus dem Staube wirſt du noch
Hundertmal dich ſelbſt erneu'n.
Amen!"

tte er dermaßen wohlklingend und nicht ſelten mit wirklich
hten Augen, von ſeinem Galimathias ſelbſt aufgeregt, ge-
et, ſo geſchah es häufig, daß auf dem Kirchwege die Zuhörer
bei eilten und ihm dankend die Hände drückten, und an den
ylbeſetzten Mittagstafeln wurde er aus ſchönem Munde ge-
lsbedürftig geprieſen, von klugen Männern gelobt, daß man

jetzt auch wieder einmal kirchlich und christlich sein könne, ohne sich dem Verdachte der Beschränktheit und des Zurückbleibens auszusetzen.

Zu den also bescholtenen Gleichgültigen und Indifferenten gehörte auch Jukundus. Er war der neuen Kirche nicht feindlich gesinnt und wünschte ihr nichts in den Weg zu legen, wohl wissend, daß alle Dinge in der Welt ihren Verlauf haben müssen. Allein mit seiner naiven Wahrheitsliebe war es ihm unmöglich, den Schein einer solchen wenigstens für gedankengeübte Männer unwahren Kirchlichkeit mit zu tragen, und machte von dem Rechte seiner persönlichen Freiheit ohne Geräusch und Prahlen Gebrauch. Er that dies um so hartnäckiger, als dieses Gebiet fast das einzige war, auf welchem er seine volle Unabhängigkeit von der Sorge wie von der Liebe noch bewahrte.

Der Pfarrer aber, welcher die Frau Justine zu seinen Hauptstützen zählte, da sie mit ihrem Ansehen fast für einen Kirchenältesten gelten konnte, mochte nicht gerne leiden, daß deren Mann die Sache durch sein Fernstehen nicht zu billigen und so über derselben stehen zu wollen schien. Er empfand alles solches Fernstehen als einen stillen Vorwurf gegen sich selbst und eine schweigende Kritik seines Thuns, und er hatte daher einen Groll gegen Jukundus gefaßt und predigte gegen ihn. Denn auch diese Untugend hatten einige der neuen Priester von den Alten herübergenommen, daß sie auf der Kanzel, wo sie allein das Wort führten und Niemand erwiedern durfte, aussprachen, was sie irgend persönlich bedrückte, und nach Gutdünken anklagten und anzeigten. Jener wußte aber hievon nichts, weil er nicht viel Acht gab auf der Leute Reden und dem Sinne undeutlicher Anspielungen nicht nachfragte.

Als Jukundus am spätern Abend also auf den Pfarrhof kam, *um seine* Frau versprochener Maßen abzuholen, hatte der

Pfarrer seinen Vortrag über die gegenseitige Verjüngung der Kirche und der schönen Künste vor einigen Freunden eben beendigt. Jukundus mußte noch ein wenig Platz nehmen.

„Wenn Sie mir gegönnt hätten, meine kleine Arbeit mit Ihrem Mitanhören zu beehren," sagte der Pfarrherr, „so würden Sie vielleicht einen Ausgleichspunkt gefunden haben in dem Gedanken, daß jetzt die Zeit da ist, wo die Kunst ihr Dasein der Religion danken und der guten reichen und doch jetzt so armen Mutter vergelten kann! Sie würden vielleicht selbst einige Befriedigung in der Aussicht finden, wenigstens in einem bedeutenden Tonwerk etwa einst in Gemeinschaft mit uns Ihr Herz aussingen zu können, möchten Sie auch dabei denken, was Sie wollten, und uns überlassen, das Gleiche zu thun!"

Justine schaute bei diesen Worten ihren Mann hoffnungsvoll an. Es war ihre schönste Erinnerung, in dem ersten Jahre ihrer Ehe mit ihm in einer größeren Stadt an einem musikalischen Feste mitgewirkt zu haben. Bei der Aufführung eines mächtigen biblischen Oratoriums hatten sie sich, Jedes bei seiner Stimme, so nahe gestanden, daß sie in den Pausen einander die Hand geben konnten. Am Abend hatte Jukundus seine Frau zärtlich in die Arme geschlossen und ihr gestanden, daß er trotz allem Erlebten noch nie so glücklich gewesen sei wie heute, da er in dem wohltönigen Sturme der Musik und des Gesanges mitgesungen und dabei neben sich noch ihre liebe Stimme mit gehört habe.

Allein jetzt erwiederte er dem Geistlichen, schon in trüber Stimmung gekommen und durch dessen Gewaltsamkeit nicht aufgeheitert, etwas trocken:

„Ich bin nicht Ihrer Ansicht, daß die Religion die Kunst hervorgebracht habe. Ich glaube vielmehr, daß die Kunst für sich allein da ist von jeher und daß sie es ist, welche die Reli-

gion auf ihrem Wege mitgenommen und eine Strecke weit geführt hat!“

Der Pfarrer wurde ganz roth; er ertrug im Kreiſe ſeiner engſten Gemeinde ſolchen Widerſpruch nicht leicht und ſagte: „Nun, wir wollen die Sache nicht weiter verfolgen; Sie ſind wohl in mehr als einer Beziehung ein Laie, ſonſt würde Ihnen bekannt ſein, daß wir Theologen heut zu Tage manche Kreiſe des Wiſſens in unſere theologiſche Wiſſenſchaft hereingezogen haben, die ihr ſonſt nicht verpflichtet waren und deren Ueberſicht Ihnen in Ihrer Lebensſtellung fehlt!“

Jukundus verſetzte etwas hart: „Dieſes Bedürfniß mögt Ihr Theologen fühlen; ich glaube aber nicht, daß Euere Theologie dadurch den Charakter einer lebendigen Wiſſenſchaft wieder gewinnt, ſo wenig als die ehemalige Cabbaliſtik, die Alchymie oder die Aſtrologie noch eine ſolche genannt werden könnte!“

Hierdurch in ſeinem Innerſten getroffen und beleidigt, rief der Geiſtliche: „Ihr Haß gegen uns macht Sie blind und thöricht! Aber es iſt genug, wir ſtehen über Ihnen und Ihresgleichen, und Ihr werdet in Euerem verblendeten Dünkel die Köpfe an unſerem feſten Bau einrennen!“

„Immer gleich das Gefährlichſte!“ ſagte Jukundus, der inzwiſchen ganz ruhig geworden war; „wir rennen gegen keine Wand! Auch handelt es ſich nicht um Haß und nicht um Zorn! Es handelt ſich einfach darum, daß wir nicht immer von Neuem anfangen dürfen, Lehrämter über das zu errichten, was Keiner den Andern lehren kann, wenn er ehrlich und wahr ſein will, und dieſe Aemter denen zu übertragen, welche die Hände danach ausſtrecken. Ich als Einzelner halte es vorläufig ſo und wünſche Euch indeſſen alles Wohlergehen; nur bitte ich, mich vollkommen in Ruhe zu laſſen; denn hierin verſtehe ich keinen Scherz!“

Er hatte dieſe letzten Worte mit feſter Stimme geſprochen, und dieſe Stimme zerriß ſeiner Frau, die ſeinen Arm zum Weg-

gehen ergriffen hatte, das Herz. Sie hatte in der neuen Kirchenkultur, die ihr so freisinnig, so gebildet, so billig schien, zuletzt fast den einzigen Halt gegen den geheimen Kummer gefunden, der sie drückte; nun war ihr Mann in offener Auflehnung dagegen ausgebrochen. Denn sie hielt ihn dem Pfarrer gegenüber für unwissend und unzulänglich, für einen Unglücklichen! Das Unheil eines Glaubenszwiespaltes in Verbindung mit einem beginnenden häuslichen Unglück war plötzlich da, mitten in der so erleuchteten und wohlredenden Kirchenwelt.

Kaum auf die Straße gekommen, ließ Justine den Arm ihres Mannes fahren und ging wie taumelnd neben ihm her, leise weinend. Da es herbstlich stürmte und regnete, so glaubte Jukundus, sie wolle bequemer allein gehen und achtete nicht auf ihren Zustand. Bis sie zu Hause angekommen, hatte sie sich äußerlich gefaßt; inwendig aber zitterte sie vor Aufregung und Entrüstung.

Jukundus, den Vorfall schnell vergessend und von andern Sorgen erfüllt, wollte mit ihr jetzt die gemeinsame Lage besprechen und ihr darstellen, wie er glaube, daß sein rechter Platz nicht in diesem Hause sei, daß er doch versuchen müsse, auf eigenen Füßen zu stehen, wozu wohl noch schöne Zeit sei; daß sie ihm in die Hauptstadt folgen sollte, wo er gute Verbindungen und Freunde habe. Wenn sie einige Mittel von den Eltern mitnehmen könnte für den Anfang, nur so viel, als sie etwa für den Kirchenkultus und die andern Lieblingssachen schon ausgegeben habe, so wäre ihm für die Zukunft nicht bange.

Er berührte diesen letzteren Punkt nur kleinlaut, weil er für sich nichts zu bedürfen glaubte und nur die Scheu Justine's vor aller Mittellosigkeit in's Auge faßte.

Kaum war er aber hier angelangt, so schwieg sie nicht länger; die rauhe Ursprünglichkeit der emporgekommenen Volksfamilie, welche die Männer zuweilen überfiel, brach mit aller

Herbigkeit auch bei ihr unversehens zu Tage. Leidenschaftlich und rücksichtslos und ebenso unbesonnen rief sie, er möge gehen, wohin er wolle, sie werde ihm nicht folgen, wenn er in ihrem Hause nicht zu gedeihen vermöge, wo es ihm an nichts und an keinem Entgegenkommen gemangelt habe. Weder den Ihrigen noch ihr selbst fiele es ein, noch das geringste Opfer an ein solch verlorenes Leben zu wagen und das Geld einem solchen .... nachzuwerfen.

Sie brauchte dabei einen Ausdruck, den sie kaum je im Munde geführt, und welchen, ohne daß es gerade ein eigentliches Schimpfwort war, doch kein rechter Mann von Seite seiner Frau erträgt.

Kaum war das Wort ihrem Munde entflohen, so erblaßte Justine und sie schaute ihren Mann mit großen Augen an, der schon vorher erbleicht war und jetzt schweigend hinausging.

Justine eilte, ihre Mutter zu suchen; die war aber noch im Hause eines der Brüder und jene ging daher dorthin, um Rath und Zuflucht zu finden.

Jukundus aber weckte seine eigene Mutter, welche ermüdet schon zu Bette gegangen war, hieß sie sich ankleiden, packte dann das Nothwendigste zusammen, holte in der Nacht selbst einen Miethwagen herbei und fuhr unbemerkt in der stürmischen Regennacht mit seiner Mutter davon, versehen mit dem wenigen Gelde, das er noch von dem Verkaufe jenes alten Eichbaums übrig behalten und aufbewahrt hatte.

Von diesem Augenblicke an war aus dem Gesichte der beiden Ehegatten jenes anmuthige und glückliche Lachen verschwunden, so vollständig, als ob es niemals darin gewohnt hätte.

In dem dunkeln Wagen, neben der alternden Mutter, die in Ergebung und Schlaftrunkenheit wieder eingeschlummert war, sah Jukundus das schöne Gesicht Justine's vor sich, wie es ihn zum erstenmale angelacht hatte. Dieses Lächeln, sagte er sich

bitter, ſind die Künſte eines Muskels, der gerade ſo und nicht anders gebildet iſt; durchſchneidet ihn mit einem kleinen leichten Schnitt und Alles iſt vorbei für immer!

In der Morgendämmerung ſtand Juſtine, die nicht zu Bette gegangen war, vor einem Spiegel und ſah ihre ſtarren, bleichen Lippen; ſie verſuchte ſchmerzlich zu lächeln über den ſchönen, ſchlimmen Traum des entſchwundenen Glückes. Allein ihr Mund und beide Wangen waren ſtarr und unbeweglich wie Marmor, der Mund blieb von nun an verſchloſſen, und vom Morgen bis zum Abend und einen Tag wie den andern.

Drittes Kapitel.

Jukundus hatte ſich nach der Landeshauptſtadt begeben, wo es ſeine erſte Sorge war, die vor Schreck und Kummer erkrankte Mutter zu pflegen und zu begraben; denn ſie erholte ſich nicht mehr, weil ſie keine Hoffnung mehr barg, daß es dem Sohne noch wohlgehen und das, was ſie nicht geſponnen und gewebt, vorhalten könne.

Auf dem Rückwege von ihrem Grabe begegnete er einem militäriſchen Vorgeſetzten, der ihn wohl kannte, aber lang nicht geſehen hatte. Der fragte ihn nach ſeinen jetzigen Umſtänden, und als er dieſelben, ſoweit ſie mittheilbar waren, kennen gelernt, ſagte er zu Jukundus, er wäre gerade der Mann, den er ſuche, um in ſeinem ausgebreiteten Handels- und Unternehmungsweſen eine beſtimmte Lücke auszufüllen. Er ſuche einen zuverläſſigen ruhigen Mann, von dem er wiſſe, daß er ſeine Obliegenheiten kurzweg und pünktlich erfülle, nicht nach rechts oder links ſchaue, ohne die Wachſamkeit zu verlieren, und hauptſächlich keine eigenen Spekulationen betreibe.

Jukundus verband ſich mit dem Manne und übernahm ſofort die ihm zugedachte Stelle, und es ging vom erſten Augenblicke an gut. Die ihm angewieſene Thätigkeit war der Art, daß er weder ſelbſt zu täuſchen und zu lügen, noch die Lügen Anderer zu glauben brauchte. Er hatte nicht nöthig zu überfordern oder zu unterbieten, zu feilſchen oder zu überliſten und Ueberliſtungen abzuwehren. Was darüber hinaus an Menſchenkenntniß und deren Anwendung erfordert wurde, ward ihm geläufig, wie ehedem, da ihm mit der verſchwundenen Befangenheit es wie Schuppen von den Augen fiel.

So floſſen ſeine Tage ernſt und ſtill dahin und nicht die kleinſte Freude erhellte ſeine Augen. Mit Juſtine lebte er ohne jede Verbindung; er erwartete vergeblich ein Zeichen von ihr, daß ſie die geſchehene Beleidigung bereue und zurückzunehmen wünſche, während ſie hieran von den Ihrigen verhindert wurde, welche fanden, es ſei beſſer, die Dinge einſtweilen liegen zu laſſen, wie ſie lägen, und das weitere Glück des Jukundus abzuwarten, ob daſſelbe auch Beſtand habe. Sie hatten nicht Unrecht, es ein Glück zu nennen; denn das Finden ſeiner ſelbſt in dunkeln Tagen iſt meiſtens mehr Glücksſache, als die Menſchen gewöhnlich eingeſtehen wollen, und hier hatte es vielleicht einzig von der zufälligen Begegnung mit dem erfahrenen und einſichtigen fremden Manne abgehangen.

Jukundi's kalte und bittere Ruhe dauerte aber nicht lange. Während er in ſeiner Geſchäftsſtellung ſich täglich brauchbarer erwies und bald über die anfänglich angewieſene Stufe hinausgehoben wurde, faſt ohne Jemandes Zuthun, ſo daß der früher ſo ſchwer erreichbar erſchienene reichere Erwerb und die gegründete Ausſicht auf Beſitz ſich wie von ſelbſt einſtellten, trat im öffentlichen Leben eine Bewegung ein, in welche er mehr ſeiner verbitterten Gemüthsſtimmung als eigentlicher Neigung gemäß leidenſchaftlich hineingezogen wurde.

In der Republik waren ſeit der letzten jener politiſchen Umgeſtaltungen, durch welche das Volk ſich verlorene Rechte erneuert oder vorhandene erweitert, vierzig Jahre verfloſſen und es war im jüngeren Geſchlechte der Wille einer neueren Zeit reif geworden, ohne daß die noch herrſchenden Träger der früheren Geſtaltung denſelben kannten oder anerkennen wollten. Sie hielten die Welt und den Staat, wie ſie gerade jetzt beſtanden, für fertig und gut und wieſen ihre Mitwirkung zu jeder erheblichen Aenderung mit einem beharrlichen Nein von ſich, indem ſie ſich auf eine ununterbrochene Thätigkeit in der mäligen Ausbildung des Beſtehenden, einſt ſo geprieſenen zurückzogen. Durch dieſen Widerſtand erwarben ſie ſich das Ausſehen von Stehenbleibenden, ja Feinden des Forſchrittes, und erweckten eine je länger je heftiger gereizte Stimmung gegen ſich. Da ſie aber die Geſchäfte ſachlich und redlich beſorgten und alle Mühe auf allerlei Dinge verwendeten, welche an ſich keineswegs wie Rückſchritt ausſahen, ſo war der Anfang zu einer großen Aktion ſchwer zu finden. Denn wenn das Volk hiebei nicht den Anſtoß zu gewaltſamen Ereigniſſen gewinnt, woraus an einem Tage von ſelbſt das Gewünſchte ſich geſtaltet, ſo bedarf es einer ungeheuren moraliſchen Aufregung, um auf dem Wege der geſetzlichen Ordnung zu ſeinem Ziele zu gelangen und eine ſelbſtgegebene Verfaſſung, ſelbſtgewählte Vertreter zu beſeitigen und an deren Stelle das Neue zu ſetzen.

Dieſe Aufregung, welche bei der gewaltſamen Umwälzung durch einige Tropfen rauchenden Blutes hervorgebracht wird, erreicht das Volk auf dem anderen Wege, um ſchlüſſig zu werden, nur dadurch, daß es das erſte Unrecht begeht mittelſt einer falſchen Anſchuldigung und ſodann getreu dem Satze, daß der Unrechtthuende den leidenden Theil mit wachſendem Haſſe verfolgt, nicht mehr ruht, bis der Stein des Anſtoßes hinweggeräumt und der neue Rechtsboden, den es will, errungen iſt.

Aber auch zu einer vollen runden Hauptanſchuldigung, welche für ſolch' eine allgemein um ſich greifende Gemüthsbewegung ausgereicht hätte, fand ſich keine rechte Handhabe vor. Jedes einzelne der unerfüllten Begehren war nicht eine Frage der Unſchicklichkeit oder des Volksbetruges, ſondern nur eine Frage der Zweckmäßigkeit, welche beſtritten war.

Da aber ein Volk oder eine Republik, wenn ſie durchaus Händel ſuchen mit ihren Führern und Vertretern, nicht auf die Dauer wegen des Anfanges verlegen ſind und immer neue Mittel erfinden, ſo ſtellte man ſich zuletzt einfach vor die Perſonen hin und ſagte: Eure Geſichter gefallen uns nicht mehr.

Dies geſchah mittelſt einer dämoniſch ſeltſamen Bewegung, welche mehr Schrecken und Verfolgungsqualen in ſich barg, als manche blutige Revolution, obgleich nicht ein Haar gekrümmt wurde und kein einziger Backenſtreich fiel.

Es entſtand zuerſt ein Ausſpotten einiger nicht bedeutender Perſonen an irgend einem Punkte, dann ein Verhöhnen einiger Anderer, die ſchon mehr Bedeutung hatten, wegen halb lächerlicher, halb unglücklicher, immerhin entſtellter Eigenſchaften. Eine ſpott- und verfolgungsluſtige Laune verbreitete ſich mehr und mehr, es bildeten ſich Anführer und Virtuoſen im Hohn und der Entſtellung aus, und bald verwandelte ſich der luſtige Spott in grimmige Verläumdung, welche umherraſ'te, die Häuſer ihrer Opfer bezeichnete und das perſönliche Leben auf das Straßenpflaſter hinausſchleifte.

Nachdem dieſe Opfer in einen Teig von Lächerlichkeit, beſtehend aus erfundenen körperlichen Gebrechen und Gewohnheiten, meiſt nur etwa liniſchen Geberden, eingeknetet waren und ſo herumgeſtoßen wurden, legte man ihnen plötzlich längſt begangene geheime Verbrechen, einen abſcheulichen Lebenswandel, eine Niedrigkeit der Denk- und Handlungsweiſe zur Laſt, welche durch das Anſehen, das ſie bisher genoſſen, nur um ſo greller und un-

erträglicher hervorgehoben wurden. Zwar wurden die Anschuldigungen bestimmter Uebelthaten, welche sofort einem Criminalverfahren nach allen Seiten hin rufen mußten, beim ersten Aufschrei der Betroffenen lächelnd fallen gelassen. Allein der Abscheu blieb an den Personen haften und aller übrige gestaltlose Unfug wurde festgehalten durch die Rathlosigkeit der Verfolgten, und bei dem allgemeinen Schrecken und Widerwillen entstand eine förmliche Straflosigkeit, zumal jede Prozeßverhandlung zu einem Feste für die Verfolger zu werden begann und mit den schwersten Drohungen begrüßt wurde.

So eilten denn aus allen Ritzen und Schlupfwinkeln die Theilnehmer an dem allgemeinen Reichstage der Verläumdung und der Beschimpfung herbei. Personen, deren eigene physiognomische Beschaffenheit, Lebensarten und Thaten sie selbst zum Gegenstande der Schilderung, des Unwillens und des Spottes zu machen geeignet waren, stellten sich gerade in die vorderste Reihe und erhuben als rechte Herzoge der Schmähsucht und der Verläumdung ihre Stimme, und je lauter der grimmige Lärm war, desto stiller und kleinlauter wurden die Geschmähten. Ein für die Betroffenen furchtbarer Gemeinplatz wurde von den gedankenlosen Gaffern ausgesprochen. Wenn nur der hundertste Theil der Anschuldigungen wahr wäre, so würde das mehr als genug sein! hieß es, und sie bedachten hiebei nicht, daß ja Jeder von ihnen einen solchen hundertsten Theil auf den Schultern trüge, wenn gerecht gemessen würde.

Neben den Angesehenen und Bekannten im Lande wurde wohl auch etwa in irgend einem Winkel ein armer Unbekannter vernichtet, daß es anzuhören war wie das Schreien eines Hühnchens, das ein Marder nächtlicher Weile einsam erwürgt. Oder es fielen ein paar der Herzoge unter den reißenden Thieren einander selbst an auf irgend einem besondern Wechselplatz, kehrten aber mit zerbissenen und blutigen Schnauzen zum allgemeinen

Reichstage zurück, ohne daß es ihnen dort etwas geſchadet hätte. Sie beleckten ſich die zerzauſ'ten Bälge und nahmen frech wieder das Wort.

Die ganze Erſcheinung war ſo neuer und eigenthümlicher Art, daß der Geſchichtsfreund ſie mit keiner vorangegangenen zu vergleichen wußte, wo doch auch mehr als einmal aus einem ungerechten Anlaß oder unwahren Vorwand die Staatsveränderung und die Erweiterung der Freiheit hervorgegangen war.

Männer, die in ihrer entſtellten Geſtalt mitten in der Noth und Verfolgung ſtanden, in der doch kein Tropfen Blut floß und kein Arm berührt wurde, ſahen ſich von alten Freunden verlaſſen, die unentſchloſſen ihren Unſchuldsbetheuerungen zuhörten und für ſich ſelber darum nicht um ſo beſſer fuhren.

Andere, die ein entſcheidendes Wort des Muthes hätten ſprechen können, ſchwiegen ſtill, um nicht vor der Braut oder der Gattin eine infame Beſchmutzung erleiden zu müſſen, und wiederum Andere ſchwiegen aus Sorge für den Frieden und die Unſchuld ihrer unmündigen Kinder. Mancher dankte nur Gott, daß er bis jetzt verſchont geblieben, wenn er bedachte, daß dieſe oder jene menſchliche Schwäche, die ihn vielleicht ſchon angewandelt, dem Unheil einen Angriffspunkt bieten könnte, und er hielt ſich mäuschenſtille. Dicht dabei ſtand ein offenkundiger Böſewicht ebenſo ſtille, der doch zu notoriſch war, um ſich zu den Verfolgern geſellen zu können, und nun mit ſtechenden Augen gewärtigte, was an ihn kommen wolle. Auch der blieb verſchont, nicht nur, weil er als gefährlicher Böſewicht von den Verläumdern gefürchtet war, ſondern weil die merkwürdige Bewegung bei aller ſcheinbaren Maßloſigkeit ein gewiſſes Geſetz der Oekonomie innehielt und keine Opfer verlangte, die ihr nicht gerade im Wege ſtanden.

Uebrigens war nicht zu verkennen, daß das Bewußtſein, es ſei eigentlich nur ein großer, etwas grober Spaß, nicht fehlte.

Denn während die Menge kein Bedenken trug, das Land als von der Schlechtigkeit unterfressen, angefüllt und beherrscht vor aller Welt darzustellen, blieb die wirkliche unterirdische Schicht der Niedertracht, die in keinem Lande fehlt, unangefochten in ihrer Ruhe, wo sie nicht freiwillig an's Licht emporstieg, um auch an den Reichstag zu kommen und die verhaßte Ehrbarkeit ausplündern zu helfen. Der aktive Lügnerhaufen glich der volksthümlichen Dorfklätscherin, welche in ihrem Humor es für selbstverständlich hält, daß Jeder zusehe, was er glauben wolle, und daß jeder Angeschwärzte ihr den Spaß nicht allzu übelnehme.

Von diesem Humor war nun Jukundus nicht. In der Verfassung, in der er sich befand, war er doppelt aufgelegt, Alles zu glauben, wenn er auch nicht sonst schon durch seine einfache Natur darauf angelegt gewesen wäre. Während er im Geschäftsleben schon vorsichtiger geworden war, wurde er von dieser Bewegung überrascht wie ein Kind und glaubte jede Schändlichkeit, die man vorbrachte, wie ein Evangelium, über die Maßen erstaunt, wie es also habe zugehen können und was in einer Republik möglich sei.

Seine besondern Mitbürger, die Seldwyler, hatten von Anfang an diese Ereigniſſe wie ein goldenes Zeitalter begrüßt. Nichts Lustigeres konnte es für sie geben, als das Auslachen und Heruntermachen so vieler betrübter langer Gesichter, die so lange besser hatten sein wollen, als andere Leute. Sie thaten sich nicht gerade hervor in der Erfindung von Abscheulichkeiten, waren aber um so thätiger im Aufbringen von Lächerlichkeiten. Immer kamen Einige oder ganze Gesellschaften von ihnen nach der Hauptstadt, um zu sehen, was es Neues gäbe, und an der täglich höher gehenden Bewegung Theil zu nehmen. Weil Jukundus die beste Gestalt unter ihnen war, so machten sie ihn zu ihrem Häuptling und er ging im tiefsten Ernste vor der lachenden und sich

zechenden Zunft der Seldwyler her, traurig und bekümmert, aber auch entrüstet und strafluſtig.

Denn er hatte die Welt noch nie in dieſem Lichte geſehen; es war ihm zu Muth, als ob der Frühling aus derſelben entflohen und eine graue, heiße, troſtloſe Sandwüſte zurückgeblieben wäre, an deren fernem verſchleiertem Saume der Schatten ſeiner Frau einſam entſchwinde. Wenn er in den Clubs und Verſammlungen neben handfeſten und bekannten Agitatoren allerlei aus dunkeln Löchern hervorgekrochene Geſellen ſah, die langjährigen Unſtern in der allgemeinen Sündflut mit ſchmutzigen Händen zu erſäufen ſuchten oder die obere Schicht wie mit Feuerhaken zu ſich herunterzureißen beſtrebt waren, ſo ſah er wohl, daß es keine Oberkirchenräthe waren, die ihm die Hand drückten. Aber er empfand jetzt eher ein tiefes Mitleid mit ſolchen Heiligen, die er als die Opfer einer Welt betrachtete, von der er auch ein Lied ſingen zu können glaubte. Wie die heilige Eliſabeth eine Vorliebe für unreinliche Kranke und Elende bezeigte und ſich ſogar in das Bett eines Ausſätzigen legte, ſo hegte auch Jukundus eine wahre Zärtlichkeit für ſeine Räudigen und ging täglich mit Leuten, die er früher, wie man zu ſagen pflegt, nicht mit einem Stecklein hätte anrühren mögen.

Er that dies, während die Volksbewegung ſchon über den Anfangsſtrudel hinaus war und das Volk, auf ſeine Ziele zuſteuernd, jene Schattengeſtalten laufen ließ und ſeine neuen Rechte feſtſtellte, wie man glänzende Farben und Wohlgerüche aus dunklen Stoffen und Schmutz hervorbringt und dieſen wegwirft. Er merkte kaum, daß er mit dem verlornen Haufen ſchon ſeitwärts der Heerſtraße ſtand, und als er es einzuſehen begann, überfiel ihn neues Mitleiden mit den armen Propheten, die wiederum betrogen ſein ſollten. Es half nichts, daß einige klügere Seldwyler ihm zuraunten, die Verläumder und Ehrenfeinde ſeien bereits nicht mehr Mode, man halte ſich jetzt an das rein

Politiſche und Staatsmäßige, und er ſolle ſich nicht bloßſtellen; man brauche eben auch wieder einen Staat mit Einrichtungen und Ehrbarkeiten, wo man mit Lügnern und Schubiaken nicht kutſchiren könne. Er glaubte den Armen und Verſtoßenen, und nicht jenen Warnern.

Um ſeinen Muth offenkundig zu bewähren und zu zeigen, daß er ſie beſchütze, lud er eines Tages eine ſchöne Auswahl ſeiner Freunde zu einem Feſtmahle ein, das er ihnen in einem Gaſthauſe gab, und bewirthete ſie ſo reichlich, daß ſie in die allerbeſte Laune verſetzt wurden.

Verkommene Winkeladvokaten, ungetreue und beſtrafte kleine Amtsleute, betrügeriſche Agenten, müßiggängeriſche Kaufleute und Bankerotirer, verkannte Witzlinge und Sandführer verſchiedener Art ſaßen um ihn geſchaart und jubelten und ſangen, als ob das tauſendjährige Reich da wäre. Aber je luſtiger ſie wurden, deſto ernſter ſah Jukundus aus, und nicht das leiſeſte Lächeln überflog ſein trauriges Geſicht; er gedachte der Tage, wo er auch froh geweſen und harmlos ſich des Lebens gefreut, und alles war dahin! Als nun der Wein den fröhlichen Geſellen immer mehr die Zungen löſ'te und die Beſonnenheit erſterben ließ, fingen ſie an, ihre Schickſale und Thaten zu beſprechen und das Unrecht zu erzählen, das ſie erduldet. Es erhob ſich jedoch da oder dort ein Widerſpruch des Einen gegen den Andern, oder die Auflehnung eines Dritten, die Einſprache eines Vierten, die nähere Erläuterung eines Fünften, woraus ein wirrer Lärm gegenſeitiger Vorwürfe und Anſchuldigungen wurde und für den unbefangenen Zuhörer ſich ergab, daß es ſich um ein ziemlich ausgebreitetes und verknotetes Gewebe von geringen wenig rühmlichen Verrichtungen handelte, wegen welcher Alle ſich gegenſeitig die ausgezeichnetſten Spitzbuben ſchalten, und zwar in einer ſo künſtlichen Durch- und Ueberkreuzung, daß wenn man, etwa nach Art der Chladni'ſchen Klangfiguren, ein

sichtbares Bild davon hätte machen können, dieses die schönste Brüsseler Spitzenarbeit dargestellt hätte, oder das zierlichste Genueser Silberfiligran, so wunderbar und mannigfaltig sind Gottes Werke.

Jukundus bemühte sich, zuerst aus Liebe, dann von Verwunderung bewegt, das Gewebe zu verstehen und zu entwirren, und sein Gesicht wurde immer ernsthafter, je deutlicher und gewisser ihm seine abermalige Leichtgläubigkeit wurde. Als das bedenkliche Kreuzgespräch immer lauter und drohender wurde und an verschiedenen Punkten in Thätlichkeiten überging, so daß mehrere Paare sich schon an den Kehlen gepackt hielten oder sich an den Bärten zerrten, immer hinter dem Tische sitzend, schritt der kundige Wirth mit einem sichern Mittel ein, den ausbrechenden Sturm zu beschwören. Er besetzte hurtig den Tisch mit einem bereit gehaltenen zweiten Essen, welches aus groben, aber reichlichen Salatspeisen bestand, gemacht von Ochsenfüßen, von Bohnen, Kartoffeln, Zwiebeln, Häringen und Käse. Kaum erblickten die Streitenden diese Erquickungen, so beruhigten sie sich und letzten sich in tiefstem Schweigen, welches nicht eher gebrochen wurde, als bis Alles aufgezehrt war.

Dann aber erfolgte eine feierliche allgemeine Versöhnung, wie nach einem geistlichen Liebesmahl, und Alle beklagten die Thorheit, sich dergestalt einander selbst angefallen zu haben, während Eintracht so noth thue.

Viel besser und zweckmäßiger wäre, hieß es, wieder einmal über einen Volksfeind und Unterdrücker Gericht zu halten und eine lustige Jagd nach einem solchen einzuleiten. Noch Mancher laufe ungebeugt und trotzig herum oder halte sich geduckt, in der Meinung, daß das Wetter an ihm vorübergehe. Allein Zeit sei es, ihn jetzt hervorzuziehen, und Zeit sei es, den Schrecken zu erneuern.

Ein solches Vorgehen wurde im Grundsatz beschlossen und

ſodann zur Benennung der einzelnen Opfer geſchritten, welche um Glück und Ehre gebracht werden ſollten. Es waren bald zwei oder drei Namen ſolcher Perſonen gekürt, welche dieſem oder jenem aus der Geſellſchaft irgend einmal in den Weg getreten und deßhalb von ihm gehaßt waren. Wie man aber die Art und Weiſe des Angriffes und die anzugreifenden Schwächen und Vergehen der Betreffenden feſtſetzen wollte, wußte die Verſammlung ſich nicht zu helfen, entweder weil die Erfindungsgabe nicht mehr lebendig genug war oder weil die natürliche Klugheit der Rathſchlagenden in der ſpäten Nachtſtunde etwas Noth gelitten hatte. Nachdem manches Vergebliche und Gehaltloſe vorgeſchlagen und verworfen worden, rief endlich Einer: da muß das Oelweib wieder helfen, es geht nicht anders!

Jukundus, der immer aufmerkſamer wurde, fragte, wer oder was das Oelweib ſei? Das ſei eine alte Frau, wurde ihm erklärt, die man ſo nenne nach der bibliſchen Wittwe mit dem unerſchöpflichen Oelkrüglein, weil ihr der gute Rathſchlag und die üble Nachrede ſo wenig ausgehe, wie jener das Oel. Wenn man glaube, es ſei gar nichts mehr über einen Menſchen vorzubringen und nachzureden, ſo wiſſe dieſe Frau, die in einer entlegenen Hütte wohne, immer noch ein Tröpflein fetten Oeles hervorzupreſſen, denſelben zu beſchmutzen, und ſie verſtehe es, in wenig Tagen das Land mit einem Gerüchte anzufüllen.

Jukundus anerbot ſich, die Miſſion zu übernehmen und zu dem alten Oelweib zu gehen, was ihm fröhlich gewährt wurde. Er ließ ſich die Namen der Opfer, welche fallen ſollten, deutlich vorſagen. Es betraf, ſoviel ihm bewußt war, rechtliche Leute, die noch nicht viel von ſich reden gemacht, und er ſchrieb ſie genau und ſorgfältig in ſein Taſchenbuch.

Hierauf beſtellte er eine neue Ladung guten Wein, um die Geſellſchaft zu weiterer Redſeligkeit anzufeuern, und lehnte ſich ſeufzend zurück, um zuzuhören.

Allein die Herren waren jetzt der ernsteren Arbeit müde und wieder mehr zum Singen geneigt, und sie sangen mit hoher Stimme die ersten Verse aller ihnen bekannten Lieder.

Der Saal, in welchem sie sich befanden, war groß, aber sehr niedrig und mehr dunkel als hell, und seltsam verziert. Denn der Wirth hatte aus einem größeren Hause eine abgelegte Tapete gekauft und seinen Saal damit austapezirt.

Dieselbe stellte eine großmächtige und zusammenhängende Schweizerlandschaft vor, welche um sämmtliche vier Wände herumlief und die Gebirgswelt darstellte mit Schneespitzen, Alpen, Wasserfällen und Seen. Da aber der Saal, für welchen dieses prächtige Tapetenwerk früher bestimmt gewesen, um die Hälfte höher war, als der Raum, in welchen es jetzt verpflanzt worden, so hatte zugleich die Decke damit bekleidet werden können, also daß die gewaltigen Bergriesen, nämlich die Jungfrau, der Mönch, der Eiger und das Wetterhorn, das Schreck- und das Finsterarhorn, sich in ihrer halben Höhe umbogen und ihre schneeigen Häupter an der Mitte der niedrigen Zimmerdecke zusammenstießen, wo sie jedoch von Dunst und Lampenruß etwas verdüstert waren. An der Wand hingegen thronten die grünen Alpen mit rothen und weißen Kühen besäet, weiter unten leuchteten die blauen Seen, Schiffe fuhren darauf mit bunten Wimpeln, auf Gasthofterrassen sah man Herren und Damen spazieren in blauen Fräcken und gelben Röcken und mit altmodischen hohen Hüten. Auch standen Soldaten gereiht mit weißen Hosen und schönen Tschakko's; bei einer ganzen schnurgeraden Reihe war das linke rothe Wänglein ein wenig neben die gehörige Stelle abgesetzt oder gedruckt durch den Tapetendrucker, was der kommandirende Oberst mit seinem großen Bogenhut und ausgestrecktem Arm eben zu mißbilligen schien; denn die halbwegs *neben den* leeren Backen stehenden rothen Scheibchen waren an-

zuſehen, wie der aus der Mondſcheibe tretende Erdſchatten bei einer Mondfinſterniß.

Auf dem ganzen gemalten Lande herum ging jedoch in der Höhe eines ſitzenden Mannes eine dunkle Beſchmutzung von den fettigen Köpfen der Stammgäſte, die ſich im Verlaufe der Zeit ſchon daran gerieben hatten.

Plötzlich entdeckte ein bleicher Genoſſe, der vorzugsweiſe als der Idealiſt bezeichnet wurde, das gemalte nächtliche Tapetenvaterland und benutzte es ſofort zu einem feurigen Trinkſpruche auf das herrliche, theure, das ſchöne Vaterland, das den Verein wackerer Eidgenoſſen hier ſo recht als engere Heimat umſchließe. Und da auch dieſe Armen im Geiſte und an Glück das Vaterland liebten, ſo fand er einen lauten Wiederhall und es wurden alle bekannten Vaterlandslieder angeſtimmt. Nur einige ungerührte Geſellen machten ſich nichts daraus und ſchleuderten, da ſie eben Häringe aßen, die Häringsſeelen geſchickt an die ewigen Eisfirnen empor, die über ihren Häuptern hingen, daß jene dort kleben blieben.

Hierüber murrten die Andern und der ideale Redner verwies den Uebelthätern ihre gemeine Geſinnung und rief, ſie hätten ihre eigenen Häringsſeelen dem Vaterlande in's Angeſicht geſchleudert und die reinen Alpenfirnen beſchmutzt. Doch jene lachten nur und riefen: „Selbſt Häringsſeelen!“ ſo daß es abermals Streit und Lärmen gab.

Jukundus legte die Arme auf den Tiſch und den Kopf darauf und ſeufzte tief.

Jetzt ertönte mitten in dem Tumulte die dünne Fiſtelſtimme eines geweſenen Gemeindeſeckelmeiſters, der vergeblich jenes Lied zu ſingen ſuchte, welches Jukundus auf dem Wege zum Geſangfeſte durch den Wald geſungen hatte; endlich beſann ſich der Sänger auf die Schlußworte und kreiſchte in ſchrillem Tone:

In Vaterlandes Saus und Brauſe,
Da iſt die Freude ſündenrein,
Und kehr' ich beſſer nicht nach Hauſe,
So werd' ich auch nicht ſchlechter ſein!

Da erinnerte ſich Jukundus des ſchönen und glücklichen Tages, an dem er Juſtinen zum erſten Male geſehen hatte, und verbarg ſein Geſicht noch tiefer, indem er mit Mühe bittere Thränen zurückhielt.

Inzwiſchen gedachte auch Juſtine mit größerer Sehnſucht der Tage, wo ſie dem Jukundus zuerſt begegnet war, und ſie hätte ihn gern aufgeſucht und ihr Unrecht gut gemacht, wenn nicht immer die Verhältniſſe dazwiſchen getreten wären. Vorerſt war ſein Anſchluß an die Volksbewegung und ſein beſonderer Umgang mit dem verlorenen Häuflein das Hinderniß, weil ihre ganze Familie und Freundſchaft auf der anderen Seite ſtand und man dort nur die düſterſten Anſchauungen von der Sache hegte.

Sie hatte ſich daher, um ihre Gedanken zu beſchäftigen und ihr Gemüth zu befriedigen, mit erneutem Eifer dem Pfarrer und der kirchenpflegeriſchen Thätigkeit hingegeben und ihr Wirken auch auf weltliche Dinge ausgedehnt. Sie wurde Vorſteherin nach allen möglichen Richtungen hin und brauchte jetzt viele und gute Schuhe, die ſie ſich ſtärker als früher anfertigen ließ, da ſie ſtets auf der Straße zu ſehen war von Schule zu Schule, von Haus zu Haus, von Sitzung zu Sitzung. Bei allen Ceremonien und Verhandlungen, öffentlichen Vorträgen und Feſtlichkeiten ſaß ſie auf den vorderſten Bänken, aber ohne daß ſie Ruhe gefunden hätte oder das leiſeſte Lächeln auf ihr blaſſes Geſicht zurückgekehrt wäre. Die Unruhe trieb ſie ſelbſt wieder in einen muſikaliſchen Verein, den ſie ſeit lange verlaſſen, und ſie ſang ernſten Geſichtes und mit wohltönender Stimme, ohne jedoch die mindeſte Fröhlichkeit zu erreichen. Der Arzt wurde

ſogar bedenklich und ſagte aus, der melodiſch fibrirende Klang ihrer Stimme laſſe auf beginnende Bruſtkrankheit ſchließen und man müſſe zuſehen, daß ſie ſich ſchone.

Alle fühlten wohl, was ihr fehle, wußten ihr aber nicht zu helfen und wurden unverſehens ſelber hülfsbedürftig; denn es brach eine jener grimmigen Kriſen von jenſeits des Oceans über die ganze Handelswelt herein und erſchütterte auch das Glor'ſche Haus, welches ſo feſt zu ſtehen ſchien, mit ſo plötzlicher Wuth, daß es beinahe vernichtet wurde und nur mit großer Noth ſtehen blieb. Schlag auf Schlag fielen die Unglücksberichte innerhalb weniger Wochen und machten den ſtolzen Menſchen die Nächte ſchlaflos, den Morgen zum Schrecken und die langen Tage zur unausgeſetzten Prüfung. Große Waarenmaſſen lagen jenſeits der Meere entwerthet, alle Forderungen waren ſo gut wie verloren und das angeſammelte Vermögen ſchwand von Stunde zu Stunde mit den hochprocentigen Papieren, in welchen es angelegt war, ſo daß zuletzt nur noch der Grundbeſitz und einiges in alten Landestiteln beſtehende Stammvermögen vorhanden war. Aber auch dieſes ſollte dahin geopfert werden, um die eigenen Verbindlichkeiten zu erfüllen, welche im Augenblicke des Sturmes bei dem großen Verkehre gerade beſtanden.

Die Männer rechneten und ſprachen mit einander bleich und ſtill Tage und Nächte lang, und die Hausordnung ſchien erſtarrt zu ſein. Die Dienſtboten arbeiteten ohne Befehl und bereiteten das Eſſen, aber Niemand aß oder wußte, was er aß. Die Uhren liefen ab und wurden kummervoll aufgezogen, nachdem ſie Tage lang ſtill geſtanden. Die Zeit mußte dann zuſammengeſucht werden, wie man in der Finſterniß ein Lichtlein am andern anzündet, um ſehen zu können. Einige junge Kätzchen, welche bis zum Tage des Unglücks der Zeitvertreib und das Spiel von Alt und Jung geweſen waren, wurden plötzlich gar nicht mehr geſehen und zogen ſich mit ihren kleinen Sprüngen

ſchüchtern in einen Winkel zurück, und als nach geraumer Zeit einige Seelenruhe wieder in das Haus gekommen war, wunderten ſich Alle, daß die Katzen unter ihren Augen auf einmal groß geworden ſeien.

Als es hieß, daß, wenn die Ehre des Hauſes gerettet und alle Schulden bezahlt ſein werden, nicht eines Thalers Werth mehr im Beſitze der Familie bleibe und ſie, gänzlich verarmt, von Neuem anfangen müßten, ſtand die Frau Gertrud, die Stauffacherin, und ſchlotterte an ihrem ganzen Leibe; ſie mußte niederſitzen.

Juſtine dagegen, Schreck und Furcht vor der Armuth im Herzen, faßte ſogleich Gedanken der Selbſthülfe. Sie wollte mit ihren Kenntniſſen augenblicklich in die Welt hinaus und nicht nur ſich ſelbſt, ſondern auch Vater und Mutter erhalten, und ſie entwarf abenteuerliche Pläne mit fiebriger Haſt.

Allein nun trat die Mutter wiederum auf und erklärte, daß ſie einen guten Theil des Vermögens als Weibergut beanſpruche, um das Haus zu retten und ein ferneres Beſtehen möglich zu machen. Die Männer ſollen mit den Gläubigern ein Abkommen treffen, wie das faſt an allen Orten jetzt geſchehe.

Die Männer ſchüttelten finſter die Köpfe und ſagten, das könnten und wollten ſie nicht thun; lieber wollen ſie arm werden und auswandern und in anderm Lande Tag und Nacht arbeiten, um wieder zu etwas zu kommen.

Doch die Stauffacherin hatte jetzt ihre Kraft und Beredſamkeit wieder gewonnen; ſie beſtand auf ihrer Meinung und zeigte an mehreren Beiſpielen, wie durch ſolch' ein beſonnenes Verfahren der Sturm überſtanden, die Zukunft gerettet und ſpäter auch jede billige Verpflichtung noch gelöſ't und zu Ehren gezogen worden ſei.

Alles dieſes war gewiſſermaßen noch das Geheimniß des Hauſes. Die vielen Arbeiter kamen nach wie vor mit ihren Ge-

weben und Gespinnsten und erhielten ihren Lohn und neue Arbeit, weil jede Entschließung angstvoll hinausgeschoben wurde. Mit jedem Tage längerer Zögerung wankten die Männer mehr in ihrem Vorsatze strenger Pflichterfüllung, bei welcher sie als wahrhaft Freie vor Niemandem die Augen niederzuschlagen brauchten. Schon war die Stauffacherin im Begriffe, obzusiegen und in der festen Ueberzeugung, daß sie nur im besten Rechte handle, denn sie besaß ein Weibergut; da stiegen aber die Alten vom Berge herunter, der Ehgaumer und seine Frau, um gegen die Machenschaft aufzutreten und sie zu verhindern. Der Alte konnte nicht sprechen, weil er von dem den Kindern widerfahrenen Unheil, selber stark am Besitze hangend, angegriffen war. Er setzte sich hustend auf einen Stuhl und hieß die Alte reden.

Diese legte ein Bündel vergilbter Pfandbriefe auf den Tisch und sagte, da brächten sie, die Alten, was sie erhaufet, um den guten Namen retten zu helfen; aber es müßten alle Schulden bezahlt werden und keine Machenschaft mit dem Frauenvermögen dürfe stattfinden. Sie sprach mit so beredten und starken Worten, daß sie in ihrer weißen Zipfelhaube die wahre Stauffacherin zu sein schien und die letztere sich weinend an's Fenster stellte.

Solcher Kleinmuth wurde ihr von der Alten verwiesen, sie aber gleichzeitig bemerkte, daß in dem wohleingerichteten Zimmer, wo die ganze Familie sich eben befand, das Clavier und die Spiegeltische mit Staub bedeckt waren; und unverweilt begann sie, denselben mit ihrem Schnupftuche abzuwischen.

Die Familie entschloß sich zu der strengen, gegen sich selbst harten Handlungsweise und blieb in Frieden und Ansehen. Der freie Grundbesitz wurde verpfändet und der Geschäftsverkehr nicht unterbrochen; allein zur Zeit waren alle Glieder des Hauses arm, wie die Kirchenmäuse, und keines hatte einen Franken für etwas Unnöthiges oder für eine Liebhaberei auszugeben.

So fiel auch die Vorsteherschaft und der Glanz Justinens in Kirche und Gesellschaft dahin und sie hielt sich still und beschämt im Verborgenen. Sie ertrug aber diese gänzliche Mittellosigkeit nicht und verschaffte sich im Geheimen, nach Art verarmter Frauen aus der oberen Schicht, allerlei feine weibliche Handarbeit, um einiges Taschengeld zu verdienen. Sie wußte dabei nicht, daß sie der ganz hülflosen Wittwe, der verlassenen Waise, die sich auf gleiche Weise kümmerlich nährte, das Brot vor dem Munde weg nahm, um ihrem Triebe nach Besitz genug zu thun. Je merklicher sich die bescheidenen Geldsümmchen vermehrten, welche sie so erwarb, desto eifriger und fleißiger war sie bei der Arbeit, die sie mit ihrer Energie und Geschicklichkeit in beträchtlicher Menge an sich zog und bewältigte, also daß die Leute, welche die Waare bestellten und verkauften, ihr von derselben kaum genug zuwenden konnten und sie Anderen entziehen mußten.

Die unausgesetzte Beschäftigung war ihr um so lieber, als sie während der Arbeit ihren schweren Gedanken entweder nachhängen oder dieselben zerstreuen, die schwachen Hoffnungen auf ein wiederkehrendes Glück erwägen konnte. Die Mutter war mit im Geheimniß; sie hatte in ihrem Stolze zuerst dagegen angekämpft; doch als sie in Justinens Erwerb für sich selbst auch die Mittel fand, manche Nebenausgabe zu bestreiten, für die sie die Kasse der ängstlich und unverdrossen arbeitenden Männer nicht mehr anzusprechen wagte, fügte sie sich leicht dem Sinne der Tochter.

Allein Vater und Brüder wurden endlich aufmerksam; sie wunderten sich, wo die vielen Stickereien und Strickarbeiten eigentlich blieben, die unaufhörlich zu Stande kamen, und geriethen schließlich hinter das Geheimniß. Nun wollten sie aber, während sie sich alle Entbehrungen auferlegten und ihre Wagen, Luxuspferde und dergleichen Alles verkauft hatten, doch nicht für

Leute gelten, die nicht mehr vermöchten, ein paar Weiber zu erhalten, und fanden es ungehörig, daß dieſe ſelber um Handarbeit ausgingen, indeſſen arme Arbeiterinnen ſolche im Hauſe ſuchten und fanden.

Die Sache wurde daher mit Entſchiedenheit unterdrückt, Juſtine angewieſen, für ihre Bedürfniſſe, wie früher, das Nöthige zu verlangen und ſich keinen Zwang anzuthun; denn ſie wiſſe ja, daß ſie um dieſen Preis nicht feil ſei. Juſtine jedoch konnte in ihrem gefangenen Sinn nicht über die Frage hinwegkommen. Sie verfiel immer mehr in die kranke Sucht nach Selbſtändigkeit, welche die Frauen dieſer Zeit durchfiebert wegen der etwelchen Unſicherheit, in welcher die Männer die Welt halten. Sie grübelte und brütete und entwarf zuletzt den Plan, anderwärts als Lehrerin ein Unterkommen zu ſuchen. Wenn ſie dabei an die Hauptſtadt mit ihren zahlreichen Schulanſtalten dachte, ſo wirkte die ſtille Hoffnung mit, dort eher ihrem Manne wieder begegnen zu können, als im Elternhauſe, wo jetzt härter über ihn geurtheilt wurde, als früher, obwohl bekannt war, daß es ihm nun gut gehe.

Kaum war dieſer Entſchluß gefaßt, ſo zögerte ſie nicht, ihn auszuführen, und begab ſich zu dem Pfarrer, um deſſen Rath und Vermittlung zu finden. Erſt auf dem Wege nach dem Pfarrhof fiel ihr ein und auf, daß der geiſtliche Herr, der ſonſt ein Freund des Hauſes geweſen, ſeit dem Unfall, der es betroffen, nie mehr in demſelben erſchienen war, daß er auch Niemandem gemangelt und Niemand daran gedacht hatte, ſich ihm mitzutheilen und ſeinen Troſt zu hören.

Eine fröſtelnde Empfindung durchſchauerte ſie, als ſie ferner plötzlich bedachte, daß ſie ſelber ſeit mehreren Monaten nicht mehr in der von ihr geſchmückten Kirche geweſen ſei. Sie ſtand ſtill und ſuchte ſich den ſeltſamen Zuſtand zurecht zu legen, aber es gelang ihr nicht in der Schnelligkeit. Um ſo raſcher eilte ſie wieder vorwärts, wie um Licht zu gewinnen.

Im Pfarrgarten traf ſie die Gattin des Geiſtlichen, eine unbeachtete Frau, welche gelaſſen Peterſilie pflückte, und vernahm von ihr, daß er ſoeben vom Beſuche eines Sterbenden zurückgekehrt ſei und etwas unwohl ſcheine. Doch möge Juſtine nur hinauf gehen, ihr Beſuch werde ihn gewiß freuen. Unverweilt eilte ſie nach ſeinem Studirzimmer und trat, wie ſie gewohnt war, nach kräftigem Klopfen raſch ein.

Er ſaß erſchöpft und bleich in ſeinem Lehnſtuhl und ſtützte den Kopf auf die Hand. Als er ſich wandte und aufſtand, ſchien er ihr auch abgemagert und leidend zu ſein.

„Sie ſehen," ſagte der Pfarrherr, nachdem er Juſtinen begrüßt, „daß ich auch nicht in guten Schuhen ſtecke, und das mag Ihnen erklären, warum ich mich ſo lange nicht habe blicken laſſen. Ich bin in der That, mehr als Sie denken, im gleichen Spitale krank, wie Sie und die Ihrigen!"

Als Juſtine ſich verwundert eine deutlichere Auskunft erbat, fuhr er fort:

„Ich habe reich werden wollen und habe daher im Umgange mit den Ihrigen, in Ihrem Hauſe, gelauſcht und mir gemerkt, auf welcherlei Weiſe die Vermögensſummen dort verwendet werden; ich habe mir die Handelspapiere aufgeſchrieben, von welchen der größte Gewinn erwartet wurde, und ich habe die Operationen, die ich machen ſah, im Geheimen nachgeäfft mit dem mäßigen Vermögen meiner Frau, und als ich ahnte, daß das Haus Glor erſchüttert war, wußte ich zugleich, daß ich ſelbſt Alles verloren und das Erbe meiner Gattin und ihrer Kinder vergeudet und verſpielt hatte. Sie weiß es noch nicht und ich darf es Niemandem ſagen, wenn ich nicht meinen Stand verunehren will. Aber Ihnen gegenüber, da Sie mir ſo unverſehens erſcheinen, drängt es mich zur Offenheit!"

Juſtine war erſchrocken; dieſer neue Verluſt machte ihr aufrichtigen Aerger und Verdruß, und ſie ſagte daher etwas un-

willig: „Aber was in aller Welt hat Sie denn gezwungen, in Handelsgeschäften zu wagen, da Sie ein Pfarramt und Einkommen besitzen?“

„Ich habe Ihnen gesagt,“ erwiederte der Pfarrer mit Traurigkeit, „daß ich meinen Stand nicht bloßstellen dürfe durch das Eingestehen meiner lasterhaften Thorheit, und ich gehöre diesem Stande innerlich nicht einmal mehr an, ich habe ihn verlassen und darum reich werden wollen, um unabhängig leben zu können! Nach jenem Unglücksabend, an welchem ich hier mit Ihrem Manne gestritten hatte, war mir ein Stachel im Herzen geblieben, den ich vergeblich hinausreden und wegtrotzen wollte. Ich sah, wie Jukundus bei allem Un- und Mißgeschick religiös so unbeirrt und unbescholten dahin wandelte, und ich konnte nicht umhin, Alles zu überdenken und zu prüfen, was ich leider mit Beziehung auf die sittliche Seite der Sache, in Ansehung des eigenen Herzens seit Jahren nicht mehr gethan hatte. Ich fand, daß ich nicht religiös oder christlich mehr lebe und kein Priester mehr sei!

„Ich mußte mir gestehen, daß ich Jahr aus, Jahr ein, sobald ich allein war, nicht den leisesten Trieb fühlte, des gekreuzigten Mannes zu gedenken, dessen Namen mein Lebensberuf trug und der mich ernährte, daß mein Herz und alle meine Sinne nur an der Welt und ihren Annehmlichkeiten, wenn Sie wollen, auch an ihren Mühen und Pflichten hing, aber ohne daß der leiseste Schauer eigener persönlicher Andacht, die geringste Furcht vor dem, den wir handwerksmäßig als unseren Herren und Erlöser verkündeten, an mich herantrat, sei es Tag oder Nacht gewesen.

„Ja, wenn ich zuweilen noch, ohne vom Berufe dazu veranlaßt zu sein, der von mir für so geheiligt ausgegebenen Person Christi in der Einsamkeit gedachte, so geschah es mehr mit dem hochmüthigen Sinn eines Schutzherren, der sich etwa eines armen

Teufels annimmt und ihm im Vertrauen ſagt: „Lieber, du machſt mir viele Mühe!“

„Ich empfand endlich, daß ich ein beifallsdurſtiger Wohlredner und Schwätzer geworden ſei, ohne es zu merken; daß ich, wenn ich nicht den goldenen Schlüſſel eines wirklichen jenſeitigen Gotteswortes beſaß, vom Geheimniß meines Nebenmenſchen nicht mehr verſtand und nicht mehr Gewalt über ſein Gemüth hatte, als ein Kind, ja, daß ich wegen der Halbwahrheit und des Doppelſinns meiner Worte auch einem Kinde gegenüber in ſchlimmer Lage war.

„Ich fing an, mich des gedankenloſen Beifalls zu ſchämen, der mir entgegen getragen wurde; dazu war es mir des Handwerks wegen unmöglich, meine Gedanken für mein ſtilles Inneres, für den eigenen Frieden zu ordnen, weil ſich das mit der lauten Gewaltſamkeit und den Anforderungen des Standes nicht vertrug, und darum wollte ich ihn verlaſſen und meinen fadenſcheinigen Reformatorenrock an den Nagel hängen.

„Das iſt mir nun unmöglich geworden, wenigſtens für jetzt, weil ich mich, indem ich auf dem Wege des Reichthums fliehen wollte, ſogar der Mittel beraubt habe, eine nährende Exiſtenz mit einiger Sicherheit zu gründen.“

Juſtine ſaß wie verſteinert; ſie war gekommen, Rath und Beiſtand zu holen, und ſah wieder eine Stütze, einen Lebensinhalt dahin ſinken; denn wie ein Blitz leuchtete es in ſie hinein, wie es mit dieſen Dingen ſtand und warum ſie ſelbſt im Unglück ihre bunte Kirche nicht geſucht hatte. Eine bittere Qual ſtieg in ihrer arbeitenden Bruſt auf; aber ſie konnte derſelben nicht nachgeben, weil ein noch ſtärkeres Mitgefühl jetzt gefordert wurde, als der Geiſtliche in Thränen ausbrach und ſagte:

„Heute iſt mir nun das Aeußerſte widerfahren, ich bin von einem Sterbebette hinweggewieſen worden! Eine zähe Greiſin ringt ſeit vielen Stunden mit dem Tode, welche eigenſinnig alle

ihre Kinder wiederzuſehen hofft, beſonders ihren im Elend geſtorbenen älteſten Sohn. Ich komme hin, voll Sorgen und zerſtreut, und halte, indem ich mich anſchicke, meine ſelbſtverfaßten, wie Sie wiſſen, etwas pantheiſtiſch klingenden Sterbegebete zu verrichten, auf ihre an mich gerichteten Fragen nach der Gewißheit des ewigen Lebens, haltloſe, unſichere Reden, ſo daß die Sterbende mir den Rücken kehrt und die Umſtehenden, vom Arzte unterſtützt, mich zur Seite führen und leiſe erſuchen, meine ſeelſorgeriſche Funktion hier einzuſtellen.“

Dieſen Vorgang erzählte der Pfarrer mit abgebrochenen Worten und bedeckte am Schluſſe das Geſicht mit ſeinem Taſchentuche. Er war ſo erſchüttert, weil Keiner auch von einer ungeliebten Berufsart ſich gerne nachſagen läßt, daß er ſie nicht nach den Regeln der Kunſt auszuüben verſtehe.

Auf die entſetzte Juſtine machte die Scene einen Eindruck, als ob ſie einen Berg einſtürzen ſähe. Was ihr einen felſenfeſten Beſtand zu haben ſchien, ſah ſie wanken und vergehen mit dem Selbſtvertrauen dieſes Prieſters und beim Anblick ſeiner Tempelflucht. Sie empfand wohl die drückende Wucht, welche in dem unſcheinbaren, noch verborgenen Vorgang lag, der da, dort, an hundert Punkten vielleicht bald ſich wiederholte, aber ſie verſtand deſſen allgemeine Bedeutung nicht und fühlte nur den ſchmerzlichen Druck.

Verwirrt, rathlos ging ſie fort, ohne ihr Anliegen, das ſie hergeführt, vorzubringen oder den Pfarrer mit Troſtreden beruhigen zu wollen. Erſt auf der Straße, je mehr ſie die Aeußerungen des Geiſtlichen überdachte und mit frühern vereinzelten Worten und Vorfallenheiten zuſammenhielt, fing es ſie recht an zu frieren. Sie ward inne, daß ſie zunächſt keine Kirche mehr hatte, und in ihrem Frauenſinne, durch die Macht der Gewohnheit wurde es ihr zu Muth, wie einer verirrten Biene, welche in der kalten Herbſtnacht über endloſen Meereswellen ſchwebt. Vom

Manne verlaſſen, das Gut verloren, und nun auch noch ohne kirchliche Gemeinſchaft: das Alles zuſammen ſchien ihr einer faſt ehrlos machenden Aechtung gleich zu kommen.

Die Kirchenloſigkeit, ſo äußerlich ihre Kirchlichkeit geweſen, ſchien ihr alle übrige Mißwende einzuſchließen und zu beſiegeln, und merkwürdiger Weiſe glaubte ſie jetzt dem Pfarrer auf's erſte Wort, daß nichts in ſeinem Tabernakel ſei, während ſie ihres Mannes Anſchauungen nie hatte annehmen wollen, eben weil er keine geiſtliche Autorität für ſie beſaß.

Sie wandelte lautlos nach Hauſe, nahm dort, um die nächſte Stunde zuzubringen und auszufüllen, ein Strickzeug und ſetzte ſich damit an ein Gartenthor dicht an die Straße, wie um zu zeigen, daß ſie noch da ſei und ſich nicht zu ſcheuen brauche. Aber ſie ſprach mit Niemandem und ſah bleich auf ihre Arbeit, während ihre Lippen mechaniſch die Strickmaſchen zählten.

Der Abend nahte heran, auf dem ſtill glänzenden See fuhren Schiffe heimwärts und auf der Straße wanderten Arbeitsleute vorüber, ohne daß Juſtine aufblickte, bis ein ſteinaltes Weiblein, welches mühſelig daher gepilgert kam, vor ihr ſtill ſtand, um auszuruhen und Athem zu holen. Das Weſen trug einen hohen gelben Strohhut auf dem Kopfe, einen kurzen rothen Rock und ſolche Strümpfe, auf dem gekrümmten Rücken ein weißes Säcklein und in der Hand einen Stab und ſtellte ſich ſo als eine Pilgerin dar, die aus ferner Gegend kommend nach dem berühmten Wallfahrtsorte wanderte, der wenige Stunden weiter im Gebirge gelegen war.

Als Juſtine ſah, daß das Mütterchen kaum mehr ſtehen konnte, hieß ſie daſſelbe zu ihr auf die Bank ſitzen. „Das will ich gern thun, wenn Ihr's erlaubt, ſchöne Frau!“ ſagte die Pilgerin und ſäumte nicht, ſich neben ihr niederzulaſſen. Auch kramte ſie ſogleich in ihrem Reiſeſack und zog ein Stück Brot hervor, indem ſie ſich nach einem Brunnen umſah, der ihr einen Trunk

Waſſer dazu böte. Juſtine holte aber ein Glas guten alten Weines im Hauſe und gab es ihr, und ſie labte ſich vergnüglich daran.

„Warum geht Ihr in Eurem Alter ſo allein auf der heißen, harten Straße, während alle andern Wallfahrer auf der Eiſenbahn und den Dampfſchiffen reiſen und bequemlich bei einander ſitzen?“ fragte Juſtine.

„Ei, das wäre ja kein Verdienſt und kein Opfer für mich arme Sünderin!“ antwortete die Pilgerin; „die Andern, die reiſen heutzutage mehr zur Luſt und aus Vorwitz und verrichten allenfalls am Gnadenort ein nützliches Gebet. Ich aber wandere auf meinen alten Füßen zur allerſeligſten Maria Mutter Gottes und da bin ich nicht nur vor ihrem heiligen Altare bei ihr, ſondern auf dem ganzen langen Wege begleitet ſie mich auf jedem Schritt und Tritt und hält mich aufrecht, wenn ich ſinken will, wie eine gute Tochter ihre alte ſchwache Mutter! Eben jetzt hat ſie mir durch Euere weiße Hand dieſen ſtärkenden Trunk gereicht! Wenn Ihr wüßtet, wie ſüß und lieb ſie iſt, wie ſchön, wie glänzend! Und welche Macht beſitzt ſie, welche Klugheit! Für Alles weiß ſie Rath und Alles kann ſie!“

Während ſolcher Lobpreiſung ließ das Mütterchen ſeinen Roſenkranz nicht einen Augenblick aus der Hand. Neugierig ſah ihr Juſtine zu, wie ſie fortwährend mit den Kugeln ſpielte, und verlangte zu wiſſen, in welcher Weiſe man ihn gebrauche und um die Hand wickle. Die Alte zeigte es ihr ſogleich und wand ihr die ärmliche Kugelſchnur um die Hände. Juſtine hielt dieſe einige Augenblicke nachdenklich gefaltet und ſchaute ſo in Gedanken verloren vor ſich hin; dann ſchüttelte ſie aber langſam den Kopf und gab der Pilgersfrau ihren Roſenkranz zurück, ohne ein Wort zu ſagen.

Das Pilgerweiblein wollte nun nicht länger ruhen, ſondern noch ein gutes Stündchen weiter gehen, ehe es die Herberge auf-

ſuchte, und ſo bedankte es ſich, verſprach für die gute ſchöne Frau ein Gebet zu verrichten, ob ſie es wolle oder nicht, und wanderte auf den ſchwachen Füßen in den dämmernden Abend hinaus, ſo wohlgemuth und ſicher, wie wenn es zu Hauſe in ſeiner Stube herumginge.

Juſtine lehnte ſich zurück und ſah der rothen, ſchwankenden Geſtalt nach, bis ſie in dem blauen Schatten des Abends verſchwand.

„Katholiſch!“ rief ſie, ſich ſelbſt vergeſſend, und verſank wieder in tiefe ſuchende Gedanken; und ſie ſchüttelte abermals das Haupt.

Aber ihre obdachloſe Frauenſeele ſuchte fort und fort; ſie ging ungegeſſen zu ihrem Lager und brachte ſchlaflos die Nacht zu. Sie konnte jetzt nicht einmal mehr ſagen, ſie ſei arm wie eine Kirchenmaus, da ſie nur mehr eine wilde Feldmaus war. In dieſer Noth erinnerte ſie ſich einer kleinen armen Arbeiterfamilie, einer Wittwe mit ihrer Tochter, welche im Rufe einer ganz eigenthümlichen Frömmigkeit ſtanden und unter den armſeligſten Umſtänden einer vollkommenen Zufriedenheit und Seelenruhe genoſſen, ſo daß der Pfarrer ſelbſt, obgleich ſie einer, wie er ſagte, thörichten und unwiſſenden Sekte angehörten, von ihnen geurtheilt hatte, ſie könnten ganz gut einen Begriff von den Urchriſten der erſten Zeit geben. Die beiden Perſonen hatten früher in Schwanau gelebt und die Tochter hatte in den Glor'ſchen Fabrikſälen gearbeitet. Juſtine, welche eine gewiſſe Zuneigung zu den Leutchen empfunden, war zu verſchiedenen Malen von dem Vorſatze, dieſelben zu bekehren und für ihre artig eingerichtete und verſtändige Kirche zu gewinnen, unwillkürlich abgeſtanden, ſobald ſie an die Ausführung hatte gehen wollen; dann waren Mutter und Tochter aus der Gegend weg und in die Nähe der Hauptſtadt gezogen, und jetzt beſchloß die ſchlafloſe Juſtine, ſie aufzuſuchen und das Geheimniß ihres Friedens und

ihres Glaubens zu erforschen und ihrer Glückseligkeit theilhaftig zu werden, wenn es möglich wäre. Sie beschloß auch, das schon am nächsten Tage in's Werk zu setzen.

Viertes Kapitel.

Am Morgen, der einen schönen Tag ansagte, stand Justine denn auch in aller Frühe auf und rüstete sich zum Wandern; denn sie wollte, obschon sie beinahe drei Stunden weit zu gehen hatte, demüthig zu Fuß pilgern, angeregt ohne Zweifel von dem wallfahrenden Mütterchen und weil sie so am ehesten ihren Gedanken überlassen war. Sie zog ein Paar ihrer ehemaligen starken Vorsteherinnenschuhe an, welche ihr jetzt trefflich zu statten kamen, und belud sich auch mit einem Korbe, in welchem sie für die guten Urchristen eine Gabe barg, eine Flasche guter reiner Sahne, ein frisches Weizenbrod, ein Dütchen Schnupftabak für die Mutter, welche, wie sie wußte, trotz ihrer Weltentsagung gerne ein Prischen nahm, wenn sie es haben konnte und für die Tochter ein paar gute neue Strümpfe. So schürzte sie ihr Kleid und begab sich auf den Weg, statt des Pilgerstabs freilich einen Sonnenschirm in der Hand, der ihr nebst dem breitrandigen Strohhut genugsam Schatten gab.

Sie überlegte sich während des Gehens noch Alles, was sie von den Frauen wußte, und befreundete sich immer mehr mit dem gefaßten Vorsatze.

Die Mutter Ursula war als arme Dienstmagd in die Gegend gekommen und hatte still und brav ihrer Pflicht gelebt. Allein sie liebte damals, wie sie sagte, die Welt und gab einem Sohn wohlhabender Landleute, gerührt von seiner Gutmüthigkeit und Herzenseinfalt, Gehör, also daß sie sich zusammenthaten,

arm wie die Thierlein des Feldes, und ein Paar wurden. Denn der Mann wurde ſofort von den Seinigen verſtoßen und verlaſſen und ſie gaben ihm nicht einmal einen leeren Holzkorb mit. Sie lebten nun kümmerlich als Tagelöhner in einer elenden entlegenen Hütte und waren verlaſſener, als alle Robinſone auf ihren Inſeln. Sie lenkten mit ihrer Einfalt und Geduld alle Hartherzigkeit der Menſchen auf ſich, mitten in einer reichen und chriſtlich milden Landſchaft, wie der Magnet das Eiſen; Alles was von hochmüthigem Mißverſtand ringsum vorhanden war, ſchien ſich vereinigt gegen die Armen zu richten, ſo daß Einer den Andern am Helfen hinderte und ſie noch dazu lachten; und Niemand wußte warum, wie es in der Welt ſo gehen kann.

Das Frauchen war aber immer noch von Weltluſt erfüllt. Sie lockte eine dicke Bauernkatze, die in der Nähe der Hütte im Felde ſchlich, zog ihr das Pelzröcklein aus und ſott ſie im Waſſer, um den ſchwarzen Hunger zu ſtillen; auch nahm ſie ſorglich das Fett ab zum Kochen einiger Waſſerſuppen für den Fall, daß ein wenig Mehl oder Brot in's Haus käme. Allein dieſe Gewaltthat wurde entdeckt, und die Geldbuße, welche der Frau dafür auferlegt wurde, nahm den Lohn eines ganzen Monats hinweg, welchen der Mann endlich nach langem Suchen bei einem Straßenbau hatte erwerben können. Deßhalb trank derſelbe in ſeiner gutmüthigen Einfalt, auf den Rath Anderer, vom nächſten Lohn ſogleich einen Rauſch, ehe man ihm das Geld nehmen konnte, und wurde dabei von einer unterhöhlten Erdlaſt erſchlagen, da er nicht rechtzeitig vor dem Sturze floh. Damit war aber auch die Zeit der Sünde und der Weltluſt für die Frau Urſula vorüber.

Um jene Zeit waren ärmliche namenloſe Prediger erſchienen, welche unter dem geringen Volke für irgend eine Sekte Anhänger ſuchten und die bekehrten Leute tauften. Sie lehrten das reine urſprüngliche Chriſtenthum, wie es nach ihrer Meinung ohne

jede Gelehrſamkeit in der Bibel zu finden war, wenn man nur jedes Wort ganz buchſtäblich und zwar in der deutſchen Ueberſetzung, die ihnen zu Gebote ſtand, auffaßte. Die Hauptſache war, daß in That und Wahrheit ein neues geheiligtes Leben geführt werden müſſe zu jeder Stunde des Tages und an jedem Orte, und daß ferner die Gläubigen unter ſich einen feſten Verband der Liebe und der gegenſeitigen Anhänglichkeit bilden, um ſich für die große Stunde des verheißenen Weltgerichtes, das bald kommen werde, zu ſtärken und bereit zu halten.

Dieſe Prediger ſammelten bald eine Gemeinde um ſich, beſtehend aus hülfsbedürftigen dunklen Seelen, aus natürlichen Kopfhängern, aus ſchwachen Hochmüthigen, welche ſelbſt an ihrem geringen Orte einen Standpunkt ſuchten, von welchem aus ſie beſſer ſein konnten, als der Nachbar, aus guten Herzen, die ihre Liebe trieb, aus Unglücklichen, die einen Troſt zu finden hofften, der ihnen anderwärts nirgends blühte. Einige von ihnen, wenn ſie katholiſch geweſen wären, hätten ſich einfach in ein Kloſter gemacht, andere, wenn es ihre Lebensverhältniſſe mit ſich gebracht hätten, wären Freimaurer geworden, wiederum andere, wenn ſie bemittelt und gebildet geweſen wären, hätten ſich irgend einem gemeinnützigen oder wohlthätigen Verein oder einer gelehrten, oder einer muſikaliſchen Geſellſchaft angeſchloſſen, um ſich aus dem Staube des gemeinen Lebens zu erheben. Alles dies erſetzte ihnen nun die ſtille gläubige Genoſſenſchaft; da fanden ſie nicht nur die Heiligkeit und das ewige Leben, ſondern auch Kurzweil und Unterhaltung zur Genüge in fortwährendem Reden, Lehren, Disputiren, Beten und Singen.

Allein ſie waren keineswegs geſchätzt und beliebt, ſondern von allen Seiten verfolgt und verlacht, von der Kirche, von den Freien, von den Orthodoxen, von den vornehmeren Frommen, vom Volke, von den Behörden. Beſonders auf dem Lande wurden ihre Zuſammenkünfte geſtört und auseinandergeſprengt,

und die Unduldſamkeit, welche ſich bei ihnen ſelbſt frühzeitig einniſtete, wurde auch reichlich gegen ſie geübt.

Am Orte, in welchem die arme Wittwe wohnte, waren die Sektirer beſonders heftig verfolgt worden, und ſie durften nicht mehr im Gemeindebann ſich verſammeln. Sie hielten ihren Gottesdienſt daher in einer Wildniß, in dem abgelegenen Gemäuer einer zerſtörten Zwingburg, welche man die Teufelsküche nannte. Sie kehrten ſich nicht an den neuen Spott, der hiedurch gereizt wurde, und predigten und ſangen gar andächtig zwiſchen dem Gebüſch und Unkraut.

Urſula hörte in ihrer verfallenden Hütte eines Sonntag Abends die frommen Lieder durch die ſtille Luft herüber tönen, juſt von daher, wo die goldenen Wolken über dem Walde ſtanden. Es zog ſie gar tröſtlich, dem Glanz und dem Tone nachzugehen; ſie nahm alſo ihr zweijähriges Töchterchen, das Agathchen, auf den Arm und ging, bis ſie die verborgene Verſammlung fand, ſetzte ſich beſcheiden auf ein Trümmerſtück im Hintergrunde der Teufelsküche, das Kind auf dem Schoße in den Armen haltend, und lauſchte aufmerkſam auf jedes Wort, das geſprochen wurde. Verſchiedene Prediger ſtanden auf, welche neben der Verwaltung der Heilslehre jeder ein ſchlichtes Handwerk trieben und das Wort ſelbſt auch ganz ſchlicht handhabten; denn noch kannten ſie nicht einmal den theologiſchen Unterſchied zwiſchen Peter und Paul und Niemand wußte hier ſo recht, wer eigentlich die Römer geweſen ſeien, deren Soldaten den Heiland gekreuzigt haben.

Im Anfang war die arme Wittwe vom Schatten einer Haſelſtaude bedeckt; doch wie die Sonne tiefer ſank, überſtreute ſie die Wittwe und das Kind mit ſpielenden Lichtern und zuletzt leuchtete das Bild ganz übergüldet aus dem feurigen Grün heraus. Dadurch fiel es dem Manne in die Augen, der eben predigte. Er unterbrach ſich, als er die ſtill aufhorchende Frau ſah, und hieß ſie mit lauter Stimme näher kommen und in dem

Kreiſe der Gläubigen Platz nehmen, alſo daß die ganze Gemeinde den Kopf wandte und die Fremde wahrnahm.

Dieſe rührte ſich aber nicht und blieb ſchüchtern ſitzen, bis von einer Reihe von fünf oder ſechs älteren Waſchfrauen, die an hervorragender Stelle feierlich auf einem Baumſtamme ſaßen, wie ebenſoviele Biſchöfe, eine ſich erhob und das verlorne Schäflein mit ſeinem Jungen abholte und an der Hand herbeiführte.

So war ſie nun in die Gemeinde aufgenommen und wuchs mit ihrem Kinde zu einem angeſehenen Mitgliede derſelben heran, eigenthümlich und verſchieden von allen andern, wie aus dem gleichen Erdreiche je nach ihrer Art die verſchiedenſten Pflanzen wachſen.

Die Waſchfrauen zunächſt einverleibten ſie ihrem Verbande und verſchafften ihr genügende Arbeit, ſo daß ſie eine Wäſcherin im Herren wurde, welche in den Häuſern vierzig Jahre lang ohne Aufhören ſchaffte und ſich abmühte Tag und Nacht, bis ihre Kräfte mehr als erſchöpft waren. Während dieſer Zeit hatte die Gemeinde ſich längſt Duldung errungen und zu einer gewiſſen Stattlichkeit entwickelt; die Glieder waren alle, durch gegenſeitige Hülfe und geordnetes Leben emporgehalten, in einem behaglichen Zuſtande; die Prediger ſtellten ſich ſchon mehr als Geiſtliche mit einiger Gelehrſamkeit dar und trugen beſſere Röcke; die Verſammlungen fanden in einem hellen freundlichen Betſaale ſtatt, auch wurde der Landeskirche ſowohl als andern ſich ausbreitenden Sekten gegenüber ſchon eine kleine Kirchenpolitik getrieben.

Urſula aber und Agathchen ihre Tochter blieben ſich immer gleich, verharrten in der Einfalt der erſten Zeit und wurden ohne ihr Wiſſen Muſterbilder menſchlicher Frömmigkeit. Die Tochter war ſchwach und kränklich von Körper; ſie haſpelte lange Jahre Seide in den Arbeitsräumen des Glor'ſchen Hauſes und lebte ſo mit ihrer Mutter zuſammen, welche wuſch. So lange ſie ſo fortarbeiten konnten, erwarben ſie zur Genüge, weſſen ſie bedurf-

ten, konnten ihren Religionsgenoſſen helfen und beiſteuern, wo es Noth that, und ließen ſich nicht ſuchen; und darüber hinaus hatten ſie immer noch kleine Mittel, ſich freundlich und dankbar zu erweiſen gegenüber der Welt, für jeden kleinen Dienſt, für jede Freundlichkeit, die ihnen erwieſen wurden. Sie verſtanden ohne Abſicht die Kunſt, in der Armuth reich zu ſein, allein durch die unaufhörliche Arbeit und die eigene Genügſamkeit und Zufriedenheit. Der einzige Krieg, welchen ſie unter ſich führten, beſtand in dem gegenſeitigen Wetteifer mit eben ſolchen Freundlichkeiten und Wohlthaten, wie ſie den Fremden erwieſen, weil Jedes, ſobald es empfangen ſollte, ſich dagegen wehrte und behauptete, das ſei unnöthig und übertrieben.

Sonſt lebten ſie im tiefſten Frieden mit aller Welt. Jede Kränkung verziehen ſie im Augenblicke der That und erwiederten nie ein rauhes Wort im gleichen Tone, da ſie aus ihrer Frömmigkeit eine Selbſtbeherrſchung ſchöpften, welche ſonſt nur durch Geburt und Erziehung erworben wird. In gleichem Sinne unterdrückten ſie ohne Anſtrengung unbeſcheidene Neugierde und Tadelſucht und wie alle die kleinen Geſellſchaftslaſter heißen, und gegen die Ungläubigen und Weltkinder waren ſie um ſo wohlwollender und duldſamer, je ſicherer ſie zu wiſſen glaubten, daß dieſelben tief unglücklich, wohl gar verloren ſeien.

Das Unrecht nahmen ſie hin, ohne ſich ſeiner gerade zu erfreuen, aber auch ohne es zu beſtreiten. Brüder des verſtorbenen Mannes und Vaters hatten ſich emporgeſchwungen und lebten ſcheinbar in Wohlhabenheit und Anſehen, ohne das kleine Erbe, das dem Kinde und ſeiner Mutter zukam, jemals herauszugeben oder ihnen auch nur einige Zinſen davon zu gönnen. Die Hochfahrenden waren eben ſtets in Geldſachen gedrückt und mochten die mäßigſten Summen nicht entbehren, das aber nicht eingeſtehen und ſtellten ſich daher, als anerkennten ſie das Recht nicht, ſo klar es war. Es hätte die zwei Frauen nur ein Wort gekoſtet,

Jene dazu zu zwingen und ihr öffentliches Ansehen bloßzustellen; allein sie waren selbst von ihren Glaubensgenossen nicht dazu zu bewegen und blieben, so lange sie lebten, die armen geduldigen Gläubiger der hochfahrenden ungerechten Verwandten, so daß in Wahrheit man sie die Reichen und diese die Armen nennen konnte.

Mit der Zeit nun waren sie älter und alt geworden; die Arbeit fing an ihnen beschwerlich, ein tägliches Leiden zu werden, ohne daß sie sich derselben entschlagen wollten, und die kränkliche Tochter strengte sich doppelt und dreifach an, um der Mutter wenigstens die nöthigste Erleichterung verschaffen zu können, und bei alledem blieben sie heiter und gefaßt und gewährten eher immer noch Anderen Trost und kleine Hülfsleistungen, als daß sie solche beanspruchten.

Um diese Zeit kam das große Unglück über das Haus Glor, wo die zahlreichen Arbeiter über Bedürfniß und Vermögen hinaus fort beschäftigt wurden. Während nun manche solcher Arbeiter, die Haus und Hof besaßen und von der Sachlage wohl stille Kenntniß hatten, ihren Verdienst ruhig weiter bezogen und die Aermeren vollends ihr Auskommen wie eine Schuldigkeit nach wie vor forderten, machte sich das arme schwache Agathchen allein ein Gewissen daraus.

Sie und ihre Mutter sagten sich, daß die verunglückten Herren mit jedem Tagelohn, den sie weiter auszahlten, ein gezwungenes Opfer brächten, welches sie nicht annehmen dürften oder wollten; sie beschlossen, ohne alle Ueberhebung, sondern aus reiner Güte, diesem Opfer aus dem Wege zu gehen, und zogen wirklich aus der Gegend hinweg. Agathchen, das alternde Mädchen, hatte freilich dabei noch den geheimen Plan, die Mutter ihrer Kundschaft zu entführen, bei deren Bedienung sie anfing zusammenzubrechen, wenn die großen Waschfeldzüge eines Morgens um drei Uhr begannen und drei Tage hindurch dauerten.

Sie dachte, ein Haspel- oder Windewerk in's Haus zu bekommen, wo sie dann die ruhende Mutter den ganzen Tag pflegen und zugleich für Beide arbeiten könnte.

Sie fanden in der Nähe der Hauptstadt das gesuchte Unterkommen in einem kleinen Häuschen, welches ihnen der Seidenherr zum Wohnen gab. Dieses Gebäudchen befand sich in einem entlegenen Baumgarten und enthielt zwei kleine Gemächer in der Art, daß das eine nach dem Baumgarten hinausging und nur zu erreichen war durch das andere, welches an der Landstraße lag. Jenes war ein sonniger, freundlicher Aufenthalt im Grünen, da die Wiese mit den Bäumen dicht am Fenster lag. Dieses dagegen war ein dunkles unfreundliches Gelaß, dessen Eingang zugleich die Hausthüre bildete und auf die staubige Landstraße ging. Neben der Thüre gab es als Fenster nur noch ein kleines vergittertes Loch in der Mauer.

In diesem finstern Aufenthalt saß ein unzufriedenes und häßliches altes Weib, welches denselben hätte räumen sollen, aber auf Bitten der frommen Frauen dort gelassen worden war. Sie selbst wohnten in dem freundlichern Gemach. Zwar hatten sie dasselbe schon einmal mit dem dunkeln Loch vertauscht, als die böse Alte sich darüber beklagte und zankte, und diese in das helle Stübchen sitzen lassen; allein hier hatte sie wiederum nicht bleiben wollen, weil sie den Eingang nicht bewachen und nicht sehen konnte, was auf der Straße vorging. Die beiden Geduldüberinnen hatten also doch wieder nach hinten ziehen müssen und sie wohnte wiederum im Loch, wo sie unaufhörlich schalt und drohte und die Ein- und Ausgehenden belauerte, ausfragte und gegen die guten Leutchen einzunehmen versuchte. Denn sie hatten allerlei Zuspruch von Freunden und Solchen, welche eines friedlichen Wortes bedürftig waren. Sie theilten auch alle kleinen Liebesgaben, die sie etwa erhielten und mit aufrichtigem Danke annahmen, sogleich mit dem Ungethüm, das die Theilung

jedoch unwirſch abmaß und grob zurückwies, wenn ſie ihm nicht raſch und pünktlich genug ſchien.

Sie fürchteten aber das Unweſen keineswegs und lebten in deſſen Nähe, wie etwa fromme Einſiedler in der Nachbarſchaft eines wilden Thieres oder eines ſchreckhaften Dämons.

Dies Weib war nun jene Sibylle der Verläumdung, welche man das Oelweib hieß, und die Jukundus Meyenthal aufſuchen wollte, um dem Unheil auf den Grund zu kommen, das er in der fröhlichen Nacht entdeckt hatte.

Als Juſtine das Häuschen erfragt und jetzt hergewandert kam, ſaß das Oelweib vor der Thüre an der Straße und ſcheuerte mürriſch ein Pfännchen.

Die Sage erzählt, daß zur Zeit, als Attila mit ſeinen Hunnen erſchien, in der Nähe von Augsburg eine wegen ihrer abſcheulichen Häßlichkeit verbannte Hexe wohnte, welche dem zahlloſen Heere, als es über den Lech ſetzen wollte, ganz allein und nackt auf einem abgemagerten ſchmutzigen Pferde entgegen geritten ſei und „Pack' Dich, Attila!“ geſchrieen habe, alſo daß Attila mit dem ganzen Heere voll Schrecken ſich ſtracks gewendet und eine andere Richtung eingeſchlagen habe, und ſo die Stadt von der verſtoßenen Hexe gerettet und dieſe mit einem guten neuen Hemde belohnt worden ſei. Aber dieſe Hexe hier verdiente um ihr Vaterland ſchwerlich ein neues Hemd.

Auch Juſtine wäre beinahe umgekehrt und entflohen, als ſie das Oelweib vor der Thüre ſitzen ſah mit dem großen viereckigen, gelblichen Geſicht, in welchem Neid, Rachſucht und Schadenfreude über gebrochener Eitelkeit gelagert waren, wie Zigeuner auf einer Haide um ein erloſchenes Feuer.

Die Unholdin ziſchte die ſchöne und ſtattliche Juſtine an und fragte ſie, indem ſie ſich aufrichtete, wohin ſie wolle, was ſie bei den Leuten zu thun habe; aber Juſtine faßte Muth und drang bei ihr vorbei durch die Finſterniß und ſtand plötzlich

bei den friedlichen Frauen im Sonnenſchein, das friſche Grün vor den Augen.

„Ei wie ſchön iſt es hier!“ rief ſie, indem ſie Korb und anderes abſtellte, den Hut weglegte und ſich ſetzte. Urſula und Agathe hingegen geriethen vom Erſtaunen über die Ueberraſchung in die herzlichſte Freude hinein. Urſula ſaß gichtbrüchig in einem Lehnſtuhle und konnte ſich nicht erheben; Agathchen aber ließ ihr halbes Dutzend Häſpelchen, die ſich mit glänzend rother Seide in der Sonne drehten, ſtille ſtehen. Eine vornehme gelaſſene Herzlichkeit verklärte das bleiche Geſicht der Tochter, die doch keine vornehme Erziehung genoſſen hatte. Juſtine bemerkte, daß auch ſie nicht ganz ſicher auf den Füßen ſtand; Agathchen erklärte lächelnd, daß dieſe ſie freilich etwas zu ſchmerzen anfingen und zuweilen ein Bischen geſchwollen würden. Aber ſie klagte, ſo wenig wie die Mutter, mit einem einzigen Wörtchen. Vielmehr beſchrieben ſie mit unſchuldiger Heiterkeit die ſchnurrige Hexe vor der Thüre, als Juſtine nach der unheimlichen Erſcheinung fragte, und wie man Geduld mit der armen Creatur haben müſſe, welche von böſen Geiſtern bewohnt und gewiß leidend genug ſei.

Wie erſtaunten ſie aber, als Juſtine ihre einfachen Geſchenke hervorholte. Die Strümpfe hätten dem Agathchen nicht willkommener ſein können; denn es geſtand, daß es doch faſt keine Zeit mehr finde zum Stricken, beſonders ſeit die Augen des Nachts beim Lämpchen nicht mehr recht ſehen wollten. Ihrerſeits hatte die Mutter das Päcklein friſchen Schnupftabak ſchon geöffnet und mit einer beinahe zu lebhaften Befriedigung ihr kleines Horndöschen damit gefüllt. Hier war der einzige Punkt, wo das Kind die Mutter ein wenig beherrſchte, indem es ihr nicht ganz ſo viel von der ſchwärzlichen Weltluſt zukommen ließ, wie ſie vielleicht, im Rückfall in ihre Jugendſünden, zu verbrauchen im Stande geweſen wäre. Doch lächelte jetzt Agathchen

ſelbſt gegen Juſtine hin, als die Mutter die friſche Priſe ſo fröhlich zu ſich nahm.

Von der Sahne aber füllte Agathchen ſogleich eine Schaale und ſchnitt ein Stück von dem weißen duftigen Brot, um es dem armen Weib draußen zu bringen. „Nicht ſo raſch!“ ſagte die Mutter leiſe, „damit ſie nicht überrumpelt wird, wenn ſie wieder an der Thüre horcht! Tritt ein Bischen laut auf mit den Füßen!“

„Ach, ſie thun mir ja zu weh, wenn ich damit ſtampfe!“ erwiederte die Tochter und lachte ſelbſt zu dem harmloſen Betrug, welchen ſie ſpielen ſollte. Doch huſtete ſie, ehe ſie die Thüre aufmachte, ein Weniges, und richtig ſah man draußen in der Dämmerung des Vorraumes die unförmliche Geſtalt des Weibes hinhuſchen, behender als man von ihr erwartete.

Als es nun wieder ſtille war, wollten Mutter und Tochter doch wiſſen, auf welche Weiſe die junge Herrenfrau hieher gekommen ſei und wohin des Weges ſie gehe; denn ſie bildeten ſich nicht ein, daß ſie nur zu ihnen allein ſo weit her habe kommen wollen.

Die Sonnenlichter, mit den Schatten der ſchwankenden Baumzweige vermiſcht, ſpielten auf dem Boden und an den Wänden des kleinen Stübchens; vor den offenen Fenſtern ſummten die Bienen und ein grünes Eidechschen war von der Wieſe herauf geklettert und guckte neugierig in das Gemach; ein zweites geſellte ſich dazu und beide ſchienen der Dinge gewärtig, die da kommen ſollten. Juſtine ſah Alles und fühlte dieſen Frieden; aber ſie fand keinen rechten Muth, die Stille zu unterbrechen, bis ſie zu weinen anfing und nun bedrängt und beklemmt den Frauen anvertraute und erzählte, daß ſie religionslos geworden ſei und bei ihnen Rath und Aufſchluß ſuche, worin ihr Glück beſtehe und woher ihr Seelenfrieden komme. Sie hoffte ein Neues, noch nicht Erfahrenes, Uebermächtiges zu erleben, dem ſie

ſich ohne weiteres Grübeln hingeben könne. Sogleich that die Urſula ihr Tabaksdöschen weg und Agathe legte nieder, was ſie eben in den Händen hatte; Beide ſahen ſich erſchrocken an, falteten unwillkürlich die Hände, und Juſtine ſah, wie Jedes für ſich leiſe betete und die Lippen bewegte, Agathchen mit rinnenden Thränen, die Mutter aber mit der ruhigeren Faſſung des Alters. Keines getraute ſich, ein Wort zu ſagen; ſie waren ganz erſchüttert von der an ſie herangetretenen Forderung, eine gelehrte und glänzende Perſon für das Heil zu gewinnen, und doch war die himmliſche Fügung nicht zu verkennen und anzuzweifeln.

Urſula fing zuerſt langſam an, einige Worte zu ſprechen, während Agathchen einen Schemel zu Juſtinen hinſchob, ſich zu ihren Füßen ſetzte und ihre Hände ergriff und ſtreichelte. Denn Juſtine war längſt ihre geheime Liebe und der vornehmſte Gegenſtand all' ihres Wohlwollens und ihrer Bewunderung geweſen.

Indeſſen kam die Sache in den geſuchten Gang, die Zungen löſ'ten ſich, und nun wetteiferten die beiden Weſen, dem Weltkinde die große Angelegenheit darzuthun und einander das Wort abzunehmen und zu ergänzen, wie zwei Kinder, welche einem dritten das ſo eben von der Großmutter gehörte Märchen erzählen.

Aber es war nichts Neues und Unerhörtes, was ſie vorbrachten, ſondern die alte harte und dürre Geſchichte vom Sündenfall, von der Verſöhnung Gottes durch das Blut ſeines Sohnes, der demnächſt kommen werde, zu richten die Lebendigen und die Todten, von der Auferſtehung des Fleiſches und der Gebeine, von der Hölle und der ewigen Verdammniß und von dem unbedingten Glauben an alle dieſe Dinge. Das Alles erzählten ſie wie etwas, das Niemand ſo recht und gut wiſſe, wie ſie und ihre Gemeinde, und ſie brachten es vor nicht mit der menſchlich ſchönen Anmuth, die ihnen ſonſt innewohnte bei Allem, was ſie

thaten und ſagten, ſondern mit einer haſtigen Trockenheit, eintönig und farblos, wie ein Auswendiggelerntes. Bei keinem Punkte wurden die Worte weicher und milder, nirgends die Augen wärmer und belebter, ſelbſt das Leiden und Sterben Jeſu behandelten ſie wie einen Lehrgegenſtand und nicht wie eine Gemüths- oder Gefühlsſache. Es war eine weſenloſe Welt für ſich, von der ſie ſprachen, und ſie ſelbſt mit ihrem übrigen Weſen waren wieder eine andere Welt.

Dazu redeten ſie, in einfältiger Nachahmung ihrer Prediger, unbeholfen und ungefällig, ja befehlshaberiſch in Hinſicht auf das bei jedem zweiten Wort wieder geforderte Glauben.

Da ſah Juſtine, daß die guten Frauen ihren Frieden wo anders her hatten, als aus ihrer Kirchenlehre, und ihn nicht mit dieſer verſchenken konnten; oder daß vielmehr nur ſie mit ihrer beſonderen Einrichtung auf dieſem dürren Erdreich hatten wachſen können, weil ſie die Nahrung aus den freien Himmelslüften zogen. Sie war vergeblich hergekommen; das Herz zog ſich ihr zuſammen, daß es beinahe ſtill zu ſtehen drohte, und ſie lehnte ſich auf ihrem hölzernen Stuhle zurück, um ſich zu erholen, während die Predigerinnen immer noch fortſprachen. Sie erholte ſich auch nach und nach, war aber immer noch weiß, wie die getünchte Wand ringsumher, und ſuchte ſich zu beſinnen, wie ſie, ohne die Frauen zu kränken, die Sache beendigen und fortkommen könne.

Plötzlich ertönte vor der Thüre ein häßlicher Schrei, wie wenn einer Katze auf den Schwanz getreten würde. Erſchreckt eilte Agathchen hin und öffnete die Thüre, daß das volle Licht in die dunkle Vorkammer drang, und man ſah einen ſchlanken hochgewachſenen Mann, welcher das Oelweib an der Kehle feſthielt und ein Weniges an die Wand drückte. Beſchämt und verlegen ließ er die Hexe aber ſogleich wieder frei, als das Licht auf die Scene fiel, und auch aus Eckel, weil ſie ihm in der Angſt und

Wuth auf die Hand geiferte, die er nun abwischte. Jetzt ließ sich aber ein wohltönender Ausruf hören von Seite Justinens her, welche in dem Manne den Herren Jukundus Meyenthal erkannte; der kehrte sich zu ihr und sofort fielen sich beide Gatten um den Hals und hielten sich lange umfaßt. Dann betrachteten sie sich aufmerksam und sorglich die ernsten traurigen Gesichter und gingen endlich vor der Hand in das Stübchen der Frauen hinein an das Sonnenlicht.

Jukundus war, während Justine ihren Glaubensunterricht empfing, zur guten Stunde in die Höhle der Hexe gekommen. Sie hatte zuerst boshaft und zufrieden gelächelt, weil sie glaubte, der hübsche Mann und die schöne Frau hätten ein verbotenes Stelldichein bei den frommen Weibern, und diese böten endlich ihre schwache Seite dar und ein ganzer Krug voll Rosenöl werde aus diesem Abenteuer zu gewinnen sein.

Als aber Jukundus sein Verzeichniß anzuschwärzender Bieberleute hervorzog, ihr sagte, um was es sich handle, in wessen Namen und Auftrag er gekommen, und sie ziemlich trocken und kurz zu fragen begann, was sie von jedem wisse oder was sich thun lasse, um denselben als Bösewicht in das verdiente Gerücht zu bringen und zur Strafe zu ziehen, sagte sie mürrisch: „Den kenne ich nicht! Die haben mir nichts gethan!“

Dieses Thier hat doch wenigstens den Instinkt, nur Diejenigen zu beißen, die es berührt oder gestoßen haben! dachte Jukundus und fragte, was ihr denn dieser oder jener von den früher Angefallenen gethan habe?

Sie lachte sogleich heiser, als sie die Namen jener Opfer hörte und sich des gewichtigen Antheils erinnerte, welcher ihr an der lustigen Hetzjagd vergönnt gewesen. Jedoch gab sie keine Antwort auf die Frage, sondern begann mit schwerfälliger Beredsamkeit zu schildern, wie sie bei dem Aufbringen und Ausbreiten der bösen Nachreden und Anschuldigungen verfahren sei.

Da brauche es zuerſt nur eine beſtimmte, an ſich unſchuldige Eigenſchaft, einen Zuſtand, ein Kennzeichen des Betreffenden, einen Vorfall, das Zuſammenkommen zweier Umſtände oder Zufälle, irgend etwas, das an ſich wahr und unbezweifelt ſei und für die zu machende Erfindung einen Kern von Wirklichkeit abgebe. Auch ſeien nicht nur Erfindungen zu verwenden, ſondern man könne auch mit Vortheil die von dem Einen verübten Vergehen und Abſcheulichkeiten auf den Andern übertragen mittelſt jener äußeren wirklichen Zufälligkeiten, oder das, was man ſelbſt zu thun immer Luſt verſpüre oder vielleicht ſchon ein Bischen gethan habe, einem Andern anhängen. Auf ſolche Weiſe das oft unbillige Schickſal auszugleichen und zu verbeſſern, gewähre ein gewiſſermaßen göttliches Vergnügen, wie z. B. wenn man von zwei Menſchen den einen wohl leiden möge, den andern haſſe, der erſte aber ein armer, böſer, mißlungener Schwerenöther, der letztere ein unerträglicher Rechthuer ſei, der nichts an ſich kommen laſſe. Da fühle man ſich dann ſo recht wie eine Vorſehung, wenn man die Unreinlichkeiten und Gebrechen des guten Freundes und Dulders dieſem abzunehmen und dem widerwärtigen Rechthaber aufzubürden verſtehe. Ja, es ſei etwas Großes, mit einem ausgeſtreuten Wörtlein ein ſtolzes Haus in Schmach und Ungemach zu ſtürzen, größer, als wenn ein Zauberer einen Sturm erregen und Schiffe auf dem Meer untergehen laſſen könne.

Bei dieſen Reden verrieth das Weib weit mehr Welt- und Perſonenkenntniß, als ihr ungefüges Aeußere und die ärmliche Lage hätten erwarten laſſen; aber alle dieſe Kenntniß war verkümmert und verkrüppelt und wucherte nur um die Oberfläche der Dinge herum, wie ein Moosgeflecht. Auch glich ſie trotz ihrer Verſchmitztheit zuweilen einem Kinde, welches in Unwiſſenheit mit dem Feuer ſpielt und dabei eine Stadt anzündet.

Den oft verworrenen Worten und Anſpielungen war mit

Mühe zu entnehmen, daß das Weib den eigenen Eltern oder Großeltern vorwarf, eine vornehme Herkunft verläppert und sie dem Elend und der Dunkelheit ausgesetzt zu haben, daß sie einst mit einem Schuster verheirathet gewesen, der lang mit ihr gerungen, sie aber zuletzt besiegt und fortgejagt hatte, und daß sie sich jetzt mit Haustren ernährte, indem sie bald diese, bald jene Waare ausfindig machte, mit welcher sie, wenn sie aufgelegt war, in allen Gassen herum streichen, von Haus zu Haus schleichen und ihrem finstern Treiben obliegen konnte.

Plötzlich unterbrach sich die Hexe in ihrer Rede und verlangte nochmals die Namen Derjenigen zu sehen, die neuerdings verläumdet werden sollten, denn sie hatte über ihrem Reden unversehens Lust bekommen, wieder zu handeln und Vorsehung zu spielen.

Jukundus gab ihr den Zettel in die Hände, um zum letzten Ueberfluß noch zu sehen, wie sie im Einzelnen zu Werke ging, nachdem er sich im Allgemeinen schon überzeugt hatte, auf welcher Grundlage die große öffentliche Verfolgung aufgebaut sei.

Gleich beim ersten Namen, der einem ehrlichen Bürgersmann angehörte, rief sie: „Halt, den kenne ich doch! Wie konnte ich den übersehen? Das ist ja der saubere Herr, der mich einmal aus dem Hause gewiesen hat, als ich in seiner Küche mit den Dienstboten sprach! Der hat rasch hintereinander mehrere Erbschaften gemacht und ist reich geworden, während arme Verwandte am Hungertuch nagen! Der wird ein artiger Erbschleicher sein, wenn man die Sache näher untersucht und in einen vernünftigen Zusammenhang bringt. Denn ein paar alte Basen von ihm, die er beerbt hat, sind unvermuthet gestorben, ja, was sage ich? Sein eigener Vater ist vor ein paar Jahren gestorben, ohne daß er sehr alt oder krank war, höchst wunderlich!"

Jetzt erschrack aber Jukundus über die Folgen seines Thuns und er entriß der Alten den Zettel, indem er rief: „Schweigt

ſtill, abſcheuliche Oelhexe! und unterſteht Euch nicht, ein einziges Wort von alledem zu wiederholen, was Ihr da lügt, oder Ihr habt es mit mir zu thun!"

„Mit Euch?" erwiederte die Unholdin, die ihn plötzlich mit aufgeriſſenen Augen anglotzte und dann ziſchte: „Was iſt's mit Euch? was willſt Du eigentlich von mir, Du Hund? Du verfluchter Spion? Willſt Du mich beſtechen und zu Schlechtigkeiten mißbrauchen? Wart, Dich wollen wir ſchön in die Mache nehmen! Man kennt Dich ſchon! Man kennt Dich ſchon, Du erzſchlechter Kerl!"

Von der häßlichen Wuth des Weibes und dem ungeheuerlichen Geſicht, das ſie zeigte, gereizt, packte Jukundus, der ſich ſchon zum Gehen gewandt hatte, ſie einen Augenblick, ſich vergeſſend, am Kragen und entlockte ihr eben dadurch den Schrei, welcher das Wiederſehen mit Juſtinen herbeiführte, ſo daß er die Verletzung des morgenländiſchen Gebotes:

„Mit einer Blume nur zu ſchlagen
Ein Frauenbild, nicht ſollſt Du wagen!

welches ihm nachher einfiel, ſchließlich doch nicht bereute.

Urſula und ihre Tochter waren von dem Zuſammentreffen der getrennten Gatten in ihrer Wohnung gerührt und erfreut; ſie betrachteten es als eine weitere Fügung Gottes, wobei ihnen zweifelhaft erſchien, ob die begonnene Glaubenslehre ihren Fortgang haben werde; denn ſie trauten dem Herrn Meyenthal nicht ganz. Sie ſtellten daher die Sache einem Höheren anheim und ſchwiegen jetzt beſcheiden von derſelben; ſogleich nahm auch Urſula ihr Tabaksdöschen wieder zur Hand.

Jukundus und Juſtine ſprachen indeſſen nicht viel und trachteten, in's Freie zu kommen. Nachdem ſie über ihr Zuſammentreffen an dieſem Orte das Nöthigſte ſich erklärt hatten, ver-

abſchiedeten ſie ſich von den guten Chriſtinnen, die Jukundus noch wohl kannte, und verſprachen ihnen weitere Nachricht und Theilnahme. Als ſie durch das Gelaß des Oelweibes gingen, war dieſes nicht zu ſehen und mußte ſich verſteckt haben. Doch kaum waren ſie auf der Straße, ſo erſchien ihr Geſicht unter dem Gitterfenſterchen, wo ſie ihnen gräuliche Schimpf- und Drohworte nachrief. Doch ſie hörten nichts davon, da ſie genugſam mit ſich ſelber beſchäftigt waren und mit einem neuartigen Glücksgefühl, doch immerfort in tiefem Ernſte, neben einander hingingen.

Jukundus hatte in einem Gaſthauſe ein Pferd ſtehen, auf welchem er die ziemlich weite Strecke hergeritten war; Juſtine hatte mit einem Bruder verabredet, auf einem aus der Stadt kommenden Dampfboote an der nächſten Landungsſtelle zur gemeinſamen Rückfahrt zuſammenzutreffen. Sie verabredeten daher, ſich am nächſten Morgen wieder zu ſehen und zwar bei den Großeltern auf dem Berge bei Schwanau, wohin Jukundus ſich in aller Frühe aufmachen ſollte. Dort wollten ſie den ganzen Tag zubringen und ſich ausſprechen. So gingen ſie für heute von einander und blickten ſich dabei treuherzig und innig in die Augen, aber immer im tiefſten Ernſte.

Der folgende Tag war ein Sonntag, der mit dem ſchönſten Junimorgen aufging. Juſtine war mit der Sonne wach; ſie rüſtete und ſchmückte ſich, als ob es zu einem Feſte ginge, indem ſie gegen ihre letzte Gewohnheit das Haar in reiche Locken ordnete, ein duftiges helles Sommerkleid anzog, auch den Hals mit etwelchem feinen Schmucke bedachte. So ging ſie, ungeſehen von den noch ſchlafenden Ihrigen, den Weg nach der Höhe, das Geſicht leicht geröthet und rüſtigen Schrittes. Die Großmutter war über ihre jugendliche und reizende Erſcheinung ganz verwundert und auch zufrieden mit der Wendung, welche das Schickſal zu nehmen ſchien. Sie zwang, da ſie beim Frühſtück

ſaß, die Enkelin, die noch nichts genoſſen hatte, eine Schaale Kaffee zu trinken. Doch ruhte Juſtine nicht lange, ſondern brach wieder auf, um auf dem Bergwege, auf welchem Jukundus kommen mußte, ihm entgegen zu gehen. So wandelte ſie in bänglich froher Erwartung in die Sonntagsmorgenſtille hinein. Die Erde war überall, wo man hin ſah, mit Blumen bedeckt, von den eben verblühenden Bäumen wehten die Blüthen hinweg, wenn ein Lufthauch ſich erhob. Jetzt begannen die Kirchenglocken in der Nähe und in der Ferne zu läuten, rings um den langhin gedehnten See, in den weißſchimmernden Ortſchaften; die tiefen vollen Töne der mächtigen Glocken floßen zuſammen und erfüllten weit und breit die Luft wie ein unendliches Klangmeer, welches an das klopfende Herz Juſtine's hinan ſchwoll und es in ſeine Tiefe zurück zu ziehen drohte. Allein ſie kehrte nicht zurück, ſondern eilte, getragen von den tönenden Wogen, dem Manne entgegen, der jetzt im Scheine der Morgenſonne raſchen Schrittes heran kam. Sobald ſie einander gewahrten, kehrte das verloren geweſene Lachen in ihre Geſichter zurück, und ſie umarmten und küßten ſich herzlich.

Ohne darauf zu achten, wohin ſie gingen, geriethen ſie auf einen Waldpfad und beſtiegen Arm in Arm die oberſte Höhe des Berges, während ſie in gegenſeitigem Geplauder ſich Alles erzählten, was ihnen widerfahren und was ſie gelebt und gedacht über die Zeit ihrer Trennung. Das Glockengeläute verlor ſich indeſſen allmälig durch die hinter ihnen liegenden Waldungen, ſowie durch das endliche Aufhören, und als der letzte Ton mit einem einzelnen Nachſchlag verhallte, wurden ſie doch der tiefen Stille inne, welche jetzt eintrat. Sie befanden ſich am Rande einer geräumigen Waldlichtung, die eine ſchön gepflegte Baumſchule umfaßte. In wohlgeordneten Reihen ſtanden Tauſende und wieder Tauſende von winzigen Weißtännchen, Rothtännchen, Fichtchen, Lärchlein, kaum drei bis vier Zoll hoch, die ihre hell

grünen Köpfchen emporstreckten und einer festlichen Versammlung vieler Kleinkinderschulen glichen. Dann standen die gereihten Schaaren kniehoher, dann brusthoher Bäumchen, wie wackere Knabenschulen, bis ein Heer mannshoher Buchen-, Eichen-, Ahornjünglinge folgte und im Rücken derselben die schützende Gemeinde der alten Hochwaldbäume die Versammlung abschloß. Die ganze Pflanzschule war so sorgfältig und zierlich gehalten wie der Garten eines großen Herren, obwohl sie nur einer bäuerlichen Genossenschaft gehörte; die feierliche Stille erhöhte den überraschenden Eindruck, welchen der Anblick einer liebevollen Sorge hervorbrachte, die nicht mehr für das eigene Leben, sondern für ein kommendes Jahrhundert, für die Enkel und Urenkel waltete.

Im durchsichtigen Schatten junger Ahornstämmchen war von den Forstleuten eine Ruhebank angebracht worden, auf welche Jukundus und Justine sich niederließen, den tröstlichen Anblick schweigend und ruhevoll genießend.

„Siehst Du," sagte endlich Jukundus, indem er Justinens Hände ergriff, „so wie wir uns nur wieder gefunden haben, sehen wir gleich, daß die Welt überhaupt nicht so schlimm ist, als sie sich gerne stellen möchte. Alle diese hastigen und harten Selbstsüchtigen geben sich eigentlich doch alle ihre Mühe nur für ihre Kinder und erfüllen sogar Pflichten der Vorsorge für die ihnen unbekannten künftigen Geschlechter!"

„Hast Du mich auch noch ein Bischen lieb?" erwiederte Justine, welche in diesem Augenblicke nur für sich sorgen mochte. Jukundus blickte in die Ferne und sah durch ein paar Tannenwipfel hindurch eine Spanne des blauen Horizontes mit einem länglichen weißen Gebäude schimmern, das mehr zu ahnen als zu erkennen war.

„Kannst Du jenes weiß glänzende Ding sehen?" sagte er, „es ist einst ein Kloster gewesen, das vor siebenhundert Jahren

ein Rittersmann zum Gedächtniß seiner Frau gestiftet hat, als sie ihm gestorben war. Er selbst ging in das Haus hinein und verließ es in seinem Leben nicht wieder. So lieb bist Du mir wie dem seine Frau war, obgleich ich in kein Kloster gehen würde, wenn ich Dich verlöre. Aber der ganze glänzende und stille Weltsaal wäre für mich das Gotteshaus Deines Gedächtnisses, Deine Grabkirche! Doch laß uns nun den kleinen Ehrenhandel schlichten, der noch zwischen uns schwebt. Zur Buße und Sühnung sollst Du mir jenes grobe Wort noch einmal sagen, das uns entzweit hat, Du gröbliches Liebchen, aber mit lachendem Munde, damit es seinen bösen Sinn verliert! Schnell also, wie hieß es?"

Er legte hiebei den Arm um ihre Schultern und hielt mit der andern Hand ihr Kinn fest. Sie schüttelte aber den Kopf und verschloß, so dicht sie konnte, den Mund. Da klopfte er ihr sachte auf die Wangen, suchte ihr den Mund aufzumachen und sagte immer: „Schnell! heraus mit der Sprache, rühre Dein Zünglein!" bis sie voll Zärtlichkeit und Scherz das Wort rasch, aber fast unhörbar hersagte: Lumpaci! worauf Jukundus sie küßte.

Wie sie nun so sich umfaßt hielten und eine Weile schwiegen, sagte Justine unversehens:

„Jukundus, was wollen wir nun mit der Religion oder mit der Kirche machen?"

„Nichts," antwortete er. Nach einigem Sinnen fuhr er fort:

„Wenn sich das Ewige und Unendliche immer so still hält und verbirgt, warum sollten wir uns nicht auch einmal eine Zeit ganz vergnügt und friedlich still halten können? Ich bin des aufdringlichen Wesens und der Plattheiten aller dieser Unberufenen müde, die auch nichts wissen und mich doch immer behirten wollen. Wenn die persönlichen Gestalten aus einer Re-

ligion hinweg gezogen sind, so verfallen ihre Tempel und der Rest ist Schweigen. Aber die gewonnene Stille und Ruhe ist nicht der Tod, sondern das Leben, das fortblüht und leuchtet, wie dieser Sonntagsmorgen, und guten Gewissens wandeln wir hindurch, der Dinge gewärtig, die kommen oder nicht kommen werden. Guten Gewissens und ungetheilt schreiten wir fort; nicht Kopf und Herz oder Wissen und Gemüth lassen wir uns durch den bekannten elenden Gemeinplatz auseinanderreißen; denn wir müssen als ganze untheilbare Leute in das Gericht, das Jeden ereilt!"

Justine schaute ihren Mann während dieser Reden unverwandt an und mit erröthendem Gesicht, weil sie empfand, daß sie ihn längst so offen hätte zu ihr sprechen hören können, wenn sie sich eher ihm anvertraut hätte, als einem Kirchenmanne.

Mochten nun Jukundus Worte weise oder thöricht sein, so gefielen sie ihr jedenfalls über die Maßen wohl, zum Beweise, daß sie jetzt ganz ihm angehörte.

„Amen!" sagte Jukundus, „ich glaube fast, ich fange auch an zu predigen!"

„Nicht Amen!" rief Justine, „fahre fort und sprich weiter! denke, diese Baumschule sei Deine Gemeinde und predige ihr, wie jener Heilige den Steinen oder ein anderer den Fischen!"

„Nein, die Kirche ist aus! hörst Du das Zeichen?" antwortete Jukundus lachend, als wirklich in der Ferne hier und dort die Glocken die Beendigung des Gottesdienstes verkündeten.

Sie erhoben sich und gingen langsam nach der Wohnung der Großeltern, so daß es Mittag wurde, bis sie dort anlangten. Die Alten hatten aber, um ein rechtes Versöhnungsfest bei sich zu sehen, die ganze Familie aus Schwanau herauf beschieden und ein einfach kräftiges Mal nach ländlicher Art bereitet. Alles war versammelt, als das versöhnte schöne Paar kam. Es herrschte aber zuerst einige Spannung und Befangenheit; doch

als man ſah, daß das verlorene Lachen wiedergekehrt war, verbreitete ſich der Sonnenſchein des alten Glückes im ganzen Hauſe. Die Stauffacherin glänzte wie ein Stern und ergriff feſt wieder das Steuer, um das wiederhergeſtellte Glücksſchiff zu lenken.

Juſtine zog nun zu ihrem Manne nach der Stadt, wo er ohne Unterbrechung wohl gedieh und ſeine Leichtgläubigkeit in Geſchäfts- und Verkehrsſachen verlor, ohne deßwegen ſelbſt unwahr und trügeriſch zu werden.

Sie bekamen einen Sohn und eine Tochter, welche ſie Juſtus und Jukunde nannten und die blühende, lachende Schönheit weiter vererben werden.

Sie beſuchten öfter die frommen Frauen Urſula und Agathchen, wenn ſie einen Spaziergang machten, und ließen es ihnen an Nichts fehlen. Das Oelweib war fortgezogen, da es die vollkommene Unſchuld und Güte nicht vertrug.

Der Pfarrer, deſſen ſchwache Stunde Juſtine geſehen hatte, kam zuweilen auch wieder herbei und vertraute ſich dem Paare gerne an. Er führte mit ſchwerem Herzen noch eine Zeit lang ſeinen bedenklichen Tanz auf dem ſchwanken Seile aus und war dann froh, durch Jukundis Vermittlung in ein weltliches Geſchäft treten zu können, in welchem er ſich viel geriebener und brauchbarer erwies, als Jukundus ſelber einſt in Seldwyla und Schwanau gethan hatte; denn er, der Pfarrer, glaubte nicht leicht, was ihm Einer vorgab.